3 1761 08152766 5

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/schriften1v3enge

5765

(27) 303

J. J. Engel's 611

Schriften.

Bd. 1–3

Erster Band.

29320
5/10/93.

Der Philosoph für die Welt.

Erster Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1844.

24330
5/10/43.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Erstes Stück: Die Göttinnen. 3

Zweites Stück: Ueber die Leiden des jungen Werther. Von Garve. 14

Drittes Stück: Die Höhle auf Antiparos. Von der Gefahr gewisser Lectüren für gewisse Leser. 21

Viertes Stück: Bayle an Shaftesbury. Von Eberhard. 34

Fünftes Stück: Shaftesbury an Bayle. Von Eberhard. 38

Sechstes Stück: Tobias Witt. 44

Siebentes Stück: Die Eiche und die Eichel. Ein Gespräch über Hrn. Dutens Buch „Von dem Ursprunge der Entdeckungen, die den Neuern zugeschrieben werden.“ . . 50

Achtes Stück: Erster Brief an Hrn. Dutens. 58

Neuntes Stück: Zweiter Brief an Hrn. Dutens. . . . 63

Zehntes Stück: Ueber Emilia Galotti; erster Brief. . . 68

Elftes Stück: Ueber Emilia Galotti; zweiter Brief. . . 75

Zwölftes Stück: Ueber Emilia Galotti; dritter Brief. . 82

Seite
Dreizehntes Stück: Ueber Emilia Galotti; vierter Brief. 88
Vierzehntes Stück: Hylas und Philonous. Von Moses Mendelssohn. 101
Funfzehntes Stück: Der Bienenkorb. 106
Sechzehntes Stück: Traum des Galilei. Oder: von den Freuden der Erkenntniß. 118
Siebzehntes Stück: Das Weihnachtgeschenk. Von Garve. 128
Achtzehntes Stück: Der Habicht. Ein Gespräch über die Einführung der Raubthiere in die Natur. 132
Neunzehntes Stück: Proben rabbinischer Weisheit. Von Moses Mendelssohn. 146
Zwanzigstes Stück: Fortsetzung der Proben rabbinischer Weisheit. Von Friedländer. 156
Ein und zwanzigstes Stück: Die Bildsäule. 166
Zwei und zwanzigstes Stück: Die Gurmethoden. . . 176
Zusatz des Herausgebers. 181

Der

Philosoph

für die Welt.

Erster Theil.

Erstes Stück.

Die Göttinnen.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in steter Uneinigkeit. Beide wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altären der andern; erst mußte er des Dienstes der Venus überdrüßig seyn, ehe er sie verließ und sich dem Dienste Minervens weihte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unparteiisch zwischen beiden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn daher mit ihren süßesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beider Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes,

und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern, hatte er auch der Venus große Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worin er seiner Majestät vergaß, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beispiele könnten sie auch folgen, als dem Beispiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es also zwischen beiden Göttinnen bei Blicken, bei Ironieen, bei Anspielungen; kurz, bei dem ganzen kleinen Nadelgefechte, womit sich die Damen oft schmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer sich schlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabei noch am besten. Minerva war zu ernsthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philosophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihre Soriten Apollo gähnte, daß ihm von der Bewegung der Lorbeer um seine Schläfe rauschte; wenn Bacchus, zurückgelehnt an eine der Säulen des Göttersaales, mit vorgestrecktem Bauch und beide Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegschnarchte; wenn selbst der Adler Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süßen und malerischen Stellung schlummerte, worin ihn Pindar beschreibt: so fing auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren berußten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süße Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuß auf seine Wangen und Lippen drückte, daß Alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten Alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleien für baare Münze nahm, und sich vor Freude

und Zärtlichkeit nicht zu lassen wußte. — Auftritte dieser Art gingen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte sie oft die größten Bitterkeiten ausgeströmt, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit sich erinnert hätte, daß sie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, zischelte oft Jupiter seiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es sollte dein Vortheil seyn, wenn du mit der von Cythere Freundschaft hieltest. — Minerva selbst sah das ein; aber sie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eifersucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. Alle Welt drängte sich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die ersten, die schönsten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten, um sich der Venus Gunst zu versprechen; und so bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre sah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mädchen: es war an ihren Festen das lebendigste Gewühl um sie her; im Heiligthume Minervens standen nur sparsame Gruppen kraftloser Greise und welker Matronen, die mühsam an ihren Stäben herzuschlichen, statt Opfer Weihrauch brachten, und ihrem Reiche nur noch wenig Dienste versprachen. Selten fand sich ein Jüngling, und noch weit seltner ein Mädchen. — Kam einst von der Liebe, aus Verdruß nicht erhört zu seyn, ein Mann oder ein Jüngling zu der Weisheit herüber; so war es mit unwillig langsamen Schritt, und immer den Blick mehr hinterwärts als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es selten, daß er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein einziges flüchtiges Lächeln,

das die Göttinn ihm nachschickte; so war aller Unwille aus seiner Brust verschwunden, und er eilte nur desto brünstiger wieder zurück. Ja selbst unter den abgelebtesten Greisen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meisten forderten ihre Gunstbezeugungen nur, um doch Etwas zu haben, da sie das nicht mehr haben konnten, was sie sonst freilich am liebsten gehabt hätten.

Einst, da sich Minerva, beim einsamen Schimmer des Mondes, zu dem geliebtesten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüssen zu begünstigen, und sein inneres Auge zum seligen Anschauen der intellectuellen Schönheit zu öffnen, fand sie ihren Platz schon von der Göttinn der Liebe eingenommen, und den ernsthaften Weisen mitten in dem noch seligern Anschauen einer sinnlichen Schönheit begriffen. Dieser neue Triumph ihrer Feindinn war allzu kränkend, als daß sie ihn so im Stillen hätte verschmerzen sollen. Sie verfolgte von diesem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendsten Anmerkungen, und fand bei den entferntesten Veranlassungen Uebergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in seinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und schrecklich zusammengezogenen Augenbraunen hervorschoß; aber umsonst! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, daß Neckereien dieser Art einer Gottheit nicht anständig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem sie mit dem Gespräche zur Seite absprang; sage mir: was ist eine Gottheit? Ich bin schon längst in meinem Begriff davon irre geworden. Es giebt

ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nationen gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie! was das ist? — Wenn der Mensch fragt: wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über den Wurm. Wenn eine Göttinn so fragt, so sinkt sie zur Menschheit hinab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dies Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten?

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freien Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers, die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermißt: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: in den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wollust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde, die Dichter — was darf ich Ihnen mehr sagen? — sind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunstgriff sich eine Partei zu machen, ist sehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeisterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt sein Gesang von Göttern und Weisen und Helden; aber die Sänger der Liebe sind auch die Sänger des Weins und schöpfen ihre Begeisterung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der sorglose Bacchus, und reichte seinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus stand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fing sie an, mit jener freundlichen Holdseligkeit, die jeden Verdruß verscheucht und jede Sorge hinwegschmelzt; und dann streichelte sie seine Wangen, daß die kleinste Runzel von seiner Stirne schwand, und die ernsthafte Juno vor eifersüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief sie noch einmal: du mußt es wissen; du kennst mich. Ist es wahr, daß ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeschreiblich, und Juno knirschte vor Wuth. Denn so feind sie auch den Ausschweifungen ihres Gemahls war, so sehr haßte sie doch alle Anspielungen darauf; sie mußten denn von ihr selbst, zwischen den stummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fing endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an: was zankt Ihr denn immer, Ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva sagte, das Kennzeichen der Gottheit ist, so dürft Ihr euch nur versöhnen, um beide mehr Gottheiten zu seyn. Apoll hat euch das so oft schon gerathen, und ich so

oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erst über den Kocyt dürfen, um ein Elysium zu finden; es wird ihnen an seinen beiden Ufern blühen. — Du, Minerva, bist allzustrenge, und du, Venus, zu leichtsinnig.

Allzustrenge? sagte Minerva; und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget ward. Sie sagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris schoß auf ihrem farbigen Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgst; aber nur Geduld! und du selbst magst dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Gestalt mit sich, die den ganzen Himmel in Erstaunen setzte. Es war kein Mensch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menschen: ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worin der letzte Funke Feuers erloschen war, lagen tief in ihren Höhlen; sein Nacken war krumm und gebückt, und seine Stimme keuchend, wie eines Nestor.

Da seht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückseligkeit, womit die Göttinn von Cythere ihren Anbetern lohnt! Und solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll. Ihr haltet sie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie steht mit den Göttern des Todes in Bündniß. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grausam als sie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; so ist sie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerschneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfahrt der Menschen am Herzen — wurden über diesen Anblick erbittert. Jupiter schüttelte sein Haupt, daß der himmlische Pal-

laſt durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und ſelbſt der menſchenwürgende Mars fluchte in ſeiner Wuth alle Ströme der Hölle zuſammen. Indeß ſaß die Göttinn von Cythere da, als wollte ſie durch den kryſtallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefſten Abgründe am Kaukaſus ſinken: nur dann und wann erhob ſie ein ſchüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Beſſerung zu geloben ſchien.

Aber ſchon hatte ſie heimlich, ſobald ſie Minervens Abſicht errieth, dem Mercur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verſtand, und ſchnell, als ob er vom erſten der Götter käme, zu vollſtrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel ſtand der kleinen ſüßlächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter ſelbſt. Alles liebte ſie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus: die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und ſtand eben in der Mitte einer der gründlichſten Abhandlungen — gründlicher, als ſie je ein Mitglied vor der franzöſiſchen Akademie eines deutſchen Königs verlas — worin ſie mit größter Scharfſinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre Glückſeligkeit ſei, und mit den triftigſten Beweisgründen darthat, daß alles, was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts als eitle, hinfällige, ſinnliche, thieriſche, thörichte — —

Und hier kam Mercur wieder zurück. — Ein neues Geſpenſt? riefen die Götter. Hatten wir nicht ſchon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft ſie hinaus! ſchafft ſie hinaus! oder wollt Ihr den Himmel zu einem Orcus machen?

O Mercur! seufzte Venus, als ob sie ihre Beschämung nicht länger ertragen könnte: mußt denn auch du, Mercur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dies Gerippe hier Sie an? Schämen Sie Sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieses hier lassen Sie Sich Minerva schämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeß der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erstarben. — Aber beim Jupiter, ja! das ist kein Liebhaber; das ist ein Weiser. — Armes Geschöpf! Laß mich dich ansehen! Du blinzelst? Kann dich dieses sanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven so schwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch schwächer. Rede leiser mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerstimme des Jupiter.

Ist es möglich? Und doch ist meine Stimme, wie alle Götter sagen, die sanfteste im Olympus. — Du zitterst? Dich schaudert? Fühlst du denn nicht den Einfluß dieses holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt' ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens ist in allen meinen Gefäßen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine desto tödtlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem sich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte: — jene Farbe, und diese Farbe; jene Wangen, und diese Wangen; jene Ohnmacht, und diese Ohnmacht — —

Ist's denn meine Schuld, rief Minerva mit höhnisch auf-

gezogener Oberlippe, daß dieser Thor sich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und ist es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genusse der meinigen, keine Gränzen kannte?

Schamlose Vergleichung! sagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, so hat doch der meinige zu dem edelsten Endzwecke gearbeitet. Er hat gesucht, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menschen selbst zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach sie. Alle weibliche Gottheiten, selbst die alte großmütterliche Ceres, versteckten das Gesicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamlosigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Mercur, beide Gerippe hinauszuschaffen, deren Anblick ihm die Freude seines Himmels verderbte. Nimm sie nur gleich mit zum Styx, sprach er: denn warum willst du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt sie sicher für Schatten!

Und dann wandte er sich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit! Sehet da die Früchte eurer ausschließenden Herrschsucht! Wir alle, so viel unser sind, sollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wollüste des Geistes, noch für die Wollüste des Körpers ist der Mensch allein geschaffen; in beiden stürzt Uebermaaß ihn ins Elend. So wie der äußere Mensch ohne unsre vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Aether, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Wasser, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulkan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwischen, mit emporgehobenem Becher —

Nicht bestehen kann: so kann auch der innere Mensch ohne eure vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Musen, Apoll, zu keiner Vollkommenheit aufblühen; und der ganze Mensch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leser! Indem ich eine der trefflichsten philosophischen Deductionen aus dem Archiv des Himmels, wovon Mercur einige Blätter für mich entwandt hat, dir abschreiben will; so fährt durch meine einsame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich also mit dem was du hast, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein es zu suchen.

Zweites Stück.

Ueber die Leiden des jungen Werther.

(Aus einem Briefe.)

— Auch für mich ist der Charakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, dahingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und

Teufel; das andere, Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele Statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit; Gunst beim Publikum, und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unserer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen gelangen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen, und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht, kommt dabei alles auf die eine

Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiederbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhangen. Ich weiß nicht, sagt Werther selbst, was das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur, für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophiren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nehmlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Activität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel, — mit Einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf, Statt. So weit als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm

glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben und sterben läßt; der alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir seyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen: ob es der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt sei, sich zu ermorden; etwas anders die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch davor bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punct!

Dies macht bei Werthern einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles, was seine

Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz; der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne als er Aehnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt auf sie mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der Andern, besonders je näher ihm diese Andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit, in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergessenen und vernachlässigten Werke, lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm Alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstel-

lung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweitens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andre entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser Andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehen, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meinungen über diesen Punct der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht

ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freilich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredtsamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspuncte zu betrachten: aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beide Gesichtspuncte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabei den andern Gesichtspunct vergessen; das heißt, er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen ließe. — —

Chr. Garve.

Drittes Stück.

Die Höhle auf Antiparos

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluß, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluß kostete ihm um so weniger, da er bei großem natürlichen Muthe, ein brennendes Verlangen hatte die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit, und der Rath der Aerzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er ging auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron von B**, dessen Rittersitz

nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwei Menschen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptstadt nie würden geworden seyn.

Einst, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hereintrat, warf dieser, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worin er eben gelesen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lectüre um so begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! wie Sie wollen! — Für mich freilich noch neu; aber für einen so großen Leser, wie Sie, vermuthlich schon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als es der Baron ihm mit einer lustigen Miene wegriß, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch er's wohl halte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman ist.

Ei denkt doch! weil ich es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter, dasmal irren Sie Sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! das darf man bei Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bei mir nicht erwarten? — Sie bilden Sich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Da wär' ich sehr unverschämt. Bin ich denn nicht bei Ihnen?

Spötterei! Spötterei! Ich verstehe. — Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem Wege dazu. — Philosophie, Freund! Philosophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt. — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie? Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das berufne Système de la nature war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk wie dieses?

Also kennen Sie's doch? —

Von Livorno her! Ein Engländer lieh es mir, da ich krank war. —

Nun? und fanden Sie's nicht wirklich vortrefflich?

Vortrefflich? Ein Buch von solchen Grundsätzen, vortrefflich! Ich meine, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch seine Süßigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muß nur um desto mehr davor warnen. — In aller Welt! wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Je nun, wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ungefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es sich fand, ließ man mich's theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beim Himmel, Baron! ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — — hätten sie einem Mädchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfui, Millwitz! pfui! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machen's auch, wie ein Pfaffe. — Erst genießen die Herren selbst, und nachher, wenn wir armen Laien nun auch genießen wollen, sind wir verdammt. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt' ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd' ich mich

vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir, wie konnten Sie, bei Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bei Ihrer Unlust zu allem tieferen Nachdenken, bei Ihrem wirklichen Mangel an den vielen Kenntnissen, die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu sagen — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Oelgötze. Man muß doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron! — Für das was Sie aus diesem Buche mitsprechen können, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muß man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen Sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man lies't, man denkt nach —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenn man's nicht recht kann; so wird man ungewiß, läßt sich hinreißen, giebt Beifall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht: — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bei Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bei Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erholte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn man's mit einer Kopeke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich will's lesen. —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun auch, ich werde ein Atheist; was ist's mehr? — Wenn ich's bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir setzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fing er dann wieder mit einem Seufzer an: Sie sind gereis't; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitging! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ei was? Sie müssen noch wissen. — Da! frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die Türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör' ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm' ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine Höhle gebaut hat.

Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele! davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene Höhle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so viel Gefahr

hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finsteres Loch, wodurch wir nicht anders als gebückt, und bei dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie Sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven, als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen, und vor denen ich so nahe vorbei mußte, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! nichts! — Bloß mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber, da ich nun eben glaubte sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem größten Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muß doch! Sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt' ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Ueber die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron; beim Wiederheraufsteigen gings ärger, als beim Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu werden können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dies alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr. — Sie erinnern Sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Odem, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt. —

Hier brach nur zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeit lang fort, und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch über den Haufen.

Sind Sie? sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sei Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie Sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Ansehn. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ist's denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er stand auf, und gab ihm die Hand. Ja, beim Himmel, Millwitz! und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen! Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muß ich mich schämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweisen wollen, als ich gegen Sie bewiesen. — Sie haben einen schwachen Kopf, wie Sie sagten?

Den hab' ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendsünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen schießen sollte,

Baron! — Er stand auf, kam zurück, und das Système de la nature lag im Feuer.

Der Baron war zu sehr erstaunt, als daß er sich sogleich hätte fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das Buch war schon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fing er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist, oder der Teufel? —

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung besorgt; es ist Pflicht, daß ich's für die Ihrige sei.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höhle konnten den Hals brechen; und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Aergeres — zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedies schon auf schwachen Füßen steht — verzeihen Sie, Freund! — noch vollends alle Festigkeit nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Größte und Wichtigste ist: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie schwärmen. Verlier' ich's denn schon? —

Sie könnten's verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für so einen Kopf ist das Système de la nature nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven, und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte so leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Aehnliches, Baron. In meiner Höhle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: in

den Speculationen dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Aehnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn mir zu helfen; und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höhle ein Kreuz schlagen, und gehen, daß er fortkäme. —

Der Baron mußte nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, herging. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand:

Sie erkennen, daß ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höhle zu steigen, und hier meine Hand! ich will folgen. — Aber nun muß ich auch Sie beschwören: Bemengen Sie Sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, statt Sich in jene trübe Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt Sich an einem morschen Seil über Abgründe hinzuhängen, an dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort: meine besten Jahre habe ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daß ich's bin! Soll ich denn immer fort einer bleiben? —

Sie sollen lesen, Baron. — Es giebt der Kenntnisse viel

die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freilich, ist die eine mehr als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daß ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den Reimarus.

Viertes Stück.

Bayle an Shaftesbury *).

Mylord!

Es geht noch immer nicht besser mit meiner Gesundheit: der trockne Husten, der sich schon seit geraumer Zeit bei mir eingefunden, und der in meiner Familie beinahe erblich ist, hat wirklich meine Brust angegriffen. Ich liege nun hier auf meinem Lager, und leide von Mattigkeit, Schmerzen und Schlaflosigkeit; vorzüglich aber von der Unthätigkeit, deren ich so gar nicht gewohnt bin.

Daß ich mein Lebensende als nahe und gewiß ansehen muß, das beunruhigt mich wenig. Da ich einmal außer Stande bin zu arbeiten, so kann mir das bloße Leben so viel nicht werth

*) Dieser und der folgende Brief sind an die wirkliche Correspondenz zwischen den beiden berühmten Schriftstellern angehängt. Man sehe Lettres de Mr. Bayle, T. III., am Ende.

Anm. d. H.

seyn. Nur Einen Kummer hab' ich noch auf dem Herzen, und diesen kann ich allein in Ihren Schooß ausschütten. Ich sehe nun gewiß voraus, daß ich die Welt werde verlassen müssen, ohne dasjenige gefunden zu haben, was ich mein ganzes Leben hindurch so eifrig gesucht habe. Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, Mylord, daß es die Wahrheit war, die ich suchte, und von deren weitern Erforschung ich nun abstehen muß.

Wenn ein Gott ist; woher rührt denn das Uebel in der Welt? — Welches ist das unsichtbare und unbegreifliche Band zwischen Körper und Seele? — Welches sind die allgemeinen Gesetze der Körperwelt, und wie hangen sie mit den Weltbegebenheiten zusammen? — Sehen Sie: so schwere und so wichtige Fragen bleiben mir noch zurück; und ich habe keine Zeit mehr, sie zu beantworten.

Verzeihen Sie, Mylord, den Klagen eines Sterbenden, der sich noch glücklich glaubte, so lange er hoffen durfte. Ich befinde mich jetzt an der Scene meines Lebens, wo ich das ganze Schauspiel desselben übersehen kann. Es hat die Entwickelung nicht gehabt, auf die ich gehofft hatte, und deren Erwartung mich unter Sorgen und Kummer zu trösten und hinzuhalten pflegte. Ich muß also urtheilen, daß ich vielleicht meinen ganzen Lebensplan übel angelegt habe. Ich hätte vielleicht gleich Anfangs wissen sollen, daß die Wahrheit eine erträumte Göttinn ist, die von den Opfern, welche wir ihr bringen, nichts weiß, sie nicht belohnt, nicht verdient. Dann hätte ich mich nicht so, wie ich gethan, vor der Knechtschaft des Geistes gescheut, meine Gedanken in die Fesseln eines Glaubenssystems schmieden zu lassen; ich hätte, um die Unabhängigkeit meines Verstandes zu bewahren, die mir so kostbar und zur Unter-

suchung der Wahrheit so unentbehrlich schien, nicht mein erstes Vaterland, das Vergnügen unter meinen nächsten Verwandten und Freunden zu leben, nicht alle häusliche Glückseligkeit aufgeopfert, und ein mühseliges, abhängiges, einsames und sorgenvolles Leben einem bequemen, ruhigen, sorgenlosen und geselligen vorgezogen: ich wäre in Frankreich ein Katholik, in Holland ein Prädestinatianer, und überall der Meinung der Mächtigen und Großen gewesen; ich hätte mich als jedermanns Freund, und jedermann sich als den meinigen erwiesen.

Doch vielleicht ist es meine eigne Schuld, daß ich die Gewißheit nicht gefunden, die mich jetzt beruhigen würde. Vielleicht hab' ich mich nicht gehörig gestellt, um das Licht zu sehen, das so viele Andre zu sehen vorgeben; vielleicht hab' ich mich selbst muthwillig verblendet. — Muthwillig! Ich hoffe, Mylord, daß ich mich über meine Ehrlichkeit bei Ihnen nicht werde rechtfertigen dürfen. Sie kennen mich, und Sie haben ein Herz, das die Verlegenheiten eines Untersuchers, der keinen festen Grund findet, wo er ausruhen kann, mitzufühlen weiß. Wie wohl ist dem undenkenden Nachbeter, der des Glücks seiner Ueberzeugung ungestört genießt! Wie oft bin ich in der Versuchung gewesen, ihn wegen seiner Selbstzufriedenheit zu beneiden, wenn mich ein Zweifel ergriffen hatte, der mir spät die Ruhe der Nacht raubte, des Morgens mich frühe weckte, mich in der Einsamkeit nagte, und in der Gesellschaft mir die Miene eines Träumers oder eines Dummkopfes gab!

Wenn der Zweifel eine Folge von der Art meines Studirens war, so weiß ich nicht, wie ich demselben hätte entgehen können. Noch bis jetzt bin ich überzeugt, daß ein Forscher der Wahrheit alle Parteien anhören, daß er auf kein Herkommen

und Ansehn der Lehrer achten, daß er sich in alle Gesichtspuncte stellen muß, um einen Gegenstand recht kennen zu lernen, und sich einer vernünftigen Ueberzeugung zu versichern. Diese Methode kann allerdings alte Lehrgebäude, worin wir so bequem wohnten, wankend machen, das Gemüth zwischen Meinungen hin und her werfen, und so die Gewißheit, die man gesucht hat, entfernen; allein welchen andern Weg soll der Forscher betreten? was soll er thun, um gewiß zu werden, als lernen und vergleichen? Ich habe gelernt und verglichen; ich habe mein ganzes Leben dazu angewandt, und Sie sehen, wie weit ich bin. — O Mylord! versöhnen Sie mich, wenn Sie können, mit mir selber! Theilen Sie mir einen Funken von dem himmlischen Lichte Ihrer seligen Gewißheit mit, das ich so oft — ach! vielleicht zu voreilig — mit dem Namen einer edlen Schwärmerei belegte.

J. A. Eberhard.

Fünftes Stück.

Shaftesbury an Bayle.

Mein theurer Sir!

Wie gerne möchte ich Ihnen erst von Ihrem Lager aufhelfen, und dann, wie wir ehemals pflegten, ruhig mit Ihnen fortphilosophiren! Doch lassen Sie uns thun was wir können, wenn wir nicht können was wir wollen. — Wie? Ein Leben wie das Ihrige, zugebracht in der Untersuchung der Wahrheit; das sollte nicht die beste Vorbereitung zu einem ruhigen Tode seyn? Was Sie Ihr ganzes Leben hindurch so edel beschäftiget hat, das sollten Sie sterbend bereuen müssen?

Welches sind denn die Fragen, die Ihnen noch zurück bleiben; die Sie Sich noch nicht haben beantworten können? Sind es Fragen, von deren Beantwortung die Einrichtung unsers Lebens abhängt? ob Gott mächtig, weise, gut sey? ob wir ewig dauren werden? ob in der Tugend das höchste Gut bestehe? — Ich würde begreifen, wie Sie unruhig seyn könnten, wenn Sie mit diesen Untersuchungen noch nicht fertig wären. Aber müs-

sen wir, um sie zu unsrer Zufriedenheit zu endigen, erst in alle Staatsgeheimnisse der göttlichen Regierung dringen? Muß Gott erst alle seine Maaßregeln durch den Ausgang gerechtfertiget haben, ehe wir glauben dürfen, daß er ein guter Regent sei? Ich meines Theils traue es sogleich seinem Charakter zu, daß Alles in seinem Reiche gut seyn müsse, und halte alles Böse nur für Schein, der bald verschwinden würde, wenn wir seinen ganzen Regierungsplan übersähen. Sie, mein Freund, dachten nicht weniger gut von Gott; Sie betrachteten das Böse, das Sie in der Welt wahrzunehmen glaubten, als Unkraut, welches von einem übelgesinnten Feinde ausgestreuet worden, indeß Gott an der Einschränkung und Ausrottung desselben arbeite. Sie sehen, daß wir Beide uns die Zweifel, die uns in dieser wichtigen Untersuchung beunruhigten, aufgelöst haben; nur jeder auf eine andere Art: die Wahrheit, die wir zu unserer Ruhe bedurften, ist uns Beiden geblieben. Wenn das aber ist, so können wir viele verwickelte Erscheinungen im Reiche der Natur und der Gnade unerklärt lassen; wir können die ganze Welt als den Brief eines weisen Mannes in geheimer Schrift ansehen, wozu wir den Schlüssel errathen müssen. Der Eine, indem er in dem Buche der Natur lies't und auf die Erscheinungen in unserm Sonnensysteme kommt, nimmt die Bewegung der Erde, der Andere die Bewegung der Sonne zum Schlüssel; und ein jeder meint die Schrift zur Ehre ihres Urhebers entziffert zu haben. — Wir wissen im Allgemeinen, wozu der Weltplan angelegt ist; wie aber die Ausführung dem Zwecke zustimme? das ist uns oft ein Geheimniß. Das Erste lesen wir in der Ideenwelt, die uns näher liegt, weil wir sie in unserm eigenen Busen finden; das Andere in der sinnlichen Welt,

wovon uns nur einzelne Anblicke der äußersten Schale vergönnt sind. Es ist das Bestreben des Untersuchers, beide Fäden seiner Erkenntniß zusammen zu bringen, und sich aus der einen Welt in die andere einen Uebergang zu verschaffen. Wenn er hier Schwierigkeiten findet, die ihm unübersteiglich scheinen: wird er nicht wohl thun, wenn er sich an das hält, was er als gewiß erkennt, und wegen des Uebrigen sich nicht beunruhiget?

Ich weiß wohl, daß nicht Alle, die sich mit dem Philosophiren abgeben, so bescheiden denken; daß vielmehr sehr Viele sich's zur Schande rechnen würden, auch bei den schwersten Fragen verlegen zu scheinen. Diese Art Menschen hüten sich sorgfältig, mit den Gedanken Anderer bekannt zu werden; sie müßten denn schon zum Voraus wissen, daß es die ihrigen sind. Es kommt ihnen mehr auf ihren Ruhm oder ihr zeitliches Glück, als auf das Interesse der Wahrheit selbst an; die Wissenschaft, wie die Tugend, ist ihnen, was den Kindern eine bittere Arzenei ist, von der sie nicht begreifen, wie man sie ohne die Ruthe oder ohne etwas Zucker nehmen könne. Liebt man aber die Wahrheit um ihrer selbst willen, so wird man Alles herzlich umarmen, was uns zu ihr zu führen verspricht; gesetzt, daß wir auch eine Meinung, bei der wir uns wohl befanden, auf ewig darüber einbüßen sollten.

Lassen Sie uns indeß nicht erschrecken, wenn uns dies in tausend Sachen, worüber Andre entscheidend urtheilen, ungewiß macht; haben wir doch die Hauptsache, alle Wahrheit, wovon die Einrichtung unsers Lebens abhängt, in Sicherheit. Nun können wir's ruhig ansehen, wenn sich die Meinungen der Dogmatiker über Gegenstände der Neubegier auf tausendfältige Art durchkreuzen, es gelassen abwarten, für welche Seite der Strei-

tenden sich der Sieg erklären wird, und allenfalls, so wie es uns unsre Einsicht räth, bald zu dieser, bald zu jener Partei übergehen. Ich glaube, daß, wenn es so mit uns steht, die skeptische Laune uns gerade in die behaglichste Lage versetzt. Was wir durch unser ernstliches Forschen herausgebracht haben, wird zwar wenig, aber es wird das Nöthigste seyn, und wir werden es *sicher* besitzen: in allem Uebrigen werden wir auf einer breiten bequemen Bahn wandeln, worauf wir, so weit es nöthig ist, zur Rechten und zur Linken ausbeugen können.

Hören Sie also auf, mein theurer Sir, Sich über eine Gemüthsfassung Vorwürfe zu machen, welche die einzige gute ist, worin sich der Weltweise gegen die Wahrheit befinden kann. Wehe ihm, wenn sein Kopf so voll Lehrsätze und Meinungen steckt, daß nicht noch ein Fleckchen für den Zweifel übrig gelassen ist! Oder glauben Sie, daß der in der That und gründlich überzeugt sei, der sich vor dem geringsten Zweifel fürchtet? Die Meisten verbieten sich alles Zweifeln recht gefliissentlich; sie besorgen zu ertrinken, wenn sie sich einmal dem Strom der Vernunft überließen. Lieber halten sie sich an jeden Zweig schwacher Hypothesen, ehe sie es wagen, sich durch ihre eigene Kraft über der Fluth zu erhalten. Das ist die Denkungsart des eifrigsten Rechtgläubigen, wie des entschlossensten Freigeistes. Beide fürchten sich, durch den geringsten Zweifel ihr System gleichsam anzubrechen, um nicht am Ende die Kränkung zu haben, es gänzlich verzehrt zu sehen. Der Eine bleibt also durchgängig gläubig, der Andere durchgängig ungläubig. — Wenn Sie das die Wahrheit *haben* nennen, nun so kann ich Sie nicht bedauren, daß Sie sie nicht haben.

Aber Sie haben sie, die Wahrheit, die dem Menschen er-

reichbar ist. Nicht die, die bei dem Allwissenden wohnt; denn ihren Glanz können sterbliche Augen nicht fassen. Ihr schwacher falber Schimmer, der aus unermeßlicher Ferne unsre Tritte in den Gefilden der Nacht nur kümmerlich erleuchtet, ist Alles, was wir von ihr vertragen können; Alles, was uns von ihr vergönnt ist. Sollen wir uns wundern; sollen wir uns betrüben, wenn bei so zweifelhaftem Lichte unser Fußtritt irrt, oder wir des rechten Weges nicht gewiß sind?

Die Wahrheit ist kein nahes Ziel, das man erreichen soll, um dann ewig dabei auszuruhen. Sie ist für Menschen nichts, als vollkommnere Erkenntniß. Sobald sich das Bedürfniß des Wissens in unsrer Seele fühlen läßt, sobald wir die Sehnsucht in uns wahrnehmen, von den unzählbaren Problemen, die uns die Natur bei jedem Anblick vorlegt, das aufzulösen was uns am nächsten liegt; so spornt die Unruhe unsers Geistes alle Kräfte der Seele an, uns durch die Schwierigkeiten der Untersuchung durchzuarbeiten, in der Hoffnung, jenseit dieser Dunkelheiten das volle Licht und unaufhörliche Ruhe zu finden. — Vergebliche Hoffnung! Neue Zweifel verwirren uns, neue Aufgaben reizen unsern immer regen Trieb nach Wissen. Und so werden wir von einem Ziele zum andern gelockt; mit stets neuer Sehnsucht, die nie ganz betrogen und nie ganz befriediget wird, bis wir uns unvermuthet am Ende unsers Lebens, nicht aber unsrer Untersuchung, befinden. Das ist das allgemeine Schicksal aller Wahrheitsforscher; und wollen Sie Sich beklagen, theurer Sir, daß es auch das Ihrige ist? Wollen Sie mit dem Allerhöchsten rechten, daß er Ihnen einen Wahrheitstrieb gegeben, der Sie elend mache, weil Sie ihn nicht befriedigen können? Sie werden besser von Gott denken, wenn Sie besser

von Sich Selbst denken werden. Ist denn mein Freund Bayle nicht ein edleres Wesen, als der Matrose, der sich durch das Weltmeer von seinem Schiffe mit forttragen läßt, ohne sich je beunruhigt zu haben, nach welchen Gesetzen es über die Fluthen hingleitet? wie die große Weltuhr im unbegränzten Oceane ihm seine Stunden schlägt, und wie ein Fernrohr am Himmel die Straße findet, die sein Schiff auf den Gewässern der Erde durchlaufen soll? — Sehen Sie da die Auflösung des ganzen Räthsels! Die wonnevolle Aussicht auf Ruhe und Zufriedenheit, wohin uns die enthüllte Wahrheit zu führen verheißt, lockt aus einer schweren Untersuchung in die andere. Wir sehen uns endlich am Ziel unsers Lebens, ohne vielleicht diese Ruhe gefunden zu haben; was wir aber gewiß gefunden haben, ist die Erhöhung und Veredelung unsers Wesens, durch Erweiterung unsrer Kräfte und unsrer Erkenntniß.

Gönnen Sie Sich diesen Trost, auf den Sie so gerechten Anspruch haben! Sie werden mit Sich Selbst ausgesöhnt sein, sobald Sie Muth haben werden Sich nach Ihrem Werthe zu schätzen. — Empfangen Sie noch zum Schluß die theuresten Versicherungen meiner gefühltesten Hochachtung; und wenn es die letzten seyn sollen, die Sie hienieden von mir annehmen können, wenn Sie mir diesseit des Grabes keine Zeugnisse Ihrer Freundschaft mehr geben sollen: so sei dies noch mein letzter irdischer Wunsch für Sie, daß Sie die Ruhe schon hier ganz finden mögen, die Sie in jenem Leben gewiß erwartet.

J. A. Eberhard.

Sechstes Stück.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder; das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit,

noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht

lange darnach kam noch ein Andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Hausſorgen im Kopfe haben; denn er ſchlich ganz trübſinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinſinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Geſicht tragen muß? —

Sie meinen, ſo hübſch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu ſcheu in den Erdboden ſieht. — Wenn man ſo die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: ſo kommt man in der Welt ſchon vorwärts, und mit dem Unglück hat's ſo leicht nichts zu ſagen.

Noch ein andermal beſuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das ſeh' ich vorher: aber es rennt mir ſo von ſelbſt in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieſer Ton ſtand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr iſt; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er ſieht, daß ich Ihm gut bin, ſo will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern ſeine tauſend Reichsthaler werth iſt. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die brachte ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, um's Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz

im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Siebentes Stück.

Die Eiche und die Eichel *).

Nicht lange nach der Herausgabe des Buches, worin Herr Dutens die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese Gemelli, auf dessen unweit Turin gelegenem Landgute. Er traf ihn im Park, und das Gespräch fiel, sogleich nach den ersten Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutens.

In der That, Herr Dutens; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht

*) Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bei Lebzeiten des Sokrates. „Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen!“ sagte einst Sokrates, da er eins dieser Gespräche lesen hörte — Wenn Herr Dutens diesen Aufsatz sehen und das Nehmliche sagen sollte, so mag der Verfasser es haben. Das wird jener schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.

und Unparteilichkeit. — Wer die Alten genugsam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte sich für seine gelehrten Nachtwachen durch den unmäßigen Werth belohnen, den er den Gegenständen seines Fleißes gab; dieser wollte sich, wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit, eben durch seine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wissen, wie das ist, liebster Freund. Man ergötzt sich über das was man hat, durch den Werth den man ihm giebt, und tröstet sich über das was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben also, daß ich beide Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daß ich gleiche Unparteilichkeit gegen Alte und Neue bewiesen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als Andre, Herr Dutens. — Auch vereinigten Sie mehr, als Andre, jene zwiefache Kenntniß, die zu so einer Vergleichung nothwendig ist.

Sie schmeicheln mir sehr, Herr Marchese. — Aber wenn ich Sie kenne, so ist eben Ihr Lob schon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Lassen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das ist? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutens! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die schönste und größeste dieser Gegend. — Wie weit hat sie ihre Wurzeln verbreitet! wie tief in den Boden geschlagen! — Der Orcan kann sie nicht stürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! Welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich sie ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land sie beschattet! — — Nicht wahr, Sie sind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marchese?

Betrachten Sie mir jetzt diese Eichel! — Unläugbar schließt sie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in sich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Haupttheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Ist darum die Eichel eins mit der Eiche? Ist dieses hingestreute, dem Zufall überlassene, vielleicht zum Vermodern bestimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freistatt giebt: ist es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher schattenden Baum zu vergleichen, der aus der unansehnlichen Eichel hervorkeimte, und langsam, in ganzen Jahrhunderten, zu dieser Höhe, dieser Stärke und Majestät empor wuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir sprachen. — Der erste Keim eines Systems ist Ihnen gleich das System; das erste Element eines Gedankens, gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichsam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Bestimmungen hingeworfen, ohne alle Untersuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten, verlassen worden? oder ob sie von den Neuern in ihrem Zusammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt

worden? — das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutens. Wenn das, was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Capitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehen, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Copernicus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunct der Welt zu halten, einen kreisförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schließen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Copernicus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn Beide behaupteten, daß die Erde beweglich sei, und einen kreisförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras *).

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Copernicus? das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daß die Sonne der Mittelpunct, und die Erde beweglich sei.

---

*) Man sehe das jetzt erschienene Werk von Herrn Tiedemann: Erste Philosophen Griechenlands.

Das will ich zugeben, Herr Dutens. Aber welcher Unterschied zwischen jenen hingeworfenen, mit Irrthümern vermischten, mehr errathenen als bewiesenen Sätzen; und zwischen dem so richtig bestimmten, so wohl in Ordnung gebrachten, durch so viele zusammenstimmende Beobachtungen festgegründeten Systeme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir diesen Unterschied ein? —

Allerdings, Herr Marchese. Aber bedenken Sie auch, daß von den Werken der Alten so vieles verloren ging? Daß vielleicht eben in dem was verloren ging — —

Genug, Herr Dutens! Bis in diesen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bei unserm jetzigen Streite, dieses so unwiderlegliche, obgleich so unwahrscheinliche, Vielleicht? Aus Quellen, die nicht vorhanden sind, haben doch die Neuern nicht schöpfen können? Räumen Sie mir also immer ein, daß jener Unterschied vollkommen so groß ist, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er soll es seyn, Herr Marchese.

Und um mich erkenntlich zu zeigen, so sollen Sie wieder in allem Recht haben, was Sie behaupten. — Die Alten sollen sich selbst so verstanden haben, wie Sie sie verstehen; die angeführten Stellen sollen wirklich die Quellen seyn, aus welchen die Neuern schöpften; ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vortheil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieser Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen.

Das thut jedermann, Herr Marchese. Der erste Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, so hat je-

dermann Unrecht. Und ein Philosoph sollte nie etwas aus dem Grunde thun, weil es jedermann thut.

Also schätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiß? —

Allerdings schätze ich's höher.

Und ist denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleißes?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den Ihrigen bitten? —

Sie sagen so, liebster Freund: Diese Eichel schließt die ganze Anlage der Eiche in sich. Die Eiche ist nichts, als die Entwickelung dieser Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders sagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: Diese Eichel ist wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urstoffs. Die Natur war nicht thätiger, da sie die Eichel aus ihrem Urstoffe, als da sie die Eiche aus der Eichel entwickelte: die Elemente mußten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem ersten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Wasser, mußten das eine Mal so wirksam seyn, wie das andere Mal. Die Natur hat von der einen Wirkung so viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den ersten Urstoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geschaffen.

Und die Anwendung auf unsern Streit? —

Die ist so leicht, sollt' ich meinen. — Die Gegenstände der Philosophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philosophischen Wahrheiten lagen in jeder menschlichen Seele. —

Was der denkende Geist von jeher gethan hat und thun konnte, bestand bloß in der Entwickelung dieser Keime, in der Aufklärung, Auseinandersetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es ist eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur ersten Klarheit, und die sie zur Deutlichkeit, zur Vollständigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutens.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall ist mehr Anstrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daß sich diese Frage so im Allgemeinen beantworten läßt? — Es kommt alles auf die Beschaffenheit der Idee, auf die Fassung des Geistes, auf die schon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erste Idee haben, heißt oft nichts; sie schätzen, verfolgen, ausbilden, oft alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutens?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundsätzen müßten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakespear hat viele seiner vortrefflichsten Stücke aus italiänischen Novellen geschöpft, die nichts weniger als vortrefflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterschilderungen, von eignen, fruchtbaren, erstaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle seines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem ersten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als diesen Stoff? Den Geist, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie? Shakespear geringer, als den Novellenschreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philosoph, Herr Marchese —

Mögen so verschieden seyn, als sie wollen: in unserm Fall sind sie's nicht. — Wenn bei einem Alten eine nur halbe schwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere sie auffaßte, richtig bestimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte, der Neuere sie von den einzelnen Fällen rein absonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundsatz eines Systems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeinung aus ganz falschen Gründen durch sophistische Schlußreihen herleitete, ein Neuerer sie aus ihren wahren Erkenntnißgründen durch richtige Schlußketten erwies: wollten Sie da so ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigstens dann und wann, der Neuere ein eben so großes, oder größeres Genie seyn, als jener? — — Doch ich sehe, daß ich Ihnen zur Last bin, Herr Dutens. Wir haben hier reizendere Gegenstände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in einem oder zwei Briefen mittheile, was ich etwa sonst über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

Achtes Stück.

Erster Brief an Herrn Dutens.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unsers neulichen Gesprächs gehört, und die sich bloß einem denkenden Kopfe thun läßt! — Sollte es Ihnen nicht oft widerfahren seyn, daß Sie durch eigenes Nachsinnen auf Ideen, Grundsätze, Hypothesen, Auflösungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem größten Befremden, schon bei Andern gefunden? Wenn das ist, so darf ich um desto dreister die Voraussetzung zurücknehmen: daß die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten geschöpft haben; und dann fällt auf einmal der große Vorzug der Alten hinweg. — Cartesius, sagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt, Locke die und die Wahrheit im Aristoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen; aber wie in aller Welt können Sie das beweisen? Wär' es denn nicht möglich, daß zwei verschiedene Genies, die einerlei Seelenkräfte auf

einerlei Gegenstände anwenden, auch einerlei Ideen daraus entwickelten? Oder ist es nicht in manchen Fällen ganz sichtbar, daß jeder zu dem gemeinschaftlichen Resultat auf seinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee, von dem einzigen Umstande ab: ob sie sich an diese oder jene Gedankenreihe hängte? von diesen oder jenen Gründen das Resultat war? — — Freilich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen, aber nur im vorzüglichen, nicht im ausschließenden Verstande; insoferne sie nehmlich die ersten waren, die gewisse Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienst dabei fällt nun weg, und wird Glück. Leibnitz, Locke, Carteſius, stehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als insoferne sie später geboren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutens, daß Sie in dem ersten Keim eines Systems sogleich das System, in dem Element eines Gedankens sogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutens, setze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als die der Alten gelesen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher bestimmt, richtig bewiesen gefunden, was in diesen nur noch roh, dunkel und unbewiesen angegeben war. Er hatte sich durch eine vertraute Bekanntschaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff seine Bestimmung, zu jedem Satz seine Einschränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte diese von Andern geschehene Entwickelung kein eigenes Nachsinnen, nur Aufmerksamkeit auf den Vortrag seiner Lehrer, gekostet. Er konnte sich also keiner Mühe und Schwierigkeiten dabei bewußt seyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verworrene

Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen und von den Gründen zu den Folgen mit größter Leichtigkeit auf- und abzusteigen. So unterrichtet und so gewöhnt, ging er an die Werke der Alten: und was war nun natürlicher, als daß er gleich in jeder dunkelen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgerissenen Trümmer das Gebäude eines Systems; kurz, daß er in der Eichel die Eiche sah? die er gewiß nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachsen wäre. — „Wie!" rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektrischen Versuchen Neutons sagte: „Neuton keinen Funken gesehen? Sie scherzen. Er fährt ja so sichtbar heraus!" —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bei der eigentlichen Philosophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch so ziemlich von statten; aber in Physik, Mathematik, und andern ähnlichen Wissenschaften, haben die Neuern zu viel Eignes, als daß man so leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derselben offenherzig gestanden, und Ihrem Genie wenigstens eben so viel als dem Zufall eingeräumt haben; aber einmal hatten Sie Sich bei Gelegenheit der philosophischen Materien zum Vortheil der Alten erwärmt, und so riß Sie denn der Enthusiasmus unvermerkt mit sich fort. Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gerne halb läßt. Kommt er einmal ins Erheben oder Verachten, so kommt er nicht so leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Capitel einzulassen, will ich Sie nur an Ihre Vorrede erinnern. „In der Vergleichung,

sagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienste der Alten und der Neuern anstellt, muß man vornehmlich diejenigen Künste und Wissenschaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen sollen, von denen unterscheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen..... Man muß auch das nicht aus der Acht lassen, daß die mehresten der so bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren sich unser Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Compaß, die Ferngläser u. s. w., nicht das Werk philosophischer Genies, sondern die Wirkung des bloßen Ungefährs, oder die Versuche unwissender Künstler gewesen sind."

Der kurze Inhalt dieser ganzen Stelle ist der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhing, das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und fast zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhing, das haben die Alten schon alles weggenommen. Also bloß der Fleiß, bloß das Sammeln und Beobachten, macht den Vorzug der Neuern aus? Bloß in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von Ihnen angeführten Wissenschaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — sind sie weiter gekommen? Sie haben gleichsam nur unter den Augen der Alten nach Maaßgabe der Ideen, die diese alleinige Genies ihnen angegeben, mechanisch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den sie in der Schifffahrt, in der Astronomie, in allen Theilen der Physik gemacht, der hinge bloß von der Erfindung des Compasses, der Ferngläser, der Vergrößerungsgläser und anderer Werkzeuge; diese Erfindung wieder vom Zufalle, und also am Ende Alles vom Zufalle ab? — Wahr ist es, der

Zufall hat dabei sehr viel gethan, aber doch nimmermehr Alles. Viele der wichtigsten Erfindungen, die uns große Aufschlüsse in der Natur gegeben, sind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es sind wahre, mit Absicht gesuchte Erfindungen gewesen, zu denen aber freilich die Data erst mußten vorhanden seyn. Und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaß geliefert, den erst das arbeitende Genie der Entdecker, oder derer, die ihre Entdeckungen auffingen, zu seiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht selten die künstlichsten Ideenverbindungen und eine sehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daß Sie zwar dem Zufalle ließen was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienste der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben sowohl unsere Genies, und haben gewiß eben so große Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That sehr sonderbar, wenn es anders wäre. Warum sollte denn nur die geistige Natur an Kräften erschöpft seyn, da die körperliche noch immer eben so wacker und eben so voll Zeugungskraft ist, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloß Erfahrungen angestellt, sie haben auch vortrefflich darüber gedacht; sie haben nicht bloß entdeckt, sie haben auch wirklich erfunden; sie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloß bei dem bewenden lassen, was der Zufall that; sie haben diese auch mit großem Verstande vervollkommnet, mit großem Verstande die Beobachtungen verglichen, mit großem Verstande Grundsätze heraus gezogen und zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaften angewandt.

Ich bin u. s. f.

Neuntes Stück.

Zweiter Brief an Herrn Dutens.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaßen in Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschließungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den größten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die Sie ihnen beilegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht, die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müßten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daß Sie die Genies der Alten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muß, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier ein sehr unnützer Streit; und hier noch

um desto unnützer, da es in dieser Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich so viele giebt, daß man nie eine sichere endliche Entscheidung zu hoffen hat. Ueberdies, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur dem einen Theile ausschließungsweise vor dem andern beizulegen, so würde die ganze Untersuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beiden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaßstab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bei Ihren Kenntnissen unstreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum verdrießt es mich, daß Sie jenen alten fast vergeßnen Rangstreit wieder hervorgesucht haben. Die Aufschrift Ihres Buchs: eine Untersuchung über den Ursprung der Entdeckungen der Neuern, versprach mir so viel! Ich erwartete von dem Verfasser der Monadologie und dem verdienstvollen Herausgeber der Leibnitzischen Werke nichts Geringers, als daß er den Systemen der Neuern bis zu den ersten unvollkommnen, zerstreuten Ideen, woraus sie geworden sind, nachspüren, daß er mich von den vollen und tiefen Strömen, die sich jetzt mit solcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniß ergießen, bis zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufbegleiten, und mir während seines Ganges zeigen würde, wie sie durch allmähliche Aufnahme einzelner Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worin nicht sowohl die Philosophen, als die Ideen der Philosophen verglichen, und das allmähliche Wachsthum der menschlichen Erkenntniß, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Puncten, entwickelt würde. Und in der That,

liebster Freund, hätten Sie die Schwierigkeiten, die sich freilich bei so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaßen zu den philosophischen Absichten hingelenkt, um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie Sich nicht bei der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bei dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspuncte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen: nicht bloß in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo erst ein glückliches Ungefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muß, sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften, auch in den abstractern Speculationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ist's, daß wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniß, trotz den fortgesetzten unablässigen Bemühungen der größten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen, so ist es nur darin, daß wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen; denn auch dieses heißt weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten; aber die wichtigsten Höhen, von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeßliche Beute von

Erkenntniß geben muß: diese haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerstiegen gelassen. Der ganze Unterschied zwischen uns und ihnen möchte der seyn: Die Alten suchten zu dem unersteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Versuch war umsonst, aber immer blieb noch die Hoffnung, daß ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher seyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von Neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung versucht, wo der gerade Pfad zu steil war; wir sind auch den ganzen Fuß der Höhe, so weit er sich umgehen ließ, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Versuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich gefunden. Wir haben also vor den Alten den Vortheil, oder sollten ihn wenigstens haben: daß wir alle Absichten auf diese fruchtlosen Unternehmungen aufgegeben, und nun unsre sämmtlichen Kräfte dran setzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwierigkeiten für menschliche Kraft überwindlich sind, immer mehr und mehr wüstes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieses, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloß in leeren Tiraden über das Unvermögen des menschlichen Geistes zu declamiren, sondern die wohlgefaßten Schwierigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die so gefundenen unauflöslichen Probleme unsrer Erkenntniß in deutlichen Sätzen anzugeben, damit der Philosoph jede einzelne Materie auf sie zurückführen, und wie weit er sich einlassen dürfe, vorhersehen könne: das, liebster Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philosophischen Absichten, die der pragmatische Geschichtschreiber der Philosophie vor Augen

haben müßte, und die seinem Werke einen unsterblichen Werth geben würden. Wenn die philosophische Geschichte, ihrem größten Theil nach, eine Geschichte der Verirrungen unsers Geistes und seiner verschwendeten Kräfte ist: zu welchem Endzwecke sollte sie dann eher hingerichtet werden, als daß wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verschwendung unserer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer so viel Vergebliches unter uns geschrieben, Akademieen werfen Fragen auf, und philosophische Köpfe strengen ihren Scharfsinn an, sie zu beantworten; Fragen, worin sich der wesentliche Punct sogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man sie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie sagen — gehört nicht vielleicht diese ganze Idee in die Zahl jener süßen Träume, die so leicht erdacht und so schwer realisirt sind? Ich fürchte das nicht, liebster Freund. Denn, wie Sie wissen, so ist in manchen schätzbaren Werken schon vieles geschrieben worden, woraus sich die Möglichkeit eines solchen Werkes begreifen läßt. Wäre dies nicht, so würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich hasse von ganzem Herzen die schwindelnden Planmacher, die immer so stolze und so unmöglich auszuführende Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, sie auszuführen. Leider ist die Miene in diesen Herren das Beste, wo nicht gar Alles. Sollte es vom Reden zur That kommen, so möchten sie oft gegen die getadelten und gehohnneckten Autoren, denen sie von der Höhe ihrer Ideale herab so verächtliche Blicke geben, nicht viel besser, als Marsyas gegen den Apoll, bestehen.

Ich bin u. s. w.

Zehntes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund, wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedene Kunstrichter darin haben finden wollen; so würde man sie doch alle über den einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltenen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sei er so schwarz als er wolle, ich bin der erste, ihn zu verwünschen; aber von der poetischen, ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch

lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleien sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und Alles wird was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persiflirende Witz, womit er über Appiani und Orsina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortrefflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Puncte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröffnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läßt — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflößt, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge

in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint (welches doch vielleicht nur im fünften Act der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt), so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie Selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende Ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber Marinelli, däucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen, entscheidend genug sind: nur das könnte etwa beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daß er oft selbst mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweikampf, gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit gro-

ſter Kunſt im Dunkeln gelaſſen. Nächſt dieſem Morde, erſcheint er am häßlichſten, als — ich will es mit dem Worte der Claudia ſagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein ſo niederträchtiger Kuppler, dem der ſchändlichſte Lug und Trug, dem das äußerſte Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts iſt, wenn er nur dem Prinzen zu ſeinem Zwecke verhelfen kann. Dieſe Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man ſich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge ſeiner Art verüben ſolche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eigenen heißeſten Begierden ſind; weil ſie durch anders nichts zu dem zu gelangen wiſſen, was für ſie die höchſte, ja die einzige Seligkeit des Lebens iſt. Denken Sie Sich dieſe Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die ſie zum Theil ſchon durch die erſten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren ſo eingeſchränkten, aber eben deswegen nur feſter gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Perſon des Prinzen, von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüſſeln. Der gewöhnliche Geſellſchafter des Prinzen zu ſeyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bei der Cour des gnädigſten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüſtern, ſeine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmſten zu bekommen: das ſind für ſie die höchſten Seligkeiten des Lebens, ohne die ſie ihr Daſein haſſen würden, und auch Urſache hätten es zu haſſen. Denn was können doch dieſe Armſeligen, deren ganze Kenntniß ſich auf Etikette und Ränke einſchränkt; was können ſie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für ſie keine Cour, keine

Tafel, keine Galla mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muß, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten!

Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen; und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den Staat, oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdies, wenn der Prinz ein Wollüstling oder ein Müßiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeischaffen, ihnen darin zuvorkommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh' sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können; aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgend mehr als in der Gegend der Höfe; was also sie nicht thäten, würde ein Anderer thun; dieser Andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten, würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten

ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehen; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken; er giebt sich die äußerste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem Allen gesellt sich dann noch die Kabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mißlicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder Andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich

Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiß für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortreffliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniß der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daß sie ihnen nehmlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. —

Elftes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Zweiter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle mögliche Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat: und bei alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn, — so muß sie nothwendig in seiner jetzigen besondern Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daß er bei dem Prinzen noch vorfahren und ihm seine Vermählung kundmachen soll; aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so

völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimnißvollen Ahnungen, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber bloß erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen.

Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahnungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen; so viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahnungen haben möchte. Jene sind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine freie umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äußersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauren und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne wegwünschte, so möchte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groß, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daß er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Wage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reißt sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahnung, wovon niemand, Appiani selbst nicht, weiß wo sie herkommt; ein gewisses unnennbares Etwas, das sich vielleicht eben deßwegen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sei? ob er durch dieses Mittel bloß den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mußte, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber möchte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch, nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beim Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bei dem Angelo ausgemacht hätte, so wäre der ohnedies schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan, er will nur für's erste die Vermählung hindern und die Braut haben; daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, sondern niederzuschießen: davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweikampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweikampfe hin? Beide muß-

ten sich schon große Beleidigungen sagen, eh' es bis zur Aufforderung kam; es mußte geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabei den ganzen Charakter des Marinelli: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwierigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Böswichter seiner Art, feigherzig. Als jener, sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er auf's tödtlichste haßt; er hat bei seinen Hofsitten auch Hofton: Honig auf der Zunge, bei der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie er es sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortrefflich geschildert ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es scheint, daß er nach seiner Hofart und bei seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterei sich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte,

die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wollüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen: so würde bei dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen.

Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muß sie sich eben so bitter äußern? — Marinelli, werden Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; bloß um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein- für allemal den seligen Entschluß gefaßt hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muß ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt also nichts als Verachtung übrig. Nun sieht man freilich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrießlich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruß, sollte der Einfluß genug haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani

in seiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stoßen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Finge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel oder aus Verdruß über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meinen Sie wohl daß bei dem entzückten Liebhaber, bei dem ruhigen, gesetzten Manne, dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes wie Odoardo werden. Wen er nicht werth hält daß er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daß er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müßte er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insekt wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen so

chen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein an=derer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Neh=men Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt: mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich; so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani ge=neigt, nicht sowohl die verächtliche als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht bloß in seinem Ver=gnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit star=ker hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bei dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung, und bis zum Meuchel=morde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es ist sehr mißlich, eines Andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht: daß, wenn auch der Dichter bei der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Endzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Endzwecks gute Dienste ge=leistet hat.

Zwölftes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Dritter Brief.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der Emili glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in de ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch di Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mäd chen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furcht sam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher s herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hie nicht ein größerer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphi genia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sit ten willen tadelt? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein ebe so großer; und sobald Sie den Gang der Ideen in Emilien letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, i denen sich zwei entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; un

diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muß nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt, und die beiden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloßem Temperament so furchtsam, noch aus bloßem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beides aus herrschender, beinahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bei ihrem Anfalle von Furcht, hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben sowohl bei ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äußert Emilie in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: „Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die „Fluthen, und sind Heilige"; aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da: wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bei ihrem endlichen Hinsinken, bei dem letzten Zuschließen ihrer brechenden Augen, hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott, oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freiwillig aus den Händen zu geben. „Du kennst „sie," läßt er die Mutter zu Odoardo sagen: „sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten „Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Ueberlegung,

„in alles sich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prin-
„zen in einer Entfernung; sie spricht mit ihm in einem Tone
„u. s. w." Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser
Stelle, die doch immer die Schwierigkeit nur angeben würde
statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden
vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche
Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte
er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftig-
keit aus eben der Quelle entspringen ließ, woraus ihre an-
fängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine
andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß
sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich
so vortreffliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Ver-
führung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: „Ich habe
„Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als
„eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts
„Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi
„Es ist das Haus der Freude u. s. f." — so weiß ich in der
That nicht, was aus dem Mädchen geworden ist. Ich möchte
fast argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Koketterie
gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich
Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und
vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie sie selbst ge-
steht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Ap-
piani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mäd-
chen ist, an die innerste Seele gehen muß; sie sieht gleichsam
sein Blut noch an den Händen des Prinzen kleben: und wär
nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der Liebenswürdigst

ller Sterblichen; so müßte er ihr doch um dieses Blutes wil-
en, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das
räßlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je
ie Erde getragen. Dazu kommt noch, daß sie den ganzen Plan
urchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen,
chändlichen Plan: und wie sehr muß nicht das, bei einem so
rommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mäd-
hen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre
Religion ihr sagen, daß bei der Verderbniß des menschlichen
Herzens kein Verbrechen unmöglich sei; in der jetzigen Verfas-
ung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Ge-
anken annehmen, als der ihrem äußersten Abscheue gegen den
Prinzen gemäß ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich
lso nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben
ene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürz-
en; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr,
aß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wal-
en, daß je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder
ch gestehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was
menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht,
mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilie ihren Appiani
nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate
von dem Prinzen verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht,
und sie wäre wohl nicht das erste Mädchen. Ich sage nur, daß
ie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung
hrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich
st, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über
Gewalt und Verführung, so richtig und vortrefflich sie an sich

selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mir's erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groß seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe außer ihm keinen Retter. ..... Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr als Emilie vorbereitet ist, von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, daß, nichts Geringers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; wenn dann der Vater den Prinzen mit Marinell zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beiden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilie, weit angemessener werden? — Freilich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die ersetzte gewiß der reiche Geist des Dichters durch andere, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiß ich, wäre schon das Ersatzes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte? — so anstößig finden; daß Sie nun keine Ros

mit einem Affecte zerpflücken sähen, der freilich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daß Sie nicht an die Geschichte der Virginie erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiedenen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden; und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darin von dem Charakter des Odoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

Dreizehntes Stück.

Ueber Emilia Galotti.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, däucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen, mein Freund, daß es in Italien eine fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb aber wüßten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilie, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freilich in der Geschichte der kleinen italiänischen Häuser wenig bewandert bin — wüßte keine; und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte Virginiens genommen worden: so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daß der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies

von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossu es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiß, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Proceß erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet: desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Wesentliche schon meistens beisammen ist, aus der wirklichen selbstbeobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daß sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden Natur, wo sie ihn heraushoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daß der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe, heraushob. Es scheint mir ausnehmend mißlich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loszureißen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was

für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sie's auch hier seyn. Am größten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so außerordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daß sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen, habe geschehen können? Und wie kühn muß also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sei, wie in jenen! — Wenn ich bedenke, daß Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Größe der Kraft, die er dazu anwenden mußte. Doch zugleich werde ich unwillig, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn Andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virginie mit der Geschichte der Galotti vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiß, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniß; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bei der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. **Nudum**, sagt er, **videtur proponendum: decresse vindicias secundum servitutem.** Das kann nun freilich wohl der Geschichtschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch möcht' es dem letztern schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indeß der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat — wozu ihm vielleicht Dionys von Halikarnaß behülflich seyn könnte — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bei Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen möchten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern; die ganze Arbeit besteht bloß in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daß dort der

Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach, ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freie Römer, dem Sclaverei verhaßter als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreißen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: hoc te uno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico; und bei Andern, so wie auch nachher bei ihm selbst, steht er vor: *ελευθεραν σε και ευσχημονα, τεκνον, αποζελλω τοις κατα γην προγονοις.* Si liberae ac pudicae vivere licitum fuisset, etc. . . . . Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beides, Sclaverei und Entehrung, er darf nur Eins, nur das Letztere, fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweite, der große Vorzug der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff' ich, sobald Sie nur die beiden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Ueber Virginien ist der letzte richterliche Ausspruch von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht bloß mehr zu fürchten, nicht bloß mehr wahrscheinlich, daß sie werde zur Sclavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freiheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre, läßt sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavinn, nicht die geringste Mäßigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so großer Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurück gewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (deserta praeda injuriae), auf der andern, der mächtige Decemvir, den sein Ansehn im Staat und seine Lictoren schützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick; nur noch zwei gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muß den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beiden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frei stände? und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, däucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiß ist es natürlicher, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergießen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als

die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweiten, dritten Lictor niederstoßen: unter den Streichen des vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber, was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sclaverei gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaft großen Seele, blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äußerst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daß von den beiden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erste, das an sich natürlichste, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das zweite, das an sich unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth: er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur herausreißen, um es in seine eigene zu stürzen; nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freiheit und ihre Ehre; es ist besser, däucht ihm, daß er sein Kind durch den Tod, als daß er's durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaft großen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt

beide, nach erhaltener Erlaubniß vom Decemvir, seitwärts, und durchbohrt der erstern, mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That giebt ihm seine römische Vaterliebe, so groß und so echt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bei dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daß er ihm den Gegenstand seiner heißesten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die größte Menschenseele diese äußerste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worin Virginius war. Zugegeben für's erste, die Schande Emiliens sei vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum muß er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern ins Herz seines eigenen Kindes stoßen? — Freilich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter: und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den größten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, mußte die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Prinzen, und äußerlich möglich ist, nach allen Umständen, das eine so gut, wie das andere. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit

Roms, und Virginius gewiß ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo; gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater, noch ihr selbst irgend ein anderer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern? Kann er nicht darauf dringen, daß sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffenen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frei, um Erkundigungen einzuziehen, und ist keine Möglichkeit mehr, daß noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läßt sich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läßt sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden die sie führt, selbst ihre äußerste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Muß nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faßt, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlaß zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muß ihn nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweiten Augenblicke der Ueberlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen, Vorzuge der Geschichte des Livius; und dieser besteht darin: daß der Beweggrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad von Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes, hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavinn war; darf den Lictor nur hinzutreten sehen, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Mißbrauch, in die Hände zu liefern; darf nur Einen Blick auf den wehrlosen, verlaßnen Virginius, und dann auf den so wohl bewaffneten, unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dies in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daß der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daß auch hinlänglicher Grund vorhanden sei, warum der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trifft: so wird schon durch das Einzige, daß beides nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daß man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muß; schon durch dieses Einzige, sag' ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war; und es hilft

nichts, daß man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sei dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiäner zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn, so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sei? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbniß ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihr verdrießt, daß die Welt so und so von ihr urtheilen werde? Ich will nicht anführen, daß die That um desto mehr interessiren muß, je einer größern richtigern Absicht gemäß sie erfolgt; ich will bloß fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sei, ohne daß der Schande vor der Welt nur mit Einer

Silbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daß Odoardo die Lage seiner Tochter so vorüglich aus diesem Gesichtspuncte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daß auch wir in eben diesen Gesichtspunct getreten wären. Er würde den Italiäner eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiäner haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweiten Puncts, daß der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trifft, könnten Sie sagen: daß auch hier Odoardo als ein echter Italiäner handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daß er ihn niederstieße? Besser, daß er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daß er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath, ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst entreiße, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daß er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daß eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahingiebt; aber gewiß ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaßtesten Menschen: und doch ist es deutlich, daß der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabei erkennten, oder auch nur muthmaßen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des

Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst müßten wir, wie in der Geschichte beim Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daß Emilie anders als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden; und dann möchte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst auf's höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen. Aber, daß bei der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht die väterliche Liebe ersticken und den Dolch freiwillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheuslich und ungeheuer, als daß es Herr Lessing gewollt haben sollte, bei dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

Vierzehntes Stück.

Hylas und Philonous.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist, kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehn eines großen Namens unterstützt zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht; und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte, so müßte sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Be-

wegung und Wahrnehmen oder inneres Bewußtseyn der Bewegung, von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften: denn man mag die Theilchen der Materie versetzen und verbinden, wie man will, so entsteht daraus noch kein Begriff, keine Vorstellung von dieser Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, schlossen sie, muß also bloß beweglich seyn, das Denken hingegen einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind, so fragte Locke mit Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleihen könne, die sie von selbst nicht haben würde?

So, wie andere Weltweise den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, ist diese Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Substanzen in einer Einzigen (durch die Vorstellung) zusammenkommen müssen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu bestehen: so läßt sich eine denkende Materie eben so wenig ohne Widerspruch annehmen, als ein viereckiger Kreis.

Aber auch selbst nach der angeführten Cartesianischen Beweisart, läßt sich der Zweifel des Engländers auf eine sehr einleuchtende Weise heben. Man kann zeigen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Kraft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukommt. Man sehe hier ein Gespräch, das über diesen Punct zwischen zwei Weltweisen vorgefallen ist, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas. Und wenn auch die Materie an und für sich nicht

denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous. Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß sie am Dorne Rosen wachsen läßt? Erschafft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestiget sie an den Strauch?

Hylas. Das nicht. Vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Saamen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsprossen.

Philonous. Also, wer den Rosensaamen zergliedern, und seinen innern Bau mit mikroskopischen Augen betrachten kann, der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Saamen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hylas. Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philonous. Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensaamen führt, Citronen wachsen lassen; würde sie nicht diese dem Strauch unnatürlichen Früchte besonders erschaffen, und an den Stengeln befestigen müssen?

Hylas. Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen *scheinen*, nicht wirklich wachsen.

Philonous. Mehr aber als diesen bloßen Schein, dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müßte denn den Rosendorn in einen Citronenbaum *verwandeln*: das heißt — nach der Sprache einer gesunden Philosophie — den Rosendorn *vernichten*, und einen Citronenbaum an die *Stelle setzen*.

Hylas. Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous. Freilich nicht! Und es bliebe also bei dem Vorigen: die Allmacht würde die Citronen besonders erschaffen, und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. — Wie aber? Der Stamm führt ja keine Citronensäfte. Woher werden denn die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas. Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philonous. Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Citronen mehr als ihre Stütze verloren?

Hylas. Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hingen, sie weder hervorgebracht, noch genährt hatte.

Philonous. Nunmehr wieder zu unsrer Hauptfrage! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie, vermöge ihrer innern Structur, unendlicher Gestalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken, fähig sei.

Hylas. Ich gebe zu, daß Carteſius dieses so gut als erwiesen hat.

Philonous. Der Grund zu den Gedanken liegt also nicht in der Materie, so wenig als Citronensaamen im Rosendorn. Aber Gott soll der Materie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen und mit der Materie verbinden?

Hylas. Allerdings! — so wie wir an unserm Beispiele gesehen haben.

Philonous. Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken; diese kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Citronen wachsen können?

Hylas. Auch das muß ich zugeben.

Philonous. Die Frage war also nicht: ob die Allmacht er Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dies ſt unmöglich; ſondern: ob ſie nicht eine Kraft zu denken er=chaffen und mit der Materie verbinden könne? und ſiehe! dies at ſie wirklich gethan. Sie hat mit gewiſſen Portionen or=anisirter Materie eine beſonders erſchaffene Kraft zu denken erbunden, und beide zuſammen machen das lebendige Thier us. Wie die Früchte zum fremden Stamme, ſo verhält ſich ie Kraft zu denken zur organiſirten Materie. Am Ende kann ieſe vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Moſes Mendelsſohn.

Funfzehntes Stück.

Der Bienenkorb.

Aber um's Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr von Bertheim, zu Monsieur Le Grand, einem Pariser großen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andere Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache —

Werden Sie auf Ihrem Wege nie finden.

Nie finden? Hab' ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

Wie? die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie wollen begreifen durch's Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?

Wenn das Ideen sind, was Sie da sagen, nicht Worte — —
Eben Worte verwerf' ich!

Nun, so würdigen Sie einen Irrenden Ihrer Leitung! Füh-
ren Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher
Sie Selbst mit so tiefen Zügen Gewißheit schöpften! — Ich
wiederhole Ihnen: ich suche eine erste Ursache der Dinge; ich
bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daß
ich sie suche; diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer
Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum,
für Unwesen, für Nichts. Hoffentlich werden Sie doch nun ein
Wesen, ein Etwas, eine Realität, an die Stelle setzen?

Wie sonst? — Das erste und einzige Wesen, welches die
aufgeklärte Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren,
alles Wirklichen, alles, was Himmel und Erde, was Vergan-
genheit und Zukunft befassen!

Nun? und diese Quelle wäre nicht Gott?

Aberglaube! Eindrücke von der ersten Erziehung her! —
Diese Quelle ist allein die Natur.

So hör' ich und so les' ich jetzt oft. Aber wenn ich doch
von dieser Natur — —

Er wollte sagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte!
Allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge
des Monsieur Le Grand hatte nun einmal Athem geschöpft; und
sicher wär' er der Erste aller Philosophen gewesen, wenn die
Lunge und nicht der Kopf den Philosophen machte. Er setzte
es als die erste, evidenteste, unumstößlichste Wahrheit fest: daß
Alles in der Natur seinen Grund habe, und daß es irgend et-
was Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus sich Dasein und
Beschaffenheit jedes Dinges begreifen lasse; er fand dieses Noth-

wendige, dieses Ewige, in nichts anderm als in den beiden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er ließ aus dieser Materie und Bewegung Alles, was im Himmel und auf Erden entstanden war, allein entstanden seyn, spottete der trügerischen Idee eines freien, aus eigner Kraft wirkenden Geistes, weil nichts selbstthätig sei, nichts sich aus seiner eignen Kraft bewege, sondern Alles seine Bewegung von außen erhalte; er machte zur ersten und einzigen Quelle dieser Bewegung, und also aller durch sie entstandenen Dinge, die Natur: und erklärte dann doch diese Natur eben durch den Zusammenfluß der Materie und der mannichfaltigen Bewegungen der Materie. Er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines ersten Bewegers, eines unsichtbaren, nach keiner seiner Eigenschaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, schilderte mit schwarzen, fürchterlichen Farben das Elend, welches Aberglaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht *); und lief diesen engen, armseligen Kreis von Ideen so oft, mit so mannichfaltigen Wendungen, wieder durch, daß Herr von Bertheim alle Lust ihn zu widerlegen verlor, und nur auf Mittel sann, wie er sich losreißen könnte. Er fand das Genie des Monsieur Le Grand zu bewundernswürdig, als daß er's wagen dürfte, sich mit ihm einzulassen; er begriff nicht, wie so viel Tiefsinn sich mit so viel Wohlredenheit vereinigen ließe, und bat um Zeit, alles das Schöne und Große, was er gehört hätte, zu fassen und zu durchdenken. Monsieur Le Grand, ohne den mindesten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine viel zu kühne Figur schien, schmeichelte sich mit

*) Man sehe das Système de la nature.

er Ehre, Herrn von Bertheim noch öfter zu unterhalten; und ie atheistische Declamation hatte ein Ende. —

Die Scene dieser Unterredung war ein Garten auf dem Land=,ute der Marquise von Baillac, einer erklärten Gönnerinn nd Beschützerinn des Monsieur Le Grand, den sie, als einen ortrefflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landpartieen og. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe, nd noch nicht alt genug für die Andacht: sie hatte sich, um n der Zwischenzeit glänzen zu können, in die Methaphysik ge=orfen, sammelte sich, durch witzigen Spott über Himmel und Hölle, reichen Stoff für die künftige Buße, und arbeitete jetzt nit an der Bekehrung des jungen Deutschen, um dessen vor=heilhaftes Aeußere ihr es wehe that, das Innere noch so ver=finstert zu finden. —

Indem unsre Weltweisen um eine Ecke der hintersten gro=ßen Allee des Gartens beugten, fanden sie sich plötzlich vor einem wilden unbebauten Platze, der mit dem zu gekünstelten, n zu regelmäßige Form gezwungenen, Garten einen nicht un=ngenehmen Absatz machte. Sie traten hinaus, und standen ier bald vor einer Reihe Bienenkörbe stille, deren kleine Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten so reichlich dar=ot, mit emsigem Fleiß in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fing Herr von Bertheim n, ist doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der rei=endsten, leblosen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge nd Blumenbeete des Gartens, den wir verlassen haben, er=ötzt mich die Betrachtung dieser glücklichen Bürger eines so rdnungsvollen, so freien, so ruhigen kleinen Staats! —

Und der Anblick ihres Fleißes, ihrer Geschäftigkeit, setzte

Monsieur Le Grand sehr richtig hinzu: denn sehen Sie, wie das unabläſſig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt; wie das keinen Augenblick raſtet!

Ja wohl! Und vollends erſt der Zweck dieſes Fleißes! die Auferziehung einer hoffnungsvollen Nachwelt! die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck iſt. —

Ich weiß. Und wenn auch nicht einziger, da freilich dieſe Arbeiter auch für das eigne künftige Bedürfniß ſammeln; ſo iſt ſie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich ſie in der Natur nur gewahr werde, iſt mir überall ſo anziehend, ſo rührend! Jedes, auch das verächtlichſte Thier, ſobald es mir als aufmerkſame liebende Mutter erſcheint, iſt mir gleich ſo achtungswürdig, ſo unverletzlich, ſo heilig!

Aber, mein Herr — daß Sie von Jungenpflege ſprechen, das iſt ſchon recht; allein Sie ſprechen nun auch von Müttern. Sie ſollten noch nie gehört haben —? indem er einhielt.

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läßt ſich nicht ſagen, mit welchem großen Auge und welchem Blick voll Erſtaunens Monſieur Le Grand zurück trat. Daß man unfähig ſeyn könne, eine etwas verwickelte Kette abſtracter tiefſinniger Wahrheiten zu faſſen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die großmüthige Abſicht, Andere bis zu ſich ſelbſt zu erheben, verunglückt: aber eine ſo tiefe Unwiſſenheit, als Herr von Bertheim in der gemeinſten Naturgeſchichte zu verrathen ſchien, war ihm bis jetzt nicht vorgekommen. Dennoch befand es ſich bei der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim, ſo viel Bienenzucht er auf ſeinen eignen Gütern trieb, hörte jetzt zum erſten Male in ſeinem Leben, daß alle die klei-

ien Fliegen, die er so fleißig arbeiten sähe, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er mußt' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monsieur Le Grand ihm auf Ehre versicherte, daß es so wäre.

Gestehen Sie indessen, fing er nach mehrern Ausdrücken eines größten Erstaunens an, daß die Sache nicht wenig sonderbar ist. Denn die hier arbeitenden Bienen sind doch wohl immermehr so alt, als die Welt? sind doch wohl auch, wie alle anderen irdischen Wesen, sterblich? Gleichwohl, wenn sie ohne Zeugungskraft sind —

Nun?

Wie soll ich da immer und ewig ihren Ursprung begreifen? Woher, soll ich denken, daß nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

Woher? sagte Monsieur Le Grand, und konnte unmöglich ein kleines spöttisches Lächeln lassen. Sind denn die hier sichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müssen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Lassen Sie Sich sagen, mein Herr! — indem er in selbstzufriedener Stellung, mit ausgestrecktem Finger und weit gesperrten Füßen, vor ihn hintrat. — Dort innerhalb dieses Korbes, und so innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königinn, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von einem weiblichen, umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das ist, was sich unsre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit, an deren Dasein dieses ganze System, diese ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer stolzen seligen Unthätigkeit — —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort, und

schlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beschämt zur Erde nieder.

O, Sie verstehen mich, hoff' ich. Eine Gottheit, wie eine Königinn: nur der Aehnlichkeit wegen! nur weil diese innere verborgene Biene die erste Person ihres Staats ist; weil sie allein ihn zusammenhält; weil ohne sie sich alles zerstreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — wenn Sie Sich so erklären. — Aber nach Ihrer Beschreibung von dieser Biene, von dieser innern verborgenen Biene, wie Sie sie nennen, muß sie wohl auch eine ganz andere Beschaffenheit, eine ganz andere Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

Wenigstens ist sie größer, hat einen andern Bau, eine andere Lebensart, andere Instincte.

Daß ich also noch gar keinen Begriff von ihr habe? daß sie für mich im Grunde so viel wie Nichts ist?

So viel wie Nichts? — Ist denn gleich Alles nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anschauung haben? Muß denn Alles, was für Sie etwas seyn soll, mit Augen können gesehen oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal sind doch diese Bienen in der Natur; Sie sehen sie, hören sie; Sie dürften sie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und so denk' ich — wenn diese Wesen nicht aus dem Nichts haben hervorspringen sollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene schon müssen gelten lassen.

Verzeihen Sie! Ich hätte doch Lust, sie zu läugnen.

Wie! sie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingestehen, daß diese sichtbaren, arbeitenden Bienen ohne Geschlecht sind?

Wenn ich dieses auch eingestehe. Das thut hier nichts.

Thut hier nichts? — Nun beim Himmel! — und er lachte, aß die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie sind von iner Naivetät zum Erstaunen. Wie in aller Welt wollen Sie enn nun den Ursprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, daß die neuen Schwärme herkommen sollen? — Oder nd Sie etwa schon wieder in Ihrem Schöpfungssystem? ha- en Sie schon wieder Ihre erste Grundquelle der Wesen im Sinne?

O Monsieur Le Grand! — mit einer Miene, als ob er n Ernst empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte spot- n, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal hr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wohl nicht spot- n, sondern nur meinen Scharfsinn wecken. Sie wollten ver- uchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir so großmü- ig mitgetheilt, das Räthsel nicht von selbst würde lösen kön- en. Und wirklich — je mehr ich der Aufgabe nachsinne — — s ist mir, als ob ich schon einen Schimmer von etwas sehr Schönem, sehr Bündigem sähe.

Worauf ich unendlich neugierig bin; ich versichere Sie.

Wenigstens ist es ganz nach Ihrem eignen Muster.

Schön! Um so lieber werde ich's mir gefallen lassen.

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht wa Fehler zu machen: erlauben Sie, daß ich mein Muster och einmal vor mir aufstelle und Ihr ganzes Raisonnement iederhole! — Behaupteten Sie nicht als denkender Atheist, er sich von den Vorurtheilen der Erziehung losgerissen, daß die dee einer unsichtbaren, verborgenen, nach keiner ihrer Eigen- haften begriffenen Gottheit eine hirnlose Idee, und daß es der

wahnsinnigste aller Einfälle sei, durch so eine Gottheit die Entstehung einer Welt zu erklären?

Nun ja! Und die Anwendung?

Behaupteten Sie nicht ferner als gründlicher Materialist, der sich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuschen läßt, daß die Idee eines sich selbst bestimmenden, aus eigner Kraft handelnden Wesens thöricht sei, und daß, eigentlich zu reden, alle Bestimmung, alle Bewegung von außen komme?

Das behauptete ich; allerdings!

Wohl! — Sagten Sie nicht, daß alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entstanden wären? und müssen Sie also, wenn alle Bewegung von außen kommt, nicht zugeben, daß bei keinem Dinge der Grund seines Daseins und seiner Einrichtung in ihm selbst liege?

Freilich! Haben Sie Zweifel dagegen?

Ich würde sie anführen. — Heißt Ihnen das: Kein Ding hat den Grund seiner Entstehung und Einrichtung in sich selbst, etwas anders, als: Der Grund seiner Entstehung und Einrichtung, insofern er in ihm selbst liegt, ist nichts?

Wenn Sie's so lieber hören — Was liegt am Ausdruck mein Herr?

Dann und wann viel. — Behaupteten Sie nicht, daß die Natur allein die gesuchte, nothwendige, ewige Ursache, die einzige Quelle der Bewegung sei, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

Sehr richtig!

Und erklärten Sie nicht diese Natur durch den Zusammenfluß, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Ursprung in den einzelnen Dingen selbst habe, sondern nur in der Kette des Ganzen?

Wiederum richtig! — Aber ich sehe nicht, wo Sie mit diesen Fragen hinaus wollen?

Dahinaus, wo ich schon bin. Denn nur des großen, Ihrem Systeme so eigenen, mir noch so neuen Grundsatzes wollt' ich gewiß seyn: daß unzählig viel Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viele Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben, und daß also Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit diesem Axiom gerüstet, geh' ich nun muthig an meine Aufgabe, und bin gewiß, sie zu lösen. — Meine Gedankenfolge ist diese: Ich sehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft sind; ich spüre Eindrücke von ihnen auf mein Gesicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich sie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Dasein nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daß sie den Grund ihrer Entstehung außer sich haben; daß sie nicht von sich selbst sind, nicht ewig. Wo soll ich denn aber sonst ihren Ursprung suchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — Denen fehlt, so gut wie ihnen selbst, die erzeugende Kraft. — Also etwa in einer Mutterbiene, die eher als sie und von ihnen verschiedener Natur sei? — Aber wo wäre denn die? Und was sollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beschaffenheit machen? — Nein, das wäre sehr thöricht, wenn ich nach leeren Unwesen haschte, und Wirklichkeiten durch Namen, durch Schall erklärte! — Besser, ich fasse die sämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienen-All; ihre sämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienen-Natur. Nun ist zwar freilich, einzeln genommen, jede dieser Zeugungskräfte ein bloßes Unding, ein Nichts; — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab' ich gelernt, giebt in der Summe allwir-

kendes Etwas; und so werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirklich zeugender Kraft. So also, durch eine aus Nichts zusammengeflossene zeugende Kraft, kamen diese Bienen zum Vorschein; so entstand, was den Grund seines Daseins nicht in sich selbst, nicht in Dingen seiner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in nichts Verschiedenem hatte. — — Nun, Monsieur Le Grand? Sehen Sie, daß ich Ihre Schlußkette gefaßt habe, und daß ich ohne Mutterbiene davon komme? daß ich dieses verborgene, ungesehene, so wenig von mir begriffene Wesen nicht brauche? daß ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich so leicht hätte fangen lassen? — Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinsten Verstand evident?

O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! sagte Monsieur Le Grand, und zuckte voll Bedauerns die Achseln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publicum mit! Es wäre Jammer, wenn sie verloren gingen.

Wenn Sie so meinen — —

Ich versichere Sie, Sie werden davon Ehre haben, alle ersinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem sie gebührt. — Mit diesem kühlen Tone verlor sich die Unterredung, und beide gingen nun schweigend neben einander her an die Tafel. —

Monsieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquise und der übrigen Gesellschaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallenen Bericht zu geben. Doch versteht sich, daß er alles verschwieg, was seinem System oder ihm selbst zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwissenheit, und

so eine Albernheit, wie die, durch lauter zeugungsunfähige Wesen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins um's andere zu erwecken. — Aber, sagte zuletzt die Marquise, gestehen Sie mir, meine Herren, daß eine so ungeheure Stupidität doch nirgend als jenseit des Rheins erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sei Dank! sind wir doch eine ganz andere Menschenart; haben doch ganz anders organisirte Gehirne. — Ja wohl! ja wohl! riefen Alle; und dann erhob sich ein lebhafter Streit: ob die Ursache dieser Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in der Erziehung, oder in irgend sonst etwas läge? Indessen, über die Sache selbst war man einig; und Herr von Bertheim, so viel Hoffnung anfangs die Marquise von ihm geschöpft hatte, sank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

Sechzehntes Stück.

Traum des Galilei*).

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der

*) Galilei ward zwei Mal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweite Mal saß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in

düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Copernicus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber

---

diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathématiques, Heumann's Acta Phil., und andern bekannten Büchern. — (Man s. vor allen die jetzt erschienene Lebensbeschreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal, und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele d'ran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohen, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers

und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über ein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht ein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Nieerträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Pallästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! sie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste einer Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und ich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließest, als die reinste und heiligste für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest: mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpar-

teiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen, dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen indeß mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaares ruhte. — Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernicus rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß und will dir schon jetzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führ

ich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir
ahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels.
ch sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thä-
rn; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden, und
es Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden
es Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich
ort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Him-
el, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckun-
en, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthä-
en wandelt. Jede hier durcharbeitete mühevolle Stunde ward
ort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der
ie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und
arum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden
lter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier
uchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus
eder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus
edem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irr-
hum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken
er Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist
nir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede ein-
elne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Größe
erlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und
urch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich
das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. —
Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Grän-
zen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer
von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele Tausende leuch-
ten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede

Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindende Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahne möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sie glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spann blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo de sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Sto für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltig keit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom heral unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Him mel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erd zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für de unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Sto zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Selig keiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon jetzt, Galilei? Den diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesse an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kam als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Stauk zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nac ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, Coper nicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freude schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämme rung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weite der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht de Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, vo unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du selbst so tie in die Geheimnisse Gottes schauteſt und den Plan seiner Schö

fung enthüllteſt; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erſte ähne Gedanke in dir heraufſtieg, und ſich freudig alle Kräfte einer Seele hinzudrängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ord= en; erinnere dich, als nun alles in herrlicher Uebereinſtimmung ollendet ſtand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das höne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichkeit it dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! —) ja, mein Führer! Auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an immliſchen Freuden reich; und wäre ſie's nicht: warum ſä= en wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt u? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde geſunken, nd ließ ſich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel or Rom nieder. Die Hauptſtadt der Welt lag vor uns; aber oll tiefer Verachtung ſtreckt' ich aus meiner Höhe die Hand in, und ſprach: Sie mögen ſich groß dünken, die ſtolzen Be= ohner dieſer Palläſte! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und old und Silber auf ihren Tafeln das Koſtbarſte beut, was uropa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe n Seidengeſpinnſt, ſo ſieht auf dieſe Blöden der Weiſe herab; enn ſie ſind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt icht hinaus können, an dem ſie kleben: indeß der freie Weiſe uf ſeine Höhen tritt und die Welt überſchaut, oder ſich auf flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott ſchwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich ſo ſprach, Viviani, da umwölkte ſich mit feierli=hem Ernſt die Stirn meines Führers; ſein brüderlicher Arm ank von meinen Schultern herab, und ſein Auge ſchoß einen rohenden Blick bis ins Innerſte meiner Seele. — Unwür=

diger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jen
Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemach
vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine See
lenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken im Er
kenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun die
Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit
Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken
wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur ver
tilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich
wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, so
mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Ge
fängniß zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Flut
von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die
Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott der
Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, dein
Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat
auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke
deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in de
nem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manch
Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat
deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein
Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freun
schaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit williger
Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner ge
nossenen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Ge
bete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, n
die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernom
men, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich le

hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Siebzehntes Stück.

Das Weihnachtgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie errötbete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden; und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst."

„Ich habe es dir schon mehrmal gesagt: Ein wenig Athem oder ein paar Federstriche, die wir für unsere Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag.

werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung, und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, und red'te schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es lies't, so ist es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde lies't, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen."

„Unsre Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach

der Natur, oder Copieen von guten Originalen malt. Jene sind ihre eigenen Empfindungen, ihre eigenen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Copieen nur als Schulen — so nennen sie ihre Uebungsstücke — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; schlechte bleiben dabei stehen, und gründen darauf ihren ganzen Ruhm."

„Es kommt also alles darauf an, das, was Andere aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eigenen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem Andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leserinn zu einer Schriftstellerinn! Wenn du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreib nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind als die Bücher und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen."

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken seyn; du wirst in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die electri

schen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sich's versieht, kommt aus dem eignen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß: und ist es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

Chr. Garve.

Achtzehntes Stück.

Der Habicht.

„Verdammter Dieb!“ — schrie der hypochondrische Tuf als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabscho und es erwürgte. — Sein äußerst ängstlicher Ton machte mi lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eig nen Herzen fühlte.

Freund! fing ich an, wenn Sie auf alles, was junge Hüh ner stiehlt, so ergrimmt sind, so möcht' ich wissen, wie Sie Sie Selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmst Habicht im Lande. — Tuff, wie man wissen muß, lebte b seiner Brunnencur, wie ein anderer Law oder Neuton, vo nichts als Hühnern. Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wä zu schwer, und Gemüse wären zu blähend.

Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängstlich als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, daß ich a mer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm selbst die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüse.

Dieser Grund war zu einleuchtend, und setzte den Habicht zu genau in den eignen Fall unsers Tuff, als daß er noch hätte weiter können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fing er nun an: die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die Natur, schloß er endlich, eine grausame Mutter? Zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen.

Warum nicht? — Sie besteht, wie trotz allen seinen Krankheiten mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders, als Widersprüche in der Maschine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plötzlich zurück, und fing von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinct der Henne, ihr Ei zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen; wenn da oben in seiner Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen

ausspäht und auf pfeilschnellen Flügeln herabschießt, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — —

Nun es sei einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daß dies Läuten ist? Auf dem Thurme, oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es ist freilich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daß es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun also! die Anwendung gemacht! — Auch jene Widersprüche sind einzig in Ihrem Kopfe, und entstehen von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann seyn, sagte Tuff: ich will's glauben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Brust einen Seufzer — bei so schwachen Nerven, wie ich sie habe, wär' es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bei so ohnmächtigen Kräften unserer Vernunft, wär' es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! spricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommt's nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften, und einem etwas fleißigern Gebrauch dieser Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, ist's das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermü-

det gebrauchen, so wird sie gewiß — nicht zu einer ganz zweifelfreien, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen: tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortrefflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instincte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt. Aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mörderische, nach Blute lechzende, zum Blutvergießen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet: daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh' ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen sagen, daß es die Natur fast so arg macht, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospect durch ein schattiges Wäldchen zu schließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab, und säete Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter d'rüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Art an,

und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie —

Nicht doch! nicht doch! rief Tuff. Jener Aushau war nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so in's Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andre ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Meinen Sie doch? Nun, so wäre ja eben dies ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm Anfangs durchaus entgegen schienen. — Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! — Worin setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, versteht sich.

Also, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens, jene Aufopferungen nothwendig machte; so wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch so viel Leben, als nur bestehen kann? Und wollen doch dieses Leben so gesund, so blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, so muß ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern also alle Himmelsstriche alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bei, die sich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den über-

lüssigen Säften der anderen Thiere nähren. — Meinen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort; alle blutgierigen Tieger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu; alle hinterlistigen Spinneweben stäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus! rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigstens!

Nein, auch damit fort! laß sie Gemüse essen! Auch mit den Giftissen fort! Aus jedem Ei muß nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden. —

Recht! Und dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das versteht sich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestörte Glück aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehen, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär' es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daß ein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte, als Hahnengekräh und Hühnergeschrei? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen, und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie wohl, daß schon bei der zehnten dieses eine Geschlecht viele anderen verdrängt haben muß. — Oder sähen Sie's lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniß zurücksetzte, wobei jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein und die Schwierigkeit ist gehoben.

Gehoben? So, daß sieben andere entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen Geselligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen wenn Revolutionen der leblosen Natur die Geschlechter verwüsten: soll es Jahrhunderte dauern, ehe die Lücke sich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückseligkeit in der Schöpfung wieder ersetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — sagte er nachdenkend.

Sie stocken schon, seh' ich. — Doch gesetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig so fortleben? Die Kräfte der Natur müssen sich doch endlich erschöpfen?

Nun ja! erschöpfen freilich; nur nicht gewaltsam in der besten Blüthe vertilgt werden.

Aber *wenn* sie sich nun erschöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wissen ist die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und so viel Leben soll doch da seyn, als nur immer bestehen kann — Was fangen wir mit diesen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir übergeben sie der Verwesung, lassen die zerstörten organischen Theile sich in ihre Elemente auflösen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und so im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur diese Auflösung das Werk eines Augenblicks wäre! — Er

nnern Sie Sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäld-
hen erging? was für schnelle Beine Sie da bekamen?

O um's Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abge-
wandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Gesichte zurücktrat: an
was erinnern Sie mich? Wissen Sie, daß mir das scheusliche
Bild noch jetzt den Athem versetzt? daß ich die ganze Nacht
durch — —

Stille! stille davon! Wo ich Sie in's Erzählen Ihrer Zu-
älle lasse, so ist's um unser Gespräch gethan, und das wäre
och Schade. — Sie sehen also nun, daß unsre zu weichher-
ge Güte Grausamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die
e einathmen, verpesten, sie tausend unangenehmen und schmerz-
aften Empfindungen aussetzen, und ihnen endlich ein frühes
Grab bereiten. Sie sehen, daß wir über dem gar zu ängst-
chen Schonen des Lebens zu wirklichen Verschwendern des Le-
ens werden, und die Welt, die wir zum Paradiese verschö-
ern wollten, zu einem Kerker von Calcutta*) verschlimmern.
– Sehen Sie's nicht, lieber Tuff? —

Nicht so recht! Sie überschleichen mich, däucht mir. — Ich
abe Ihnen nur so viel Leben eingeräumt, als zusammen be-
ehen könnte. Setzen Sie also gleich Anfangs nicht mehr,
s daß keine Fäulniß, keine Verpestung der Luft zu besorgen
ehe.

Aber wenn ich das setze — können Sie wissen, auf welche
eringe Anzahl Sie das Leben nun einschränken? Oder ist es
cht bloßer Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl

*) Wo die eingesperrten Engländer in ihren eignen Dünsten er-
icken mußten. Man s. Ives Reisen.

der Wesen, die sich ihres Daseins freuen und glücklich seyn kön
nen, so sehr vermindern zu wollen? — Sterben müssen si
doch, die Thiere; und wer sagt Ihnen denn, daß der gewalt
same Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leich
teste sei? —

Der leichteste? Man stirbt noch leichter, denk' ich, vor A
ter, wo Sterben nur Einschlummern heißt. — Und kommt
denn nur darauf an, leicht zu sterben? Nicht auch, glücklic
zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zu
Tode geboren?

Aber sie dürfen nicht alle sterben. Das heißt, den Te
der Natur nicht. Wir sind schon einig über den Punct.

Er stand stille, und überlegte ein wenig. — Schon einig
Wir sind's noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst d
Anblick beim Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wen
die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemac
hätte? —

Die möcht' ich kennen. Die wären? —

O erinnern Sie Sich! — Jene zahmern Raubthiere, d
sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube her
finden, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legi
nen geboren werden, ihre in Fäulniß übergehenden Säfte si
gleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum a
dere Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesündern, d
von ihnen selbst, als lebendigen Thieren, abgetrieben und au
gedunstet werden. — Sollten nicht diese Thiere zur Reinigun
der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der G
sundheit, hinlänglich seyn?

Nein! Denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grun

vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freilich ein wenig später.

Sei es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bei seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bei seinem Tode zurücklässt. — Und eben darum, dächt' ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre ersännen, und wieder: endlich müßten wir dann so weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur möcht' ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verwesung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der scheusliche Anblick —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick scheuslich war', so war er's nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht ekel. — Und wo mir recht ist, so fuhren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihen Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger als die Natur seyn will, der zieht freilich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daß wir die Welt durch unsre Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun wohl denn! So müssen wir sehen, wie wir helfen. — Ich wüßte hier freilich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein — ob Sie's billigen werden? — —

Lassen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir ließen nicht nur unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unserm ersten Plan würden gefehlt haben, geboren werden, und doch alle ihr Dasein genießen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieses Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält durch Kräfte, die einander entgegen kämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauern, und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der Mensch, auf wahrhaft weise Mittel gerathen können, die der allsehende Schöpfer nicht schon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unsrer Seele, den nicht unsre Finsterniß von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehen? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerstöre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen, Räuber zu, die immer für tausend und mehr Lei-

ven nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nah-
ung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann
brig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die
on gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch,
wie er das Haupt der thierischen Schöpfung ist, so ist er
uch das wichtigste Mittel ihrer Erhaltung; denn sein Geschlecht
t sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch
lle Gattungen durch, er hat die Vernunft seine Todten zu ver-
rennen, oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Lei-
en von andern Thieren zu viel werden, auch diese. — So
nd nicht anders, mein Freund — —

Ich seh' es: Sie haben Recht! fiel er mir ein. Der Schö-
fer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daß er
ine Welt schuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vor-
eile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unend-
ch. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der
aubthiere in die Natur; erlauben den fruchtfressenden Thie-
n mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungen-
lege; ziehen immer neuen Anwachs zum schnellen Ersatz des
erlorenen an; bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die
Zelt; erhalten die Thiere bei einer reinern Luft gesünder, fröh-
her, munt'rer; geben den Raubthieren diese schärferen Sinne,
eses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um
viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. —
n diesem Tone fuhr er fort, und sprach mit einer Wärme,
it einer Beredtsamkeit, — daß ich aufmerksam ward und ihn
jsah.

Ihre Cur, rief ich, hat Wirkung gethan! Wie hält's um
Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt an die Schulter; die Füße erschleppten ihn kaum; es war der elen deste Mann. — Einbildung! Einbildung! rief ich. Und ob e dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch di Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemach und mein vortheilhaftes Zeugniß darüber, einen sichtbaren Tros Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäftigung untersagt, s würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Ma terie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortref lichsten Apologieen der Vorsehung ist. Meinen nicht hypo chondrischen Lesern will ich's doch nennen; es sind die Philo sophischen Betrachtungen über die thierische Schö pfung *). Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch d gewähltesten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wich tigen Gesichtspuncte ist, worein dieselben gestellt werden. An allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfe tigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kenne möchten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ungefäl das Resultat von den Untersuchungen des Verfassers enthält

„Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit; und der Wille d Schöpfers ist, daß unzählige Schaaren dieser Glückseligkeit g nießen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch di jenige erschaffen, die wir bewohnen: eine Welt, die mit Be gen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrisch durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen d Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsich

*) Aus dem Englischen. Leipzig 1769.

bare Urſachen die Elemente, die mit allen Principien des Le-
bens geſchwängert ſind, in beſtändigem Umlauf erhalten; wo
die Pflanzen, durch geheime, noch wunderbarere Kräfte, die rei-
chen Schätze der Elemente an ſich ziehen, aufſammeln, und ſie
zur Erhaltung der thieriſchen Schöpfung zubereiten; eine Welt
— denn ſo unendlich groß iſt die Mannichfaltigkeit und die An-
zahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Sub-
ſtanz gleichſam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede
Begebenheit und jedes Weſen, durch ewige und unveränderliche
Geſetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutz-
bar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten ſich ver-
vielfältigen, es dazu geſchieht, den Verluſt leicht wieder zu er-
ſetzen, dem ihre Hinfälligkeit ſie bloßſtellt, und wenn ſie ſich
einander aufreiben, wenn ihr Daſein in gewiſſe Gränzen ein-
geſchränkt iſt, dieſes geſchieht, das Uebermaaß in ihrem An-
wachſe zu verhüten. — Die große Abſicht, auf die der ganze
Plan der Schöpfung gerichtet iſt, beſteht in der Vollſtändig-
keit und Erhaltung des thieriſchen Syſtems. Es giebt allge-
meine Geſetze, die jede Claſſe der Geſchöpfe antreiben, dieſe
Abſicht zu befördern; und dieſe Geſetze ſind ſo genau mit ein-
ander verknüpft, daß ſie nothwendig einander wechſelsweiſe vor-
ausſetzen und nach ſich ziehen."

Neunzehntes Stück.

Proben rabbinischer Weisheit *).

1.

„Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben."

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzählungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum vo anstehen.

Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bes-
sern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner
Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum
Richter der Gemeinde wählte, so sehr auch die Gemeinde es
wünschte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich
etzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschen-
indern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab' ich
s unterlassen. „Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld
in dem Verderben des Landes."

2.

„Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr."

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexan-
er, der Macedonier, zu einem Volke in Africa, das in einem
bgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder
rieg, noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte
es Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm gol-
ene Datteln, goldene Feigen, und goldenes Brot vor. — Es-
et ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir
or, antwortete der Beherrscher: genießbare Speisen hättest du
n deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du
enn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hie-
er gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich ken-
en lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei
ns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Ge-
icht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein

Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fan
ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein: denn ich habe nur da
Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz; un
gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen. — De
Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mei
Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was dari
verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob e
sie recht verstanden hätte; und nach einiger Ueberlegung spra
er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Un
du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll dein
Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heiraths
gute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mei
Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, e
wiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde den
die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. –
Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würde
beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz fi
den König in Besitz genommen haben. — Für den König? frag
der Beherrscher voller Verwunderung ... Scheinet auch d
Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — A
lerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressen
Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, sprach der B
herrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser u
schuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheine
und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

3.

Das erste Weib.

Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
Sie liefe sonst nach allem.
Er schuf sie aus der Ribbe,
Der unbescholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4.

„Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen."

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdeß starben seine beiden Söhne; beide

schön von Wuchs, und erleuchtet im Gesetz. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette, und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths *), trank und fragte abermal: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — Sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? — Dies sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wieder zugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen nicht. — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne . . . und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse

*) Eine Ceremonie der Juden beim Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbaths.

sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Namen des Herrn sei gelobet! — Der Namen des Herrn sei gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre."

5.

Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bei allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, daß er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst, zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherlei Art, hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen?

Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja, versetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloß Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft u. dergl. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide stiehlt und es einsäet; soll das

Getreide nicht aufschießen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beiwohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läßt der von ihm selbst so wohl geordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie mißbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdkloß da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. Und die Seele? Ohne das Fleisch würde sie sich eben so wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, sobald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beiden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indeß ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in seinem Obstgarten zwei Sclaven, wovon der eine lahm, und der andere blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dies thaten sie, und bestahlen ihren Wohlthäter, der sie, als unbrauchbare Knechte, bloß aus Mitleiden ernährte. Er kam, und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen, die Früchte zu sehen, der Andere sein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Haus-

herr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie n der Lage ab, in welcher sie gesündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

6.

Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willst die Buße verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur bessere dich Einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wann ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du diesen nicht weißt, so ist kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

7.

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen."

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse, das er uns widerfahren läßt, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyrannischen Regierung der Griechen, ward einst den Israeliten bei Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwies im Gesetze. Ihn fand Pappus, der Sohn Juda, und sprach: Akiba! fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen? — Ich will dir eine Fabel erzählen, sprach Rabbi Akiba, die mit unsern Umständen viel Aehnliches hat. Der Fuchs ging

einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier, bald dort sich zusammendrängen. — Was lauft ihr da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wißt ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir auf's Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das klügste unter den Thieren hält? Du mußt das einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe! hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so stehet von ihr geschrieben: Sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen, und in daſselbe Gefängniß gesetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muß weil er sie vernachläſſiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde das: Höre Israel! zu lesen. „Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, dei

nen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen*)." — In der Vorbereitungsandacht unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Qualen. — O meine Lieben! sprach ihr Lehrer: zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gebanget, dieses göttliche Gebot halten zu können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, muß ich sie nicht vernachlässigen. Er weilte so lange bei den Worten: ein einiger Gott! bis sein Geist ihn verließ. Und eine Stimme ließ sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dem Lohn ist!

Moses Mendelssohn.

*) Dieses Capitel der Schrift wiederholt jeder Jude zwei Mal des Tages, nachdem er sich durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

Zwanzigstes Stück.

Proben rabbinischer Weisheit.

(Fortsetzung.)

1.

Der Segen des Gastfreundes.

Der alte Rabbi Isaak besuchte seinen Freund, Rabbi Nachman. Mehrere Wochen blieb er gastfreundlich in seinem Hause, und die ganze Zeit über unterhielten sie sich vom Gesetz, tauschten Meinungen und Gründe, und belehrten sich gegenseitig. Die Stunde des Scheidens rückte heran. Rabbi Nachman war gerührt. Der Gedanke, daß er seinen bejahrten Freund wahrscheinlich nie wiedersähe, befeuchtete seine Augen. Endlich sagte er zu ihm: Segne mich, ehrwürdiger Freund, ehe du von dannen scheidest! — Ich dich segnen? Dich, du Vortrefflicher? Bist du doch jenem Palmbaume so ähnlich! — Welchem Palmbaume, Rabbi? — Sieh, mein Lieber! Einst gerieth ein Wanderer in eine Wüste. Er war ermüdet. Hunger und Durst

überfielen ihn; er verlechzte schier. Auf einmal erspäht sein Auge am Ufer eines kleinen Bachs einen schönbelaubten Palmbaum, voll reifer Datteln. Er eilt in dessen Schatten, lagert sich hinein, stillt den Hunger mit den Früchten des Baumes, und sättigt seinen brennenden Durst aus dem Bache, wird erquickt und neu belebt. Nun steht er auf, und blickt dankbar, beide Hände auf den Wanderstab gestützt, in die Schatten. Wohlthätiger Baum, spricht er, ich sollte dich segnen. Aber womit kann ich dich segnen? Sollen deine Früchte gedeihen? O wie sind sie so süß und würzhaft! Sollen deine Zweige sich verbreiten? O wie schön wölbt sich deine Krone, wie kühlend ist dein Schatten! Soll ein Bach sich zu deinen Füßen schlängeln? Fließt doch schon der klarste, hellste Krystall neben dir hin! Dennoch, dennoch segne ich dich, edler Baum! mögen alle deine Sprößlinge dir gleichen! — So auch ich, redlicher Gastfreund! Siehe, du hast große Kenntnisse erworben; Rang und Vermögen ist dir zu Theil worden; das Bewußtsein eigener Würde, das Glück des Hausvaters, die Achtung der Tugendhaften, besitzest du in seltner Fülle. Mögen dann deine Kinder dir gleichen! Möge ihr Loos wie das deinige seyn!

2.

Aeußerer Feind und innerer Verräther.

Aus einer Eisenschmiede fuhr ein mit neugehämmerten Aexten beladener Wagen durch den nahegelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erscheinung. — Wer wird vor ihnen bestehen? Diese Eisen fällen uns alle! So klagte ihr Angstgeräusch. Aber eine

bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! So lange keiner von euch diesen Aexten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nicht schaden.

3.

Die Schöpfung des Weibes.

Jene Matrone sagte zu Rabbi Josse: In der Schöpfungsgeschichte der Eva erscheint euer Gott nicht in dem schönsten Lichte. Warum mußte er dem Adam die Ribbe entwenden? warum sie ihm in tiefem Schlaf gleichsam rauben? — Vater! sagte Rabbi Josse's anwesende Tochter: laß mich ihr antworten! — Weißt du schon, edle Frau, daß diese Nacht Diebe bei uns eingebrochen sind? daß sie uns eine Silberstange geraubt, und ein goldnes schöngearbeitetes Prachtgefäß dafür hingesetzt haben? Sage, was däucht dir zu diesem Frevel? — Du scherzest, Mädchen, erwiederte die Matrone: kannst du das Rauben nennen? Kann eine solche Handlung dir Frevel scheinen? — Nicht? sagte die Jungfrau. So klage auch du unsern Gott nicht an, daß er eine entbehrliche Ribbe nahm, und statt ihrer eine unschätzbare Gehülfinn baute.

4.

Der Wein in irdenen Gefäßen.

Je mehr die Kaisertochter *) mit dem Rabbi Josua, den Sohn Ananias, sich unterhielt, desto mehr ergötzte sie sein Scharfsinn, erfreuten sie seine Kenntnisse, erbauten sie seine Tu-

*) Vermuthlich die Tochter Antonins des Frommen.

endlehren. Doch entschlüpfte ihr einst, gleichsam unwillkürlich, as Wort: Welche schöne Seele und welche widrige Hülle! Konn- n so liebliche Tugenden nicht in einem schöneren Körper woh- en? — Sage mir, große Fürstentochter, fragte sie der Rabbi ach einer Weile: worin wird der edle Rebensaft deines erha- enen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmög- ch! Darin bewahrt ja den seinigen jeder Bürger. — Man ollte doch des Kaisers Weine in goldenen und silbernen auf- ehalten. — Du hast nicht Unrecht, erwiederte die Fürstinn: as wäre schicklicher, und das soll von nun an geschehen. — er Wein verdarb; sein Geist entfloh. — Du hast mich übel erathen, sagte nach einiger Zeit die Fürstentochter. In den rachtgefäßen ist der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr öglich! erwiederte Josua: auch Tugend und Kenntnisse gedei- en am besten in wenig glänzenden Körpern.

5.

Die Reue des Frommen.

Ein alter Diener des Hauses Amram bracht' ein Mädchen us der Gefangenschaft zurück. Räuber hatten sie den Eltern ntführt; Rabbi Amram ließ sie auslösen. Das Mädchen ar in ihrer blühendsten Jugend und von blendender Schön- eit. — Das Haus des Frommen ist der Zufluchtsort der Tu- end. — Führt sie auf den Söller des Seitengebäudes, sagte er Rabbi, und nehmt die Leiter weg, die hinaufführt. Dort eile sie bis morgen, wo ich sie dem weinenden Vater über- ntworten will. — Aber kaum war der Rabbi in sein Haus etreten, als das Herz des Frommen von unlaut'rer Begierde

entbrannte. Das dankbare aus der Sclaverei losgekaufte Mäd
chen hatte ihn liebevoll angeblickt, und das Feuer der Leiden
schaft in seinem Innern entzündet. Er kämpft, aber umsonst
das Herz wird des Kopfes Meister. Er eilt in den Hof, er
greift die beiseite gestellte Leiter, ergreift sie mit einer Kraft
die nur heftige Leidenschaft giebt, legt sie an, und besteigt
sie. Das Mädchen tritt schüchtern vor die Oeffnung des Ein
tritts. Tugend und Begier erneuern den Streit bei ihrer Er
scheinung. Endlich, auf halbem Wege, ermannt sich Amram
erhebt plötzlich die Stimme, und ruft, auf der Leiter stehend
Feuer! es brennt! Im Hause Amram's brennt's! — Auf sein
durchdringendes Geschrei eilen Hausgenossen, Nachbarn, die ganze
Schaar seiner Schüler herbei. Der Fromme bleibt mit Feuer
gluth im Gesicht und mit niedergeschlagenen Augen stehen. Die
Anwesenden schweigen erstaunt; aber ihr Blick irrt von dem
Lehrer auf das Mädchen, von dem Mädchen auf den Lehrer
und sie verstehen den Ausruf. Endlich öffnet er den Mund
und mit bewegter Stimme sagt er: Besser, ich stehe jetzt be
schämt vor euch in dieser Welt, als einst beschämt vor dem ewi
gen Weltrichter in jener.

6.

Bescheidenheit.

Rabbi Elieser, der Sohn Simons, reis'te von der hö
hen Schule Migdal oder nach dem Orte, wohin man ihn
zum Lehrer berufen hatte. Er ritt auf einem Esel, war sel
heitern Gemüths, und überhob sich innerlich der großen Kennt
nisse, die schon im Jünglingsalter ihn zu ansehnlichen Aem

ern führten. Ein Wanderer zu Fuß holte ihn ein. Der Mann war ungestaltet und von schwärzlicher Farbe. Friede sei mit dir, großer Rabbi! rief dieser ihm zu. Jener erwiedert den Gruß nicht, sondern sagt spöttisch zum Wanderer: Mensch! wie bist du so ungestaltet! Sind alle Bewohner deines Geburtsortes so? — Ich weiß nicht, antwortet der Mann beleidigt. Aber geh' zum Meister, der mich schuf und erhält, und frag' ihn, warum er einem solchen Unwesen das Dasein verlieh. — Rabbi Elieser fühlte alsbald die Uebereilung, zu der ihn jugendlicher Uebermuth verleitet hatte; er warf sich vom Esel herab und vor dem Wanderer auf die Kniee: Ich habe dich beleidigt; vergieb mir! — Nein! nein! Hin zum Meister, und frag' ihn, warum er eine solche Mißgestalt schuf. — Er setzt seinen Wanderstab weiter; der Rabbi folgt ihm, zerknirscht von Reue. Unfern der Stadt strömen ihnen die Bürger entgegen. — Friede sei mit dir, Rabbi! Großer Lehrer, sei uns gesegnet! — Wem gilt dieser Gruß, dieser Zuruf? fragt hier der Wanderer. — Wem anders, als dem Manne, der dir nachtritt? — Wie? den nennt Ihr Rabbi! den begrüßt Ihr, als Lehrer? Möchte seines Gleichen keiner in Israel seyn! — Warum? Was sprichst du? — Der Ungestaltete erzählt; der Rabbi bekennt durch Stillschweigen die Uebereilung. — Ach vergieb ihm, Fremdling, den jugendlichen Unbedacht; vergieb ihm um seiner Gelehrsamkeit willen! — Ich vergeb' ihm um Euretwillen; nur mag er nicht wieder fehlen!

Rabbi Elieser bestieg den folgenden Tag den Lehrstuhl mit dem Spruche: „Immer sei der Mensch nachgebend, wie das Rohr, nicht unbiegsam, wie die Ceder."

7.

Der weise Richter und die zärtliche Gattinn.

Einst führte ein Mann sein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi Simeon, den Sohn Jochai. Großer Lehrer! sagte er zu ihm, mit dieser Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unsere Ehe ist kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Gesetze will ich ihr den Scheidebrief geben — Das Weib stand schamroth da wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und heiße Thränen flossen von ihren schönen Augen. Gerührt wendete sich der Ehemann zu ihr. O weine nicht, sprach er, nimm was du willst, nimm das Schätzbarste aus dem Hause mit dir; ich gestatt' es dir gerne: nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück! — Die Trostlose schwieg, weinte bitterlich, und blickte auf den Richter. — Freund der Gesetze, sagte endlich der Rabbi: als du das Eheband knüpftest, nicht wahr? da feiertest du ein Fest? — Freilich! und ein große und frohes. — So gehe hin und feiere ein gleiches wieder, eh du es lösest.

Die Eheleute entfernten sich ehrerbietig: er heitern Sinne, sie mit einem Strahl von Hoffnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Fest beginnt. Des Weines ist vollauf. Die Frau hat Alles angeordnet. — Der Becher kreiset, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Becher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum sind die Gäste verschwunden, so winkt die wachsame Frau den wartenden Sclavinnen. Die tragen leise und sorgfältig den Berauschten in's schwiegerelter

liche Haus. Um Mitternacht erwacht er. Wo bin ich? Wie komm' ich in dieses Haus? — Mein Lieber! antwortet mit sanftem Tone die Frau, ihn umarmend; sagtest du nicht in Gegenwart des großen Lehrers: Nimm was du willst, nimm das Schätzbarste und kehre heim in's väterliche Haus? War'st nicht du das Schätzbarste in unserm Hause? Zürnest du mir, daß ich's nahm? — Der Vorhang fiel. Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus.

8.

Rabbi Elieser und seine Gegner.

Daß Wunder keine Beweismittel für Wahrheit sind, ist eine unterscheidende Lehre des Judenthums, und wohl unmöglich konnte diese Lehre stärker vorgetragen werden, als in folgender so ganz orientalisch gedichteten Erzählung des Talmud, worin besonders der letzte Zug von der Freude der Gottheit über das Festhalten an bess'rer Einsicht jedem auffallen wird.

In der Lehrschule entstand ein heftiger Streit zwischen Rabbi Elieser und andern Gesetzlehrern. Der Streit betraf eine gewisse Anwendung der Lehre vom Reinen und Unreinen. Rabbi Elieser, um seine Meinung geltend zu machen, brachte alle nur mögliche Gründe vor; aber man fand sie nicht überzeugend. — Ob mein Ausspruch gegründet sei, rief endlich Rabbi Elieser, mag dieser Bockshorn *) bezeugen! Auf dieses Wort reißt sich der Baum von seiner Stelle, und wird auf eine weite Strecke fortgeführt. — Gut! entgegnen die Mitstreiter; aber was be-

*) Johannisbrot-Baum.

weis't man mit entwurzelten Bochshornbäumen? — Nun, fährt Rabbi Elieser fort, so mag denn dieses vorbeifließende Wasser die Wahrheit meines Ausspruchs bezeugen. Und siehe! das abwärtsströmende Wasser ändert seinen Lauf und fließt aufwärts. Die Gegner erwiedern: Was beweis't zurückströmendes Wasser? — So mögen denn die Wände dieses Lehrsaals zeugen, sagt Rabbi Elieser, ob nicht das Recht auf meiner Seite sei! Was geschieht? Die Eckſteine des Hauses treten aus, und die Mauern neigen sich zum Einsturz. Aber Rabbi Josua ruft ihnen zu: Mauern! Mauern! Wenn Schüler der Weisen mit einander wetteifern; was mischt ihr euch in den Streit? Und nun fallen sie nicht, aus Ehrfurcht für den einen Lehrer richten sich auch nicht auf, aus Ehrfurcht für den andern: überhangend bleiben sie stehen.

So entscheide denn die Stimme Gottes! ruft endlich Rabbi Elieser aus. Und fürwahr! eine Stimme vom Himmel erschallt und ruft: Was streitet Ihr mit Rabbi Elieser? Sein Ausspruch entscheidet. — Aber Rabbi Josua fährt auf, und ruft der Stimme entgegen: Es ist nicht im Himmel!*)

Rabbi Jeremia deutete diese Gegenrede: Wir achten auf keine Stimme des Himmels; denn in deinem Gesetzbuch, auf dem Berge Sinai hast du, Gott, selbst gelehrt: Nach der Stimmenmehrheit, nach der Menge, sollst du dich neigen.

---

*) Ein Halbvers aus folgender Stelle des 5 B. Mose, Cap. 30 V. 11, 12: „Denn dies Gebot, das ich dir jetzt gebe, ist dir nicht verborgen, auch nicht ferne. Es ist nicht im Himmel, daß du etwa sagen möchtest: wer steigt für uns in den Himmel hinauf, und es herunterzuholen und uns zu verkündigen?“

Als nun Rabbi Nathan den Elia *) fand, und diesen fragte: Lieber! was sagte um diese Stunde die Gottheit? da erwiederte der Prophet: Die Gottheit lächelte zufrieden, und sprach: Meine Kinder haben obgesiegt! Meine Kinder haben obgesiegt!

D. Friedländer.

---

*) Der Prophet Elia aus Tisbi spielt im Talmud eine sehr wichtige Rolle. Als Verkäufer des Messias nicht allein; sondern immer, wenn der Wahrheit einer Sache durch Autorität noch ein Siegel aufgedrückt werden soll, läßt der Talmud ihn erscheinen und wieder verschwinden.

Ein und zwanzigstes Stück.

Die Bildsäule.

Wie traurig, rief ein junger Schüler Bonnets, daß ich immer nur die Eigenschaften der Seele erforschen, immer nur in der Entwickelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniß ihres eigentlichen Wesens gelangen soll! Die ausdrückliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir alle Hoffnung dazu; die Mystiker, die mir ein näheres Licht versprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel; und alle meine eigenen Bemühungen, bis zum Grundwesen meiner Seele hindurchzudringen, sind fruchtlos. — Der Mensch, sagt man, ist nicht für diese Erkenntniß gemacht. — Das fühl' ich leider aber woher denn in mir dieser lebendige, ungeduldige Trieb sie zu haben? Woher in einer sonst so weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieser Durst, wenn nirgend eine Quelle fließt, die ihn löschen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange sie wolle; ich werde nicht aufhören können

mich selbst zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Wesen hab' ich? Was ist in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenschaften beiwohnen? dem sie anhangen? in dem sie sind? —

Einst, im Morgenschlummer, bemächtigte sich bei unserm jungen Denker die Phantasie dieser Grübeleien seiner Vernunft, und webte aus dem luftigen Gespinnst derselben eine ganze Folge von Phänomenen. Er sah die philosophische Dichtung seines Lehrers realisirt: eine belebte menschliche Bildsäule, die also mehr als Bildsäule, die ein Mittelding zwischen der vollkommensten Pflanze und dem unvollkommensten Thiere war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; sie erwarteten noch alle die erste Rührung, den ersten Eindruck eines Objects: sonst waren die Nerven gespannt, die Säfte in Umlauf; der Puls schlug, und sämmtliche Verrichtungen des animalischen Lebens gingen von Statten. — Man weiß, zu welchem Endzweck Bonnet und sein Vorgänger Condillac eine solche Bildsäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Untersuchung zu simplificiren und zu erleichtern, wie bei Gelegenheit der sinnlichen Eindrücke sich nach und nach die Kräfte unsrer Seele entwickeln.

Die lebhafte Freude des jungen Mannes, der auf einmal Hoffnung zur Beantwortung der tiefsinnigsten Fragen der Weltweisheit faßte, läßt sich nur denken. Auch jene berühmte Frage des Molyneux, die Aehnlichkeit zwischen Gefühls- und Gesichtseindrücken betreffend, sah er nun im Geist schon entschieden. — O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttinn der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie sich einst Pygmalion von der Göttinn der Liebe erbat! Wenn sie doch die verschloßnen gefesselten Sinne dieser wunderbaren Bildsäule ent-

lösen wollte! . . . . Aber das müßte nicht zugleich, nicht zu plötzlich seyn, theure Göttinn, damit ich Raum zum Beobachten hätte. Erst müßten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählich, nur langsam, immer einer nach dem andern, entbunden werden. — Kaum war der Wunsch vollendet, so hörte er schon den schnaubenden Athem der Bildsäule, und sah entzückt, wie sie beide Nasenflügel bewegte. Er sprang mit der höchsten Ungeduld eines Beobachters in's Fenster, und pflückte aus einem kleinen dort aufgestellten Blumengarten eine Rose, die noch spät neben einer frühzeitigen Nelke blüthe.

Er bot der Bildsäule die Rose, und sie zog mit sichtbarem Vergnügen den sanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch sichtbarerm Vergnügen schlürfte sie den erquickenden aromatischen Aushauch in sich. — Himmel! wenn sie doch auch nur spräche! rief er. Denn was hilft's mir, daß ich ihre inneren Veränderungen nur so im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen ihrer Seele, möcht' ich erfahren. . . . Aber wie sie wohl alle Gebehrden verstellen möchte, wenn ich plötzlich ihre Empfindungen abänderte und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen ließe? — In demselbigen Nu sprang er wieder in's Fenster, um eine Todtenblume, die er ihrer Gestalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildsäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an sich zog, fand sich trefflich betrogen. Sie ward nicht sobald den widrigen Eindruck inne, als sie mit gekräuster Nase zurück fuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegblies.

Der junge Mann war jetzt in der ungeduldigsten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn sich entwickeln würde. Aber

elch ein weit größeres und unerwartetes Vergnügen stand ihm evor! Die Bildsäule warf plötzlich ernsthafte Falten, wie von inem tiefen Nachdenken, auf die Stirne, und siehe! sie konnte eben und raisonniren. — Das waren zwei Eindrücke, rief sie, on ganz verschiedener Natur. Die eine Blume duftete lieb- ch, die andere widrig; aber ich, die ich beide Eindrücke em- fand, ich die Riechende, bin von beiden verschieden, und bin ur Eins. Wär' es sonst möglich, daß ich diese Eindrücke ver- lichen, sie einander entgegengesetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich enn aber etwas Anders, etwas für mich Bestehendes bin; was in ich? was für ein Wesen hab' ich? ... Wie jene Blumen ufteten, weiß ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die enießende Blume, duften? —

Die Frage war eben so drollicht als unerwartet, und un- r Träumer lachte laut auf. — Gute Bildsäule! dacht' er, laß ur erst deine feinern Sinne in's Spiel kommen, und du wirst as Alberne deiner Frage schon inne werden. Genie hast du irklich, und das recht viel: denn in so kurzer Zeit und über loße Gegenstände des Geruchs eine so metaphysische Frage zu un; beim Platon! das ist mehr, als ich hoffen durfte. Aber ch die Seele wie eine Blume, ihr Wesen wie einen Duft zu enken; das ist denn doch immer sehr lächerlich! sehr possier- ch! das schmeckt noch gar sehr nach der Bildsäule! — Wäh- end daß er noch sprach, fing eine Nachtigall, die schon seit Wo- en geschwiegen hatte, noch einmal zu schlagen an; und ihre öne waren so süß, so hinreißend, so schmelzend. Die Bild- ule horchte hoch auf; denn nun hatte sich in ihr auch der inn des Gehörs entwickelt. Alle ihre Mienen zeigten Aus- ruck des innigsten Wohlgefallens, und sie rief einmal über das

andere dem kleinen Virtuosen ein Bravo! Die Nachtigall schwieg und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unser Philosoph zu seinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbei gehüpft als ob er sich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildsäule schüttelte mißfällig den Kopf, und schien zu wünschen, daß der heisere, widerwärtige Schreier ein Ende macht Dann warf sie wieder eine ernste, tiefe Falte auf ihre Stirn und fing von neuem an zu vernünfteln. — Das waren neu und abermals sehr verschiedene Eindrücke, sprach sie; aber ich die ich sie hatte, ich blieb dieselbige, und bin noch jetzt diese bige, welche die verschiedenen Gerüche einsog. Auch bin ich Empfindende von dem Empfundenen verschieden, bin ein Wese für mich, und bin Eins. Aber was ich bin, und was für ein Natur ich habe; das ist mir noch immer ein Räthsel. Sollt' ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie duft' ich? und soll vielleicht die Frage so müssen gefaßt werden: wie tön' ich? —

Herrlich verbessert! rief unser junger Weltweise spöttisch Wenn sich Abgeschmacktheit gegen Abgeschmacktheit messen ließ so möcht' ich sagen, daß diese hier noch ärger als jene wäre. Der Duft ist bei alle dem doch noch etwas Reelles, etwas für sich Bestehendes; aber ein Ton! was ist der mehr, als bloße Veränderung, bloße Bewegung? — In diesem Augenblick fing die Bildsäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um sich her zu greifen. Sie konnte nun mehr auch fühlen. Der Philosoph, der — ich weiß nicht ob im Cicero oder selbst im Platon — gelesen hatte, daß unter allen Figuren die Sphäre die schönste sei, legte schnell die offene Hand der Bildsäule eine kleine elfenbeinerne Kugel und es schien, als ob sie die sanften Umrisse mit Wohlgefa

:n betastete. Er sah sich eben nach einem eckigen, unregelmä=
igen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er
ür diesmal den zweiten widrigen Eindruck unnöthig fand; denn
ie Bildsäule, ohne denselben abzuwarten, fing von neuem ihr
Raisonnement an. Sie lachte nun selbst der Albernheit ihrer
origen Fragen. — Nicht, wie ich dufte, oder wie ich töne, sagte
:e, muß ich fragen; denn das sind nur Eigenschaften, nicht
Wesen. Jetzt endlich bin ich so glücklich, daß ich Wesen er=
enne; und die einzige Frage, sehe ich wohl, die ich mit Ver=
:and über mich aufwerfen kann, ist die: welche Figur ich habe?
Keine Eigenschaft ist weder Duften noch Tönen, sondern Em=
finden; aber welchem Wesen, von welcher Figur, wohnt diese
Eigenschaft bei? —

Hier erwachte der Träumer, noch eh' er das Vergnügen
enossen hatte, Gesichts= mit Gefühlseindrücken vergleichen zu
ören. Er wußte erst nicht, da er seinem Traume nachdachte,
b er mehr lachen oder sich ärgern sollte. Wie muthwillig,
agte er endlich, spielt doch im Traume die Phantasie mit der
Vernunft! Welch eine schale Dichterinn ist sie, wenn sie nicht
on der letztern geführt wird, und welch eine noch schalere Philo=
ophinn! Sprache, noch vor geöffnetem Ohr! Bewußtsein gleich
uf die erste Rührung eines der dunkelsten Sinne! Fertigkeit
n Raisonnement und Rede, noch ehe die mindeste Uebung da
ar! Bildliche Ausdrücke von Sinnen her, die noch aller Em=
findung verschlossen waren! Tiefe Metaphysik über ein paar
erworrene, armselige Geruchsideen; . . . welch ein Haufen von
bgeschmacktheiten, wovon gleich die erste mich hätte wecken
ollen! Und kann ich denn die eben so große Abgeschmacktheit
er Fragen vergessen, die sie über sich selbst, über ihre Natur,

ihr Wesen aufwarf? Eine Seele, die sich fühlen, betasten läßt eine Seele, die eine Figur hat; wie widersinnig! ... obgleich immer noch weniger widersinnig, als eine Seele, die sich hören, die sich durch den Geruch erkennen läßt, die tönt und duftet! Denn Figur — — Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachsinnen fortfuhr: Nun? und was ist denn Figur? Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derselben liegt die Abgeschmacktheit, das Unsinnliche sinnlich erkennen, das, was nur durch inneres Bewußtsein gefaßt werden kann, der äußern Empfindung unterwerfen zu wollen. Ist weiter unter jenen Fragen ein Unterschied, als daß in der einen geforscht wird, wie die Seele den feinern, in der andern, wie sie den gröbern Sinnen erscheinen würde? Und ist das Eine zu fragen im Grunde nicht eben so abgeschmackt als das Andre zu fragen? —

Aber woher rührte es denn, daß es mir gleichwohl auf den ersten flüchtigen Anblick weniger abgeschmackt schien? Daher vermuthlich: weil wir unter den sinnlichen Empfindungen immer die der dunklen Sinne auf die der klärern zurückzuführen, jene an diese zu knüpfen, sie nur in diesen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, diese Phänomene für Gefühl und Auge, schließ sich, nach unserer Vorstellungsart, alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? was duftet? was schmeckt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt diese Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Nase riecht, die Zunge schmeckt, wenn eben da auch die Augen sehen und die Finger tasten können. An die sichtbare Erscheinung des Ho-

igs binden wir seinen Duft, seinen Geschmack; und die sanfte lünde seiner Bestandtheile, die mit so leichter Berührung über ie Nervenspitzen des Gaumens hinwegrollen, muß für Erklä- ung seiner Süßigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Ge- chts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurückbringen: und war es enn von meiner Bildsäule so abgeschmackt, wenn sie, mit noch erschlossenem Auge und noch fühlloser Hand, auf den klärsten Sinn, womit sie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs, zurückging? —

Dennoch; daß sie die innern Modificationen ihres eigent- chen Selbst, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons nüpfen wollte — nun freilich! wenn diese Ungereimtheit ihr zu erzeihen war, so ist und bleibt sie doch Ungereimtheit. In- essen keine größere, als die: jene Modificationen an eine Fi- ur knüpfen, sie als dieser einwohnend und von ihr unzertrenn- ch denken zu wollen. Wenn es schon in der Region äuße- r Empfindungen Täuschung ist, die Ideen des einen Sinnes an die des andern zu hängen, und die einen als mehr sub- antiell, mehr für sich bestehend, wie die andern zu denken; so ist s vollends grobe Täuschung, die innern Wahrnehmungen des nsinnlichen Selbst auf ähnliche Art an irgend eine äußere Wahr- ehmung gleichsam anhängen, sie in diese, als in ihr Grund- esen, gleichsam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Ei- enschaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre nach rem Wesen zu forschen? Nicht nach ihrer Figur: das wäre u unphilosophisch, zu abgeschmackt; sondern ... Hier hielt er bermals inne, schärfte den innern Blick, was er konnte, und rstaunte am Ende, sich mit einer Antwort gemartert zu ha-

ben, eh' er sich noch der Frage bewußt war. — Sollt' es dem möglich seyn, rief er, daß ich im Grunde eben so abgeschmack und noch ein wenig abgeschmackter, als meine Bildsäule, er schiene? Denn diese, so wunderlich ihre Fragen auch klinge mochten, wußte denn doch, was sie wollte. Sollt' ich wirklic mit diesem mir angeborenen Triebe alle meine anderen Empfin dungen auf die klärsten zurückzuführen, sie an diese zu knüpfe und von ihnen abhängig zu machen; sollt' ich mit diesem Trieb ohne mir's zu gestehen, und ohne vielleicht es zu muthmaßen auch die Erscheinungen meines innern Selbst, Denken, Wol len, Empfinden, an die klärste meiner Vorstellungsarten, a die des Gesichts und Gefühls, haben anknüpfen wollen? Soll ich eben so unphilosophisch sinnlich, als irgend einer aus dem ge meinen Haufen, gleichsam gefragt haben: wie wohl meine Seel wenn sie sichtbar wäre, dem Auge erscheinen würde? ... Fa muß ich fürchten, so ist's! Denn setzte ich nicht die Erkenntni des Wesens meiner Seele der Erkenntniß ihrer Eigenschaften un Kräfte entgegen? Und was für Ursache dazu? Was trieb mic außer dieser letztern Erkenntniß, noch jene andere zu suchen Warum ließ ich die ganze Summe aller ihrer Eigenschafte und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ic fürchte: meine träumende Phantasie hat meine wachende Ver nunft beschämt; aber dann hätte sie ihr zugleich einen wichtige Dienst gethan: sie hätte sie vor einem schimpflichen Irrwege ge warnet.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muß will ich es aufsparen, die Richtigkeit dieses Gedankens zu prü fen. Was mir jetzt wahr scheint, ist dies: So weit ich in de Entwickelung der Kräfte und Eigenschaften der Seele kam, ehe

weit kam ich in der Erkenntniß von ihrem Wesen. Ich nne noch nicht ihr Wesen; was heißt das? Ich habe von jer Entwickelung nur noch einen so dürftigen Anfang gemacht. schaute ich alle ihre Eigenschaften und Kräfte in ihrem innigen Zusammenhange durch und durch, so würde ich eben damit ihr Wesen kennen; denn die eine Erkenntniß ist auch die ndere: also will ich fleißig in der Erforschung von jenen fortfahren, und eben damit werd' ich zu einer hellern Erkenntniß von diesem kommen.

Zwei und zwanzigstes Stück.

Die Curmethoden.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himme — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mei wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. – Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm gewor den: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je mu thiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundliche Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schu ter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der ein merkt man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Men schen härmt, daß er kein reiner Geist ist; der andre ein Kraf

enie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, ieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Cha=akters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach um=ilden möchte.

Sie beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art er Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht inig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder uch alle beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hät=n mich anzuhören. — Sie waren's beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlan=es? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle rei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder em Bacchus, oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert atten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer olen Ahnen in sie übergegangen war? kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. — Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber, Herr von Quöch, ie die Auszehrung, und Herr von Hemm, wie die Schwind=ucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte: Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden er=ern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hö=ensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß alt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der al=en Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend nd bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von

den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die anderen beide aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctors Süß. Doctor Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharfgewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmus, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten; und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele; und auch die schickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitt Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Ei

en ward ein Schluck bitterer Magenessenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Duöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und as Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle urchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus einem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie in Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus hm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu gestärkte Herr von Duöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geadenes Pistol erhaschte, und sich über dem rechten Auge eine ugel durch den Kopf schoß. — Seine China hatt' er noch einenommen; Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, agte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr on Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat ewisse Kräfte der Natur zu viel, und andere zu wenig geübt. hn so auf einmal reinigen wollen, das hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stären wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß uf beides zugleich bedacht seyn, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fibern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wiergeben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich

die ihm empfohlene Bewegung; und so lebt er noch jetzt, nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar: denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der andere, daß sie sehr gut sei; jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht; und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andere Gedanken zu bringen.

Zusatz.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bei der Wahl des Tis gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am esten zeigen. — Unter einem Philosophen scheinen sie überaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosohie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt: leichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der Welt, as ganze gemengte Publicum, wo der Eine mehr für diese, er Andere mehr für jene Gegenstände ist, der Eine mehr die n, der Andere mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war abei zu beobachten, daß nichts mit unterliefe, was für irgend nen der schon zu dem feinern, gebildetern Theile des Publiums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosohie über den Menschen enthalten muß, so konnten die Briefe ber Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platze ste-

hen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Diese aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen Statt finden möchten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, dünkt mich, daß der Verfasser in dem Charakter der Emilie einen sehr wesentlichen Zug übersehen hat. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten: daß sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden; und das zwar von einem Mann der so viel zu bedeuten hat, und wenn er Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz. Aber eigentlich entsteht wohl die so große Schüchternheit aus dem Bewußtsein, wie wenig sie sich selbst bei dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sie schon Anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freilich weil sie in Emiliens eigenen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster Gedanke auf ihre Mutter, der zweite auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bei ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der

iese Neigung in ihr erweckt hat. Eben hieraus nun erklärt ich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äußert. Es ist völlig eben die Furcht, die ie Anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nach- er, da sie ihn in Dosalo unvermuthet wiedersah, so schüchtern, o ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ch auch das hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung brig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Act*), kann r sagen, haben mich bei der Beurtheilung dieses Charakters rre geführt. Auch ist keine Rede der Emilie, die sich nicht o verstehen ließe, wie ich sie verstanden habe. Die Züge, wo- urch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil adurch noch zweideutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, ge- en den sie sich aus einem weit allgemeinern Grunde so schüch- ern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist die- er Umstand im Charakter so wichtig, und hat auf die Haupt- cene des Stücks einen so großen Einfluß, daß er wohl durch ehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben erden. In Nebensachen erläßt man dem Dichter eine zu ängst- iche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwickelung gern; aber ber einen so wesentlichen und zur Einsicht in's Ganze so un- ntbehrlichen Punct, sollte er völlig bestimmt seyn. Man be- enke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen sehr wür- igen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer ehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, egen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, viel-

*) Man s. oben S. 83.

mehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen ein noch ganz unentwickelte, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenschaft ist; daß die That, derentwegen sie ihn in Verdacht hat, auch wenn sie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äußerst verabscheuungswürdig zeigt; daß endlich die Absicht bei dieser That, die sie nur allzuwohl vermuthet, ihr die schändlichste Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein so frommes und sittsames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilie, so frisch nach der Entdeckung dieser That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlasse die Entscheidung den Leser, wer bei diesen Gründen und Gegengründen das meiste Recht haben mag; ob der Verfasser der Briefe oder der Dichter?

D. H.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

J. J. Engel's

Schriften.

Zweiter Band.

Der Philosoph für die Welt.

Zweiter Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1844.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Drei und zwanzigstes Stück: Der Aetna. Oder: über die menschliche Glückseligkeit. 3

Vier und zwanzigstes Stück: An Hrn. Z***. Von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst. 24

Fünf und zwanzigstes Stück: Elisabet Hill. 33

Sechs und zwanzigstes Stück: Die Wissenschaften. Eine Allegorie nach dem Platon. Von Eberhard. . . . 38

Sieben und zwanzigstes Stück: Das Zaubermahl. . . 42

Acht und zwanzigstes Stück: Ueber den Tod.

Erste Unterredung. 48

Zweite Unterredung. 67

Neun und zwanzigstes Stück: Fragment eines Gastmahls. 80

Dreißigstes Stück: Das Irrenhaus. 87

Ein und dreißigstes Stück: Zwei Gespräche, den Werth der Kritik betreffend.

Erstes Gespräch: Zwischen einem Schüler Euler's und einem Schüler Graun's. 97

Zweites Gespräch: Zwischen Moses Mendelssohn und einem jungen Dichter. 102

Seite

Zwei und dreißigstes Stück: Mäcen an Auguſt. . . 108
Drei und dreißigstes Stück: Die Spinne. Ein Selbſtgeſpräch. 119
Vier und dreißigstes Stück: Joſeph Timm. 127
Fünf und dreißigstes Stück: Entzückung des Las Caſas. Oder: Quellen der Seelenruhe. 134
Sechs und dreißigstes Stück: Eine Standrede. . . . 144
Sieben und dreißigstes Stück: An Hrn. S**. Ueber den Werth der Aufklärung. 152
Acht und dreißigstes Stück: An Hrn. G*z. Ueber die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens. 160

Der

Philosoph

für die Welt.

Zweiter Theil.

Drei und zwanzigstes Stück.

Der Aetna *).

Ein Malteserritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der Graf von S**, machte aus seiner Reise der Pflicht nach Valetta eine Reise des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf seinem Wege dahin die vornehmsten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenschein. Ein Tagebuch dieser Reise, das er an seinen Freund in München, den Freiherrn von Th**, überschrieb, empfiehlt sich durch genauere Schilderung mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunst, vorzüglich aber durch die überall eingestreuten, meistens phi-

*) Wenn der Werth dieses Aufsatzes in seinem beschreibenden Theile läge, so würde er für diejenigen sehr geringe seyn, die an der Richtigkeit der Erzählung von Brydone zweifeln. Es ist sehr sichtbar, daß beide Briefsteller genau zusammenstimmen, und es wird eben kein Oedip erfordert werden, um das Räthsel dieser Zusammenstimmung zu lösen.

losophischen Betrachtungen. Ich habe Erlaubniß, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen ist, öffentlichen Gebrauch zu machen.

„— Von Nicolosi aus, ging jetzt die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler und auf schönbekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genießen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweiten waldichten Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert; und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlaßnen öden Wüste des Meers ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden."

„Und dieses entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannichfaltigsten, lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen wei-

ten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen; sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden?"

„Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geißhöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsere Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen, buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsere Sinne waren gestärkt und wacker: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder, und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsere Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt, nicht um abergläubisch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt, sondern um den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern."

„Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! Weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinanging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unsrer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden An-

blick hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her; wie wär' es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie, bei der aufgehenden Sonne, so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unsere ganze Gesellschaft schweifte umher, der Eine hierhin, der Andre dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der naheliegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, ein Tempe Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstrecken — ein trauriges Denkmahl der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende Meer mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen, umschwärmt — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Partieen zeichnen? — alles dies macht

auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läßt, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend, und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künstlerinn, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und so unnachahmlich hinwirft." —

„Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluß eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlichschönen Anblick nur halb gesättigt, so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Millien weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dacht' ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß und so herrlich ist, wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O,

rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orcane raf'ten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehen, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein großer, stolzer Gedanke! Und muß er denn mehr nicht, als das, muß er nur Gedanke, nur Traum seyn?"

„Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Gränzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon Alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsre Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsere Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinankeuchten; und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht

hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sei, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war gränzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen, leider! dahin war; die schöne Hoffnung: früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem großen Concerte der ganzen sie begrüßenden Natur die ersten Stimmen zu werden."

„Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste *seiner* Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. *Selbst* sich aufzumachen, *selbst* den Aetna zu erklet-

tern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederschlägt sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand; sie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war."

„Aber — frag' ich mich jetzt so oft, indem ich den Berg auf welchen meine Fenster die Aussicht haben, betrachte — ist es möglich, daß ich mit dieser Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daß die am Vorabende der Ersteigung so glühende, sich selbst so unauslöschlich dünkende Begierde bis zu diesem Grade der Kühle gedämpft ist? daß ich jenen Standort, auf dem ich so viel Seligkeit hoffte und so viel Seligkeit fand, mit dieser — — nicht Gleichgültigkeit, — denn nie werde ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und so oft meine Einbildung schwärmt, wird sie am liebsten auf jene Höhe schwärmen, — aber mit dieser Stille, diesem Gleichgewicht der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut stände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünschte, wenn kein Schnee und kein Eis sie bedeckte, kein Sturm sie umheulte, kein hervorbrechender Lavastrom sie bedrohte; ja, wenn der We-

inan so gefahrlos und leicht würde, wie auf unsere vaterländischen Hügel: ich würde dennoch — — etwa nie sie betreten? nie in der unaussprechlichgroßen Ansicht mich wieder verieren, und den erhabenen Schöpfer in seiner Schöpfung anetend bewundern? — o wie oft noch! wie oft! und immer mit rneueter Wollust! Aber sie wirklich zu meinem Wohnsitz erzählen? mich ganz und gar in die Herrlichkeit der großen Anicht versenken, und nur für sie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! so hat der Schwärner einmal geschwärmt, und so kann er ewig nicht wieder schwärnen. Noch war ich, bei der natürlichen Hitze meines Bluts, or Frost nicht erstarrt; noch trieb mich keine Furcht, den Augenlick meiner Rückkehr zu weit hinauszusetzen, vom Gipfel; noch chreckten mich keine Auswürfe des so stillen, seine Dämpfe so uhig hinabwälzenden Kraters. Anfang von Ersättigung war's, llmähliges Schwinden gestillter Begierde war's, was den übrijen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwischen Wolen und Nichtwollen, zwischen Vorsatz und Reue, von den Eisldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern on Catania brachte."

„Und so hätt' ich denn, auf jener gesegneten Höhe, außer em herrlichsten Bilde für die Phantasie, auch noch eine der ichtigsten Wahrheiten für den Verstand erbeutet, oder wenn icht sie selbst, diese Wahrheit, da ich sie in der That schon atte, wenigstens eine Ansicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie sie uf keinem andern Standpunct so leicht möchte gewonnen werjen. Fragen Sie wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wolüstling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erste und Höchste in jeder Gattung: um den lieblichsten Gaumenkitzel,

die bezaubernste Schönheit, die einnehmendste der Erkenntnisse, die entzückendste der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anstehen, werden schwanken, zurücknehmen, bessern. Aber fragen Sie den Freund schöner Natur, der, von glühender Liebe für sie getrieben, fast ganz Europa durchstrich, und Helvetiens und Nordens romantischste Ansichten kennt; fragen Sie ihn um den weitesten, erhabensten, stolzesten Blick auf die Schöpfung, und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es giebt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? Und auch dieses Erste, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüsternen Späher nicht fesseln? nicht so ihn fesseln, daß es ihm den Wunsch nach stetem ungestörten Genusse entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Piko, welchem Ophyr*), welchem Riesen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann diesen Wunsch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das ist's, wovon der erstiegene Aetna mir eine so tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: daß nicht Haben und nicht Besitzen des Menschen Seligkeit macht, sondern Streben Erreichen."

„Aber, läßt sich hier fragen, warum wähnt denn gleichwohl der Mensch, wenn er irgend einem höhern, ersehntern Ziele zustrebt, daß er, dort angelangt, ruhen, daß keine Leidenschaft weiter ihn dem Schooße der Zufriedenheit entlocken werde, in welchen schon jetzt die Hoffnung ihn zu so süßem, so erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, so lange sie währt

---

*) Ophyr heißt ein Berg in Sumatra, der, nach einer Berechnung von Marsden, so viel höher als der Piko ist, daß er, nächst dem Montblanc, der höchste der alten Welt seyn würde.

ym für keinen andern Gegenstand Sinn läßt, als für den ihres Strebens; weil die Phantasie diesem Gegenstande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er sie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch selbst die Vernunft wenigstens darin einstimmt: daß die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit setzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche diese Thätigkeit kostet, sondern allerdings im Besitz, in der Ruhe. Aber, setzt die Vernunft, wenn man sie aushört, hinzu: eben darum ist diese Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bei unbeschränktem Triebe immer in so beschränktem Kreise wirkest, und zum Schöpfen aus dem Strome, dessen ganze Fülle deinem Durst kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks hast, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaßt; sie ist einzig für Den, der vor einem Blick alle Möglichkeit sieht, und in seiner Hand alle Wirklichkeit trägt, dessen Unermeßlichkeit keine Erweiterung, dessen Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unablässig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? Und daß doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, stillstehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die

drückendste Sorge oder der peinlichste Schmerz; denn in Sorg
und in Schmerz offenbart sich ein Gut, das höchst anlockend
höchst begehrungswürdig ist, und also die Seele in Wirksam
keit, das Leben in Werth erhalt: die Erlösung." —

„Ich blicke auf meine Aetnareise zurück, und ich finde dies
Aussprüche der Vernunft nicht allein bestätigt, sondern auc
in's Licht gesetzt und erweitert. — Gewiß waren die Tage, d
ich den Berg erstieg, die mühevollsten, beschwerlichsten meine
Lebens; das empfind' ich noch jetzt an dieser Trägheit, diese
Steifheit und Zerschlagung der Glieder, die ich zwar nach jede
Bergreise mehr oder minder, aber noch nie so stark oder so ar
haltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beschwerd
gegen das große Ziel, dem sie mich näher brachte, und wie b
lohnt ward sie mir, schon durch die süßen Augenblicke des Aus
ruhens; in dem schattichten Walde hinter der Lava von Nice
losi, auf dem himmlischschönen Berge in der Nachbarschaft unse
rer Ruhestätte! Das Andenken dieser Augenblicke wird mir n
aus der Seele weichen, und sehr oft werd' ich aus dem Schoos
der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, au
sie zurücksehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden de
Abgang von gegenwärtigen zu ersetzen. Aber wenn ich sie nu
näher erforsche, diese Augenblicke, um das eigentlich Anziehend
in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in d
Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere
ruhige Fortstreben der Phantasie, als die Pflege und Erquickun
der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab
— Als ich auf jenem schwellenden Rasen, unter Blumenduft un
Nachtigalltönen, mir den Schweiß von der Stirne trocknete, un
den lechzenden Gaumen mit süßem Nektar erfrischte; labte mi

a nicht mehr, als der Nektar selbst, der Gedanke: so viel Mühe schon überstanden! so viel Wegs schon gewonnen! so viel schon näher dem großen Ziele? War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns so schnell wieder aufrafften und auf unsere Maulthiere zurückwarfen, ein lautes Zeugniß, wie viel schwächer uns die Gegenwart festhielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrschte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geißhöhle; war es nicht mehr das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebne hinab, mehr was kommen sollte, als was schon war, wodurch ich meine Brust so erweitert, meinen Geist so gehoben fühlte? Würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genossen, als mit der Phantasie geschwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erspart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte?"

„Doch noch lauter, als diese schönen Augenblicke der Reise, zeugt von dem steten Vorwärtsstreben der Seele jener schreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns so fest auf unsere Maulthiere bannte, daß auch Stimme und Athem in unserer Brust, und selbst der Gedanke in unserer Seele, stillstand. Freilich war das erste Schreckbild, das uns hier vorschwebte, der Tod, dieses volle schleunige Abreißen alles Bewußtwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das schwärzeste und gefürchtetste unter den Uebeln. Aber auch bei wiederkehrender Fassung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der schon erreichten Höhe an den

Fuß des Berges zurückzukehren: wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsere ganze Aetnareise für so vereitelt, verloren, verunglückt! Und doch hatten wir Undankbaren schon einen der frohsten, seligsten Tage gelebt; hatten mit gierigem entzückten Auge der reichsten, eigensten, mannichfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war Nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidisches, feindseliges Geschick uns zu nehmen drohte, war Alles."

„Aber, hör' ich Sie sagen, Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fußtritt, der sie erstieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über Sich sahen als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freilich ersterben mußte, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich gestehe Ihnen, mein Freund, dieses Erreichen eines lange ersehnten, mühsam errungenen Zieles, das sich des Sehnens und des Erringens durch seine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieses erste Umschlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit selbst, wie vorher in der Phantasie, mit Unerschöpflichkeit täuscht; dieses augenblickliche Stillestehen und Verweilen der überraschten fast über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es ist ein Annähern an die Freuden der Gottheit, ein kurzes flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kuß möchte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ist's, daß die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so früh gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiß des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genuß ist für Menschen nicht Ruhe, Stillestand, Schlaf: es ist

dauernder, aber ungehinderter, leichter, wollüstigsanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele schwärmt entzückt in dem ganzen ihr preisgegebenen Ueberflusse umher, ohne nur noch zu ahnen, daß sie ermüden, daß sie in dieser Fülle der Wollust sich je ersättigen könne; aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr schwächer. Die Seele genießt noch fort; aber schon sinkt sie allmählich zum Mangel und zum Bedürfniß, dem gewöhnlichen Zustande der Menschheit, zurück: und durch diesen so entgegengesetzten Weg, da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, statt vorher von Armuth zu Reichthum, wird der Gegenstand des Genusses immer weniger anziehend, so wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechsel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart sich zu sehr die Erschöpflichkeit auch des größten, des umfassendsten Gegenstandes: die Begierde läßt nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verschwindet."

„In dieser allgemeinen Geschichte aller menschlichen Genüsse haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erste Blick, den wir auf die unermeßliche Weite unsers Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische so emporgehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlichscheinende Meer, dieses gegenüberliegende malerische Calabrien, diese Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkensprühenden Stromboli; dieses Königreich mit allen seinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unsern Füßen: — — es ist unmöglich,

mein Freund, daß die Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die unserige war. — Wenn, nach der Meinung jener Weisen des Alterthums, nicht umschließende Mauern, sondern freie Höhen von weiter Aussicht die besseren Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit sind; so befanden wir uns hier auf dem ersten, dem erhabensten unserer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergossen wurden, schienen es zu verkündigen. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unser Erstaunen, unser Entzücken entgegen; und dies so lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichsam abrief, nun auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit ganzen Jahrtausenden, zu betrachten."

„Wir fanden, als wir von dieser Betrachtung zurückkehrten, die Aussicht in der That noch verherrlicht; die höher heraufgestiegene Sonne zeigte Alles in vollerm, verklärenderm Lichte, und wir sahen die Gegenstände, mit bloßem wie mit bewaffnetem Auge, weit schärfer; aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig sind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenstände, so groß und herrlich sie waren, fielen zu wenig mehr auf. Wir bemerkten jetzt zuerst, wie unerträglich strenge die Luft in dieser Höhe über der Meeresfläche sei; erinnerten uns zuerst, wie viel wir sie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Ansehens seiner äußersten Gegend, wie einladend und erquickend wir sie tiefer hinab, zwischen den Blumen und Blüthen, gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie Sich denken können: daß wir zwar immer noch standen, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinabwarfen, um das große, nie wiederkehrende Bild desto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von

der Kälte getrieben, uns endlich zu dem ersten und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entschlossen; denn jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerksamkeit mehr, als auf die Sicherheit unsers Fußtritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Ersättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe selbst der Gedanke ergriffen: daß ich hier ewig weilen, daß ich in stetem Anschauen dieser überschwenglichen Schönheiten meine Tage beschließen sollte; ich glaube, daß er mich mehr hätte erstarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn der Weise von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Ursachen gehabt hat, zu seinen Mitbürgern nicht wieder zurückzukehren; so ist der Selbstmord, den er an sich verübt haben soll, mir aus einem bessern Grunde erklärbar, als daß er sich für einen Gott hat wollen gehalten wissen: er war ermüdet von dem ewigeinförmigen, obgleich unaussprechlich großen, unaussprechlich erhabenen Anblick, und wollte sich lieber in den bodenlosen Schlund stürzen, als noch länger ein Dasein schleppen, das ihm zur Last und zur Qual ward." —

„Das also, hör' ich Sie hier mit spöttischem Lächeln sagen, der Erfolg Ihrer Aetnareise? das der Gewinn von so viel übernommener Mühseligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantasie und einige Zusätze zu meinen Naturkenntnissen abrechnen; das und nichts anders! Ich habe gelernt, daß die Glückseligkeit eine spröde Geliebte ist, die, bei aller holden Gesinnung für uns, in vollen vertrauten Umarmung sich schlau entwindet, durch strenge Blicke, wenn wir sie festhalten wollen, uns scheinbar ungütig abschreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder

weiterer Ferne, uns süße Hoffnungen lächelt. Doch ich sollte vielleicht in einem andern, als diesem spielenden, scherzenden Tone eine Erzählung schließen, aus welcher sich Wahrheiten ableiten lassen, die für das Leben von der größten Wichtigkeit sind."

„Ich berühre hier nur zwei dieser Wahrheiten, weil eben sie aus dem Obigen am deutlichsten hervorzuspringen scheinen. Die erste ist: daß, um wahrhaftglücklich und um dauerndglücklich zu seyn, man sich eine Höhe zum Ziel setzen muß, wo das Ausruhen der Kräfte immer süßer, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühseligkeiten immer freudiger werde; eine Höhe, die sich unabsehbar emporhebe, oder (um diesem Gedanken seine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wollüste machen; kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen; wo die Aussicht nie weder ihre Dürftigkeit, noch ihre Beschränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnender Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde, statt zu wachsen sinkt; die Kraft, statt neues Leben und Feuer zu gewinnen, sich schwächt, abstumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Daseins statt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erscheinen aus diesem Gesichtspuncte: Macht, Ehre, Einfluß, Geschicklichkeit Kunst; als der ersten und würdigsten eines: Wissenschaft, Erkenntniß der Wahrheit; weil hier, nach Popens schönem Bilde

sich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie gesättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geschwellt wird."

„Die zweite, nicht minder wichtige Wahrheit ist: daß man sich eine Höhe zum Ziel setzen muß, auf welche sich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch steil und mühsam, doch nirgend durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sei; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Cyklopenstimme ein Halt! entgegendonnern könne, das vielleicht alle unsere Kräfte plötzlich lähme, alle unsere Erwartungen schrecklich zu Boden schlage. Durch diese zweite Wahrheit werden, als höchste und letzte Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuließ; und nur ein einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nehmlich das letzte Ziel, nach welchem alle unsere Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpuncte, sich hinrichten, entweder *außer* uns, oder wenn auch in uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äußerer Gegenstände, Vortheile, Hülfen bedarf: so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann, nach Gefallen, sein neckendes oder sein grausames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeußern ewig unabhängig bleibt, in den Willen selbst; setzen wir zum höchsten Puncte unsers Bestrebens die gränzenloseste Vervollkommnung und Veredlung dieser besten Kraft unserer Natur: so haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden ist — denn wo hätte noch der Weise und der Gute gelebt, über den kein Weiserer und kein

Besserer möglich gewesen wäre? — sondern was mehr heißt, unsre Abhängigkeit vom Schicksal hört auf: seine schlimmsten Tücken können nichts, als unsern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaß zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unsrer Seele sich immer schöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückseligkeit am fähigsten sind, in unserm eigentlichsten, unserm innersten Selbst."

„Daß dieses Selbst mehr noch in unserm Willen, als in unserer Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich, warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsers Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wollust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden muß, die uns jene Vollkommenheiten gekostet haben. Würden wir, wie die kunstvollen Insekten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloßen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: so würden wir an den vorzüglichsten Kräften unserer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den schönen Umrissen unsers Gesichts, oder dem regelmäßigen Wuchs unserer Glieder; aber daß es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbestimmten Anlagen und Fähigkeiten erst zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das ist es, was uns diese Kräfte und Fertigkeiten am meisten werth macht, warum wir auf sie so vorzüglich stolz sind Wir haben durch jene Thätigkeit sie gleichsam zu unserm vollen Eigenthume gestempelt, sie in unser wahres Selbst mit hineingezogen; und da es allgemeines Gesetz ist, daß die Vollkommenheiten eines Gegenstandes uns immer um so mehr rühren

je nähere Verwandtschaft mit unserm Selbst dieser Gegenstand hat: so ist nun die Freude an unsern Geisteskräften weit inniger, als wenn sie bloße Geschenke der Natur, bloße zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchste reinste Quelle der Freude aber muß, nach eben diesem Gesetze, die unmittelbar an dem Willen selbst erkannte Vollkommenheit seyn, oder mit einem völlig gleichbedeutenden Worte: die Tugend." — —

„Doch ich vergesse, daß ich an einen Mann schreibe, der ein wenig nach den Grundsätzen der neuern Epikuräer hinhängt, und der meine etwas stoischen Betrachtungen schwerlich nach seinem Geschmack finden wird. Lassen Sie mich also geschwinde mit der Versicherung der Hochachtung und Ergebenheit schließen, die ein so milder Stoiker, wie ich, gegen einen so edlen Epikuräer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. s. w."

Vier und zwanzigstes Stück.

An Herrn Z***.

Von dem moralischen Nutzen der Dichtkunst.

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der sehr verzeihlich ist; denn gewissermaßen hat ihn Sokrates selbst begangen. Sie wollen die Dichtkunst ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen einschränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Sokrates nicht beging: Sie wollen auch, daß man das, was Sie für den höchsten Zweck der Dichtkunst halten, in der eignen Theorie derselben zum Grundsatz mache. — Sehen Sie hier die Ursachen, warum ich in beiden Puncten von Ihnen abgehe.

Das dichterische Talent, wie Sie wissen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber wollen, der ästhetischen Seelenkräfte. Die Gabe, sich das Abwesende gegenwärtig zu machen, mit bloßmöglichen

Vorstellungen sich so zu täuschen, als ob sie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von Allem, was die Neigungen des menschlichen Herzens interessiren kann, gerührt zu werden; mit einem Worte: Phantasie, Fictionsvermögen, Witz, empfindliches Herz, machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelst dieser Kräfte hervorbringt, können den Leser nicht beschäftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte seiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geistigen Welt herrscht eben das geheime Verständniß unter den Kräften, das in der physischen herrscht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, sobald die eine im Spiel ist; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit: und wie nichts in der Natur plötzlich aufhört, ohne Folgen zurückzulassen, so ist auch keine solcher Uebungen fruchtlos für diese Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geistigen, wie in der physischen Welt, zur Erhöhung der Kraft; jede neue Aeußerung macht zu künftigen Aeußerungen der Thätigkeit geschickter. Nicht genug also, wenn wir bei der lebendigen Schilderung eines Dichters unsre Phantasie erhoben fühlen, daß wir nun um dieses Eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geschwindigkeit seines Witzes folgen, daß wir nun dieses Eine von ihm bemerkte Verhältniß von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von seinen Empfindungen zur innigsten Theilnehmung hingerissen worden, daß wir nun mit diesem Einen Gefühle sympathisirt haben: unsere ganze Phantasie ist nun lebhafter, unser ganzer Witz ist nun schneller, unser ganzes Herz ist nun weicher geworden. Nicht nur dies Einemal haben die ähnlichen Kräfte unserer Seele mitgewirkt, auch zu künftigem Wir-

ken haben sie mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darin nun, liebster Freund, würde ich den wahren, den höchsten Endzweck der Dichtkunst suchen. Unsere Glückseligkeit, wie wir alle einig sind, liegt in der Vollkommenheit unserer Natur; unsere Natur besteht aus allen uns anerschaffnen Kräften, und wer also die eine oder die andere erhöht, es sei welche es wolle, der hat zu unserer Vollkommenheit, zu unserer Glückseligkeit beigetragen. Es ist eine irrige Vorstellungsart, wenn man sich die Belustigung, die ein Gedicht giebt, entweder bloß als schädlich, oder bloß als Belustigung, ohne Einfluß auf's Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freilich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wahre Vorschrift für die Anwendung der dichterischen Talente! Es ist nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen arbeite; das sittliche Gefühl ist nicht das einzige Vermögen der Seele, daß er vervollkommnen kann und vervollkommnen soll: es gehört nur mit in die Reihe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht seyn wollen, und die Uebung der einen Kraft schließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in sich. — Aber, so wie am Körper der eine Sinn der edlere, höhere ist, der dem Geiste reichere und mannichfaltigere Ideen zuführt; so wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; so wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenstände können gerichtet, zu

falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, können verwöhnt werden: eben so ist in der Seele die eine Kraft die edlere, höhere, schätzbarere; eben so läßt sich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern stärken; eben so können die Kräfte der Seele an den unrechten Gegenständen geübt, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, verstimmt werden. — Und so wie man, in Ansehung des Körpers, mehr den Sinn des Gehörs, als den Sinn des Geschmacks schärfen, nicht, um den Geruch zu ergötzen, das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen soll: eben so soll man, in Ansehung der Seele, zur Unterstützung ihrer edelsten und höchsten Kräfte am liebsten wirken; nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Absichten der Natur ist. Der Dichter soll zwar die Einbildungskraft stärken, aber nicht so, daß er die Vernunft zerrütte; er soll den Witz schärfen, aber nicht so, daß die geselligen Tugenden leiden; er soll die Liebe besingen, aber nicht so, daß wir ihren Ausschweifungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beifall geben. —

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundsatz hoffentlich gelten lassen: denn eigentlich ist er nichts, als der erweiterte und verbesserte Ihrige; aber bei der Anwendung auf einzelne Fälle möchten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieser Anwendung, däucht mir, ist Sokrates, oder wenn Sie lieber wollen, Platon zu weit gegangen. Zwar, was die griechische Mythologie betrifft, so hatte er für sie einen Gesichtspunct, der heutiges Tages wegfällt; denn was jetzt zur bloßen poetischen Fiction geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks: und manche Vorstellungsart

konnte also zu jener Zeit einen Einfluß haben, den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein, auch in Ansehung des Sittlichen scheint mir Platon hie und da vor Irrlichtern zu warnen, die bloß in seiner Einbildung schweben; er scheint mir zu oft das Unmoralische des Gegenstandes mit dem Unmoralischen der Schilderung zu verwechseln. — Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, sondern nur die Regel bestimmen; und da wir diese bereits gefunden haben, so fragt sich nur noch: wo wir sie hinsetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunst selbst, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wissen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, sondern auf alle Kräfte unserer Natur; sie betrachtet jede in dem Verhältnisse, worin sie zur Vollkommenheit unsers ganzen Wesens steht, und sucht sie alle in diejenige Harmonie zu stimmen, von der unsere Glückseligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunst hat einen weit engern Umfang; denn da die Dichtkunst selbst nur auf die untern oder ästhetischen Kräfte der Seele wirkt, so kann auch jene Theorie nur auf diese Kräfte Rücksicht nehmen. Der Gegenstand derselben ist die sinnliche Vollkommenheit oder die Schönheit; also bloß diese, insoferne sie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunst ist, erreicht werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Poetik. Will diese Wissenschaft auf mehr als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen, die nicht vor das Anschauen kommt, nicht für das Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieses Kunstwort erlauben wollen, die nicht Phänomen ist; so vergißt sie ihrer eigentlichen Bestimmung, und verirrt sich aus ihren Gränzen.

Es ist mit dem Poetisch guten, wie mit dem Poetisch-

wahren beschaffen; die Vernunft, die in's Innere und auf die Folgen sieht, schätzt es nach einem ganz andern Maaßstabe, als die sinnliche Erkenntniß. Was bekümmert's den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft schreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft, nach einer philosophischen Analyse der Begriffe, die Dinge ganz anders erscheinen, als sie sich jener malen? Was fragt er nach Widersprüchen, die es nicht unmittelbar für die sinnliche Erkenntniß sind, sondern erst durch mühsames Ueberdenken und Entwickeln herausgebracht werden? — Es mag seyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein sich der Dichter versetzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daß sich bei einer so einfachen und bedürfnißfreien Lebensart, in so kleinen und eingeschränkten Gesellschaften, die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen, nicht zu so einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unsre Phantasie täuschen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen, rühren, ergötzen wollte? Hat er den Widerspruch zu verbergen gewußt; ist er seiner Voraussetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Gestalt der Wahrheit gegeben: so hat er alles gethan, was die Gesetze seiner Kunst von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben; wider die Dichtkunst hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem ästhetischen Wahren auf das ästhetische Gute! Die Dichtkunst fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moralische Gefühl beleidige, oder daß er sich vor dem Gegentheil des sittlichen Schönen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichterischen Schönen ist. Um die innere sittliche Güte ist sie eben so unbekümmert, als um die innere lo-

gische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charaktere, Gesinnungen, Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein auf's Schöne sieht? allein mit der Empfindung zu thun hat? die zufrieden seyn muß, wenn der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter; wer ihn verklagen will, muß sich nicht an den Richterstuhl der Kritik, er muß sich an den höhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz, daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigne Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung nicht als Erkenntnißgrund, sondern als bloße unfruchtbare Maxime dastehn; nicht im Werke selbst, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ungefähr, wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime dastehn würde: daß kein Staat den andern bekriegen soll, als zur Vertheidigung seiner Rechte, und zum Schutz seiner Unterthanen. Der gerechte Krieg wird nicht anders, als wie der ungerechte geführt; alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier: und wenn Folard entscheiden soll, so ist immer Cäsar der ungleich größere Held als Pompejus, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es

nufrecht zu halten sucht. Eben also wird das sittliche Gedicht nicht anders, als wie das unsittliche geschrieben; und wenn es bloß auf den Ausspruch eines kritischen Aristarch beruht, so ist immer Voltaire der unendlichbessere Dichter, als Racine der Sohn ist.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringste von ihrer Wahrheit, oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebster Freund. Denn was für die Kriegskunst ein Grundsatz ist, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunst keiner ist, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretischen Wissenschaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt, wie sie sind, macht man häufig Absonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit selbst nicht hinübertragen kann, ohne in Irrthümer zu fallen. In praktischen Wissenschaften, wo man uns vorschreibt, was zu thun sei, macht man ähnliche Absonderungen; aber in die Wirklichkeit selbst darf man sie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunst schreibt freilich nur vor, was der Dichter zu thun hat, insoferne er nichts ist als Dichter; aber ist er denn in der That weiter nichts? Ist er denn nicht auch Mensch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Gesellschaft? nicht auch Bürger des Staats? Und insofern er dies alles ist; hat er nicht andere Pflichten, die wichtiger und nothwendiger sind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu sich sagen: Ich will jetzt nichts seyn als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältnisse! Wenn er diese Verhältnisse nicht aufheben kann — und wie ist es ihm möglich, daß er sie aufhebe? — so kann er sich auch nicht von den Pflichten, die sie ihm auflegen, frei-

sprechen. Auch würden wir, seine Leser, diese willkürliche Trennung seiner selbst, diese spitzfindige Absonderung seiner Verhältnisse, zu ahnden wissen. Insofern er Dichter ist, sind wir nur seine Kunstrichter; aber wir sind auch seine Sittenrichter, insofern er Mensch ist: und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt, als an dem Spotte des Kunstrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterschied, auf den wir am Ende hinauskommen, nur sehr geringe. In der Sache selbst sind wir nur wenig uneins; es ist beinahe das Nehmliche, was wir von einem Aristoteles wollen vorgetragen haben: wir streiten nur noch, ob er es lieber in der Poetik vortragen soll, oder lieber in der Moral und Politik? Was er gethan hat, wissen Sie selbst; und wenn es also auf Autoritäten ankommt, so habe ich die meinige, so gut wie Sie die Ihrige haben. — Doch wenn sie auch die Gedanken des Philosophen, von dem Sie in Ihrem Briefe ausgehen, etwas genauer und in ihrem ganzen Zusammenhange erwägen, so werden Sie finden, daß er eher auf meiner Meinung, als auf der Ihrigen ist, und daß ich seine Ideen nicht sowohl widerlegt, als vielmehr gesammelt und commentirt habe.

Ich bin, u. s. w.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Elisabet Hill.

Frau Elisabet Hill war eine junge und reiche Witwe zu ß*** in Schwaben. — Es hielt sehr schwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie was sie schien, und ohne Unterlaß war sie anders.

So lange noch in dem Städtchen ein gewisser Hofrath lebte, der ein großer Freund von galanten Lectüren war, that sie vom Morgen bis in den Abend nichts, als Romane lesen. Da der starb, und ein Doctor der Arzeneikunst hinkam, der viel auf Schmäuse und Bälle hielt, gab sie die Bücher auf, und legte sich auf's Putzen und Tanzen. Endlich, da der Landesherr einen sehr frommen Superintendenten an den Ort setzte, der bis dahin noch keinen gehabt hatte, trug sie sich nicht anders als aschgrau, und hielt geistliche Conventikel.

Ueber diese plötzliche Veränderung der Frau Hill herrschten

unter den Gelehrten der Stadt dreierlei Hauptmeinungen. — Der Rector der Schule, der ein schöner Geist und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichtesten fertig; denn er behauptete: die Frau Hill hätte keinen Charakter, und ließe sich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen.

Der Superintendent und die andern Geistlichen dachten viel weder an Theater, noch an Roman. — Die Frau Hill, sagten sie, war ein Weltkind, das Anfangs durch Lesen verbotner Schriften nur im Stillen sündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und sich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau stellte. Jetzt, da sie von der Gnade ergriffen worden, hat sie sich aufrichtig bekehrt.

Der Doctor sah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritisch, noch theologisch. — Die Frau, sagte er, hat sich Anfangs durch vieles Sitzen beim Lesen, und dann durch vieles Nachtschwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein paar Aderlässe und im Frühjahr einige Flaschen Selterser sollten ihr gut thun.

Die Herren, wie man sieht, hatten sämmtlich zu einem System geschworen; das will sagen: sie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die sie alles auf einerlei Art und nichts recht klar sahen. Gleichwohl, da die übrigen Einwohner sich ihrer Blödsichtigkeit bewußt waren, und in die Brillen der Herren großes Vertrauen setzten, so nahm ein jeder eine dieser Meinungen an, je nachdem er mehr mit diesem oder mit jenem zusammenhing, oder sonst seine Ursachen hatte.

Der Buchbinder, der an der Menge geistlicher Quartanten und Folianten, die er für die Frau Hill zu beschicken hatte,

viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meinung der Geistlichkeit, und wünschte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung.

Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härtern Meinung des Doctors bei, und machte aus einem kleinen Ansatz zur Melancholie eine völlige Narrheit.

Der Schuster, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäßigten Meinung des Rectors, und bedauerte nur, daß so eine gute Frau, wie die Frau Hill, so veränderlich wäre, und niemals wüßte was sie recht wollte.

Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, ein Leinwandhändler, der sein natürlich gutes Gesicht durch keine Brille verderbt, und auch sonst mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn sie trug keine Leinwand, als aus Holland, — dieser war klüger als Alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen.

Denn da er einst Sonntags mit den übrigen Bürgern im Gasthofe zusammenkam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfing: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Großes gethan; da behauptete der Leinwandhändler ihm in's Gesicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben so widersprach er dem Schneider, der sie für wahnsinnig hielt, und dem Schuster, der sein altes Klagelied sang, sie wüßte nie was sie wollte.

Die Frau, sagte er, weiß gar wohl, was sie will; und wenn Ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, so wüßtet Ihr's auch. — Sagt mir doch nur: Als der selige Hofrath noch lebte; wer war da der respectabelste Mann hier im Städtchen? Der Hofrath! — Und als der starb und der Doctor

herkam; vor wem nahmen wir da am tiefsten die Hüte ab? Vor dem Doctor! — Und als der Landesherr den Superintendenten hersetzte; wer galt da mehr als der Doctor? Der Superintendent! — Denkt dem Umstande ein wenig nach, Ihr Leute! Da wird sich's finden.

Die Bürger lachten, und meinten sämmtlich: so wenig der kleine Leinwandhändler darnach aussähe, so dick hätt' er's hinter den Ohren. Dies freute ihn nun gar sehr; denn er hatte gern, daß man ihm Recht gab. — Ja, setzte er noch mit einem lauten Faustschlag hinzu: laßt den Superintendenten sterben und keinen andern kommen! so wett' ich Euch Kopf und Kragen, sie geht wieder zum Doctor.

Das geschah nun zwar nicht, aber es geschah etwas anders. Denn der Landesherr, der gar ein gottseliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen, und legte bald darauf in das Städtchen ein Bataillon, das einen gar stattlichen Mann zum Major hatte. — Es verging kein Monat, so speiste der Major bei Frau Hill, und Frau Hill beim Major. Nun ward des Majors Gemahlinn von der ganzen Stadt, wegen ihrer feinen Gestalt und ihres zierlichen Anstandes, sehr bewundert, wenn sie als Amazone zu Pferde saß. Frau Hill, die sich keiner schlechtern Gestalt und keines unedlern Anstandes bewußt war, hatte flugs ihren Gaul im Stall, und erschien, in Grün mit Gold, an der Seite der Frau Majorinn, als Amazone.

Die Frau hat keinen Charakter! triumphirte der Rector, als sie die Classe vorbeiritt. — Die Frau ist aus der Gnade gefallen! seufzte ein Geistlicher, der von einem Krankenbesuche zurückkam. — Die Frau hat diät gelebt und macht sich Bewegung, sagte

der Doctor, der mit seiner Morgenpfeife in der Thüre stand: sie wird wieder werden!

So fanden die Herren alle drei in ihrem eigenen System einen Schlupfweg, durch den sie sich aus dem Handel zogen; und was sie von ihren Gedanken hätte abbringen sollen, bestätigte sie darin. — Aber der Leinwandhändler traf's wieder besser; denn da ihm Frau Hill vor dem Thor an der Bleiche begegnete, schüttelte er den Kopf und sagte in sich: Sieh! sieh! Was nicht Eitelkeit thut!

* * *

Lacht über mein Geschichtchen, so viel Ihr wollt! Es hat das Verdienst, daß es wahr ist; und wenn Ihr Acht gebt, so werdet Ihr's mannichfaltig anwenden können.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Die Wissenschaften.

Eine Allegorie nach dem Platon.

Als die sublunarische Welt noch durch Genien regiert ward, glaubte man, daß die Scham und die Gerechtigkeit, diese Gesandten des höchsten Gottes, allein geschickt wären, die Menschen glücklich zu machen. Nachdem aber Saturn, der letzte von ihnen, sich in den Schooß des großen Alls zurückgezogen hatte, und die Menschen Anführern überlassen blieben, die aus ihrem eigenen Mittel genommen waren; so fingen sie an, ein Raub schlauer und gewaltsamer Unterdrücker zu werden.

Anfangs zwar hielten sich Scham und Gerechtigkeit noch in diesen neuen Staaten auf. Aber allgemach geriethen die Menschenhirten, unter deren Stabe nunmehr die armen Erdensöhne lebten, auf den unglücklichen Wahn, daß sie der beiden Boten des Weltschöpfers entbehren könnten; ja, da dies himmlische Paar bald anfing, ihren Rathschlägen im Wege zu stehen, so sannen sie auf Mittel, wie sie so lästiger Rathgebe-

rinnen loswerden möchten. Sie verriethen kaum diesen Gedanken, als ihre Tafeldiener schon ihre Verwunderung bezeugten, wie man sich so lange Zeit von den alten Spröden habe äffen lassen. Diese gefälligen Senatoren waren schon längst der alten Sitte nicht mehr hold gewesen; und nachdem sie ziemlich früh den Götterkindern ihre eigenen Thüren verschlossen, hatten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sie bei ihren Gebietern verhaßt zu machen, und sobald als möglich vom Hofe und aus dem Lande zu treiben. Es fehlte auch nicht an Beschwerden über die beiden Himmelskinder. Man gab ihnen Schuld, daß sie mit benachbarten Völkern verdächtige Verständnisse unterhielten, die Unterthanen zum Aufruhr geneigt machten, die Hoflustbarkeiten störten; und wenigstens die Berathschlagungen, die in ihrer Abwesenheit so schnell und sanft fortglitten, durch allerhand feige und milzsüchtige Bedenklichkeiten hemmten. — Ihre heimlichen Freunde waren zu schüchtern, und auch schon selbst zu verdächtig, als daß sie sich, ihre Rechtfertigung ganz laut zu führen, hätten unterwinden sollen. Alles was ihnen übrig blieb, um die beiden Himmelskinder noch einigermaßen zu retten, waren einige Vorschläge, ihre Beibehaltung ihren Feinden unschädlich zu machen. Sie meinten, daß man sich gegen alle Besorgnisse sicher stellen würde, wenn man auf sie ein wachsames Auge hätte, sie nur zuweilen zu Rathe zöge, und dem Volke nur dann und wann und in gewissen Angelegenheiten ihren Umgang verstattete. Allein diese Vorschläge wurden unzuverlässig gefunden. Die Gegenpartei wandte ein, man könne sie nicht genug bewachen, und es stünde immer zu fürchten, daß sie sich in verbotene Händel mischen, und dem Volke Ansprüche eingeben möchten, die bedenklich wären. Ihre

Verbannung ward also beschlossen; sie nahmen ihren Flug zu ihrer Heimat, und kehrten zurück zu den Himmlischen.

Nun ging Alles weit besser: die Mächtigen fühlten sich mächtiger, und die Fröhlichen fröhlicher; denn keine Sittenrichter schienen ihre Freiheit fernerhin einzuschränken. — Aber diese Freude währte nicht lange. Der Schwächere fühlte bald den Druck des Mächtigeren; Arglist ersetzte bald den Mangel der Gewalt, und machte sich mit ihren unsichtbaren Pfeilen fürchterlich. Durch den Untergang des nützlichen Geringen versiegte bald die Quelle des Ueberflusses für den schwelgenden Großen. List gegen List, Gewalt gegen Gewalt. Schwerter gegen Schwerter gekehrt, würden endlich das Geschlecht der Menschen zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht Jupiter sich ihrer erbarmet hätte. Geh! redete er seine weise Tochter Minerva an: und nimm aus meinem unzugänglichen Vorrathshause Verstand und Weisheit für diese Unglücklichen. Sie können anders nicht mehr erhalten werden, als wenn ich ihnen diesen Schatz öffne. Prometheus hat in der Eile nur so viel entwenden können, als genug war um die Menschen verschlagen zu machen; jetzt sind die Scham und die Gerechtigkeit, die ich ihnen zur Hülfe sandte, zum Himmel zurückgekehrt: und wenn du ihnen nicht Weisheit bringst, sind sie verloren.

Minerva, dem Befehl des Vaters der Götter und der Menschen gehorsam, schickte sich an, sich mit dem Lichte der Weisheit auf die Erde herabzulassen, und den Sterblichen die göttlichen Gaben der Wissenschaften auszutheilen. Ihrer ernsten Hoheit sich bewußt, und mit der Schwachheit der Sterblichen bekannt, sandte sie ihre jugendlicheren Schwestern, die

Musen, voran, um sich durch die anmuthigen und absichtlosen Spiele dieser Unschuldigen den Zugang zu bereiten. Dieses Mittel gelang ihr. Zwar trieben einige Musen ihre Gefälligkeit zu weit, und wurden Buhlerinnen der Mächtigen. Aber die Uebrigen, die ihre himmlische Unschuld behielten, hauchten doch spielend manchen Funken der Weisheit in die Busen der Menschen. Allgemach lebte in ihnen der ätherische Theil wieder auf, wodurch sie mit den Himmlischen verwandt sind, und sie begannen nach den Gaben der Minerva dankbare Hände auszustrecken. Nunmehr lernten sie: daß Schwelgerei Thorheit, und Verheerung Unsinn sei; daß die Menschen Ein Geschlecht ausmachen, und daß aus dem Wohl der Einzelnen das Wohl des Ganzen entspringe. Seitdem hofft man: je mehr sie von den Funken des heiligen Lichtes auffangen werden, desto mehr werden sie sich mit Scham und Gerechtigkeit wieder aussöhnen; und dann wird die Seligkeit des Saturnischen Zeitalters auf die Erde zurückkehren.

J. A. Eberhard.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Das Zaubermahl.

Im Queens-College zu Oxford saß ein Fellow, Richard Blount mit Namen, beide Arme über einen Tisch gebreitet, der mit Kosmogonieen, ältesten Völkergeschichten, ägyptischen Weisheitsystemen bedeckt war, und las, in einer süßen Stunde der Erholung, das Buch eines Londoner Schwärmers über den dritten Himmel. — Er war aus der Hülle seines irdischen Körpers rein heraus in einen ätherischen gefahren, schoß mit der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls von Planeten zu Planeten umher, trümmerte bald eine Welt in ein wüstes schreckliches Chaos zusammen, bald erbaute er sie wieder mit unaussprechlicher Weisheit, und nahm dann über sein Werk, mit inniger Wollust, die Lobsprüche der Himmlischen an, die sich mit ihm auf eine unerklärbare Art, nicht durch Worte, sondern vermittelst deutlich abgeänderter Gerüche, besprachen.

Mitten in diesem Entzücken trat sein Mitfellow Mowbray

u ihm herein: ein Mann von eingeschränkter Sphäre, der im=
ner mit allen seinen Ideen bei seiner jetzigen wirklichen Lage
u Hause war, und der von der Natur weiter nichts erhalten
atte, als ein wenig gesunde Vernunft, und ein wenig leicht=
ertigen Witz. — Hätte ihn Blount durch einen Wunderglau=
en, den er nicht hatte, bis in den äußersten Firstern verban=
en können: ich wüßte nicht, was er gethan haben möchte; so
.ber empfing er ihn mit einem leisen Willkommen, und einer
Miene, als ob er Kopfschmerz hätte.

Mowbray eilte zum Tisch, warf hier ein paar Urkunden
es Menschengeschlechts, dort ein paar Theorieen der Erde bei
Seite, und machte sich Platz für den Cornelius a Lapide über
en Jesaias. — Freund! fing er dann an, da hat sich in diesen
rocknen Commentar eine Geschichte verirrt: eine Geschichte, die
o ganz für Sie gemacht, so vollkommen Ihres Geschmacks ist,
aß ich unmöglich umhin konnte, sie Ihnen mitzutheilen. —
Werfen Sie da Ihre Lectüre nur aus der Hand; denn Sie mö=
en nun so beschäftigt und so verdrießlich thun, als Sie wol=
en: — Sie müssen mich anhören.

Wenn ich muß, sagte Blount, nun so muß ich; aber wahr=
ich, ich bin begieriger auf das Ende, als auf den Anfang. —
Was betrifft Ihre Geschichte?

Einen Schmaus, lieber Blount; aber einen der größten und
rächtigsten, die in Europa erhört worden. — Ein ganz ge=
einer holländischer Edelmann gab ihn, und gab ihn, was das
Sonderbarste ist, ohne dazu das Geringste weder in der Küche,
noch im Keller, noch im Beutel zu haben. — Die Gäste wa=
en alle die vornehmsten Familien aus der Gegend. Denn es
aren da, außer dem Gouverneur von Utrecht, der eben der

Gewährsmann unsers Cornelius ist, und außer den Häuptern der Stadt, und außer dem ganzen umliegenden Adel —

Gott sei bei uns! schrie Blount: Sie wollen, glaub' ich, bis in die Nacht erzählen; Sie wollen mich zu Tode erzählen Wenn Sie mit den Gästen fertig sind, so kommen sie ganz gewiß zu den Gerichten.

Der Gerichte, Freund, war eine unbeschreibliche Menge Denn, daß ich der vornehmsten aus unsern Gegenden nicht erwähne, der Fasanen, der Ortolanen, der frisch von den Klippen gebrochenen Austern; so waren da indianische Vogelnester eben erst ausgenommen, Schildkröten, gebraten, gekocht und geröstet, chinesische Asiaße, von was für Art Sie nur wollten und Pisange, Blount! — Pisange! — Er küßte die Spitzen seiner Finger, und betheuerte, daß er den ganzen Mund voll Wasser hätte.

Blount wollte vom Stuhl herunter. Ehe Sie mit allen den Gästen fertig werden, und allen den Gerichten, schrie er und allen den Weinen —

Ja die Weine, Blount; — beim Himmel! die hätt' ich vergessen können. Sie erinnern mich noch. — Er zog den ungeduldigen, schon in die Höhe springenden Fellow ganz sanft wieder auf seinen Sitz nieder. — Die Weine, können Sie Sich vorstellen, waren vortrefflich. Oben stand das Büfet über und über voll Capweins, Madera, Weins aus Georgien, aus Cypern, feiner Liqueure; und d'runter herum standen in einem großen großen Cirkel noch so viel spanische, deutsche, französische, portugiesische, ungarische, italiänische Weine —

Aber was wird's denn nun endlich? Was kommt denn nun aus dem allen heraus? —

Was Sie Sich vorstellen können: daß die Gäste sich's ganz ortrefflich schmecken lassen, und essen und trinken, wie die Epiuräer.

Und das ist's Alles? —

Das ist der Anfang, mein guter Blount. Denn nun die Gäste satt sind, stehen sie auf, murmeln gegen den Wirth ein aar Worte zum Abschied, und gehen ihrer Wege.

Daß Sie mit ihnen gingen! Sie haben's ausdrücklich darauf angelegt, mich zu ärgern.

Nicht doch! nicht doch! Ich komme jetzt eben zur Sache. – Der Eine, der zu Fuße wandert, bekommt auf freier Straße en Schwindel, und die Vorübergehenden schleppen ihn fort; n Andrer, der in der Sänfte sitzt, fällt mit dem Kopf in die Scheiben, und zerschlägt sich das ganze Gesicht; ein Dritter, er sich fahren läßt, sinkt vom Sitz auf den Boden, und wird nnlos aus der Kutsche gehoben. — Kurz, die sämmtlichen Gäste liegen in Ohnmacht; und die Aerzte der Stadt rennen, ie wahnsinnig, mit den Köpfen gegen einander, um sie wieer zu sich zu bringen. — Was meinen Sie nun aber, was n diesem Unglücke Schuld war?

Ich kann's ja denken! Die feinen Liqueure.

Auch! Aber doch die nicht allein. — Die Gerichte hatten immtlich aus Schaum, die Getränke sämmtlich aus Luft beanden; die Zunge hatte zwar viel zu schmecken, aber der Maen nichts zu verdauen bekommen. — Doch dies allein hätt's m noch nicht gethan; aber der verschluckte Wind war auch n so hämischer giftiger Wind, daß er das Bischen Nahrungsft, das etwa von vorigen Mahlzeiten noch übrig war, bis auf en Schlick aus den Gedärmen mit wegnahm. — Durch strenge

Diät kam indessen noch mancher wieder zu sich; aber auch mancher, der sich zu unmäßig mit Wind überfüllt hatte, mußte an der Auszehrung sterben. — Und was meinen Sie nun wohl, wer dies Kunststückchen gemacht hatte?

Vermuthlich doch Ihr Cornelius, oder Sie Selbst! Wer denn sonst? —

Allzuviel Ehre für uns! Das hatte ein ganz ausnehmendes Genie gethan; ein Wesen von unvergleichlich viel Thatkraft. Sie können's errathen. — Aus leidigem Hochmuth wollte unser Edelmann auch einmal schmausen; Küche und Keller, wie gesagt, waren leer, und der Beutel dazu: was blieb ihm also übrig, als einen Bund mit dem Bösen zu machen?

Aber nun bitt' ich Sie, sagte Blount, indem er die flachgefalteten Hände gegen die Erde, und die Augen gen Himmel kehrte: auf was verfallen Sie noch? Kann ein Mann von Vernunft an einem so abgeschmackten, armseligen Mährchen Vergnügen finden? —

Mowbray, ohne zu antworten, riß von den Büchern, die auf dem Tische lagen, eins nach dem andern zu sich, und las: Von der Entstehung des Weltgebäudes; Betrachtungen über die Freuden des dritten Himmels; Aegyptische — Hier sprang er auf, als ob ihm ein plötzliches Schrecken durch alle Glieder führe, und riß den armen unwilligen Fellow mit sich, der, was er noch nie gethan hatte, ihn fortwies.

Wie! sagte Mowbray: Sie schelten mein Mährchen abgeschmackt, und sitzen da offenbar an einer Tafel, die niemand anders als unser Genie kann gedeckt haben? Ist's denn nicht lauter Luft-, lauter Schaumgericht, was Sie da haben? Ist's denn nicht lauter Zauber- und Gaukelwerk, wenn da ein Em-

ryo, mit seinen freilich schon vorhandenen, aber noch unentwickelten Sinnen, die ganze Geschichte des Lebens ausspäht? oder wenn ein stolzer Geweihter, dem deutliches Wissen ein Abscheu ist, mit keckem Fuß des Genies eine Hieroglyphe zertampft, daß der süße Kern aller Erkenntniß hervorspringt? oder wenn gar ein Dritter, der mir den Schöpfer spielt —

Aber Blount saß stöckisch im Winkel, als ob kein Mowbray mehr bei ihm wäre, und las Betrachtungen über den dritten Himmel. Es war die Stelle von der Wollust der Seligen, wenn sie, hoch vom Sirius herab, die Organisation einer irdischen Milbe betrachten.

Gut, gut! sagte Mowbray: Sie wollen, seh' ich, allein seyn, und ich will Sie denn lassen. Es schmeckt Ihnen, wie ich merke, vortrefflich; aber! aber! — Er sah ihn nachdenklich an, und erhob einen warnenden Finger. — Nehmen Sie Sich vor dem Hunger in Acht! Nehmen Sie Sich vor der Auszehrung in Acht! Der Unglaube, Freund, ist die Auszehrung der Seele; und der Wind, den Sie da in Sich schlucken, nimmt in der Stunde der Verdauung auch das Vorhandene mit sich. Gewiß wären Sie nicht der erste, der aus einem begeisterten Schwärmer ein entschloßner Freigeist geworden.

Acht und zwanzigstes Stück.

Ueber den Tod.

Zwei Unterredungen.

Nicht weit von Besançon lebte auf einem kleinen Landgut ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muster eines liebenswürdigen Greises. Sein Name war Merville, und er hatt schon über siebzig Jahre. Da er in seiner Jugend unter der Armeen Ludwigs des Vierzehnten diente, träumte er auch der Traum des französischen Adels, daß für die Ehre des Königs und für die Wohlfahrt des Vaterlands sterben, Eins sei; aber kaum war er durch seinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadiers gestiegen, als er plötzlich zu seinem Schrecken inn ward, daß er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre. Von diesem Augenblick an suchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit seinen Abschied, schlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung seiner Tapferkeit anbot, und schämte sich seiner Wunden, wie man sich der Thorheiten seiner Jugend schämt. Er baute nun selbst da-

kleine Erbgut seiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für sein Hauswesen frei ließ, der Philosophie und den Musen. Da ihm sein Vermögen keinen großen Aufwand erlaubte, so hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwei bis drei, aber auserlesene, Freunde. Unter diesen war in seinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Besançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menschen, die von der Natur die beneidenswürdigste Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut ist. Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen seiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr feurig als hitzig, mehr nachsinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, gingen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von seiner ganzen Seele. Und da ihm das größte Glück widerfahren war, wofür ein Mensch der Vorsehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu seyn und eine edle Erziehung zu finden, so war er mit diesen Eigenschaften seines Charakters ein Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit, ein unbeweglichstandhafter Patriot, und der ganzen innigsten Freundschaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber, wie es von seinem Geschmack zu erwarten war, das schönste und geistreichste Frauenzimmer von Besançon. Sie hieß Therese, und war die Tochter des Präsidenten von eben dem Gerichtsstuhle, wobei nachher Chevreau Beisitzer ward. Die Hindernisse, die sich seiner Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegensetzten, schienen unüberwindlich; aber was in schlaffern Seelen die Liebe

unterdrückt haben würde, gründete sie in der seinigen desto fester. Therese selbst war seit dem ersten Augenblick ihrer nähern Bekanntschaft für ihn entschieden; nur war sie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchsten Range im Königreiche zu verbinden. Sie stand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unsägliche Bedrückungen aus; aber sie erklärte sich standhaft, daß keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt sie bewegen sollte, anders als zwischen Chevreau und einem Kloster zu wählen. Da ihre Eltern durch diese feste Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmsten Bewerber zurückzuweisen, und da noch überdies das Beispiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquisinn war, als sie schon ihr Vermögen auf den Toiletten der Maitressen und vor den Busen der Operistinnen schimmern sah, so bewegte dieses die Eltern der Therese, daß sie endlich dem Chevreau den Zutritt verstatteten und ihre Einwilligung zu der Heirath gaben. Beide Liebende, die sich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung so sehr bewiesen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth ist.

Therese ward schwanger, und Chevreau's Einbildungskraft hatte sich nun schon mehrere Monate mit nichts als dem süßen Gedanken beschäftigt, wie unendlich sein Glück durch den Besitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der so ängstlich und doch so ungeduldig erwartete Augenblick erschien, wo Therese entbunden ward. Seine Freude war unbeschreiblich; aber es war die ernste wehmüthige Freude des gefühlvollsten Menschen, der mit seinem Glücke zugleich die ganze Größe seiner Pflichten empfand.

und in seinem Innersten schwur, daß sie ihm heilig seyn sollten. Theresen's Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig ließen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegenkämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden, schon ersterbenden Händen Chevreau's Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Odem die Worte: Vergiß unsrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtniß fand, so war es dieses Wort der Therese. — Chevreau besorgte alles, was zu ihrem Begräbniß gehörte, mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit; er betrachtete Stunden lang ihren Leichnam, ohne daß ihm nur eine Thräne entfiel: und dann ging er allein, und machte sich Vorwürfe, daß er so fühllos wäre. Erst den Tag nach der Versenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er sich nichts vermuthend war, eine Perlenschnur fand, die er einst Theresen zu ihrem Geburtstage schenkte, erwachte gleichsam sein Herz aus dem bisherigen Todesschlaf aller Empfindungen; er fiel hin, und vergoß einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unschuldige Ursache ihres Todes war, riß ihm seine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labsal für seinen Schmerz. Es trug schon die sanften und liebenswürdigen Züge Theresen's, die sich auf seinem zarten Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung,

worin sich der herbste Schmerz mit der süßesten Wollust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (denn so hieß der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt, und der Neid aller Mütter von Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen seinen Gesichtszügen hervorsah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleiß, und genoß der Wollust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist, daß er selbst den Fortgang seines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fing jetzt Charlot an, die kleinen Ideen und Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freier zu entwickeln, und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstandes und edelmüthigen Herzens: als er von den Blattern, diesen großen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und nach unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahinstarb. Chevreau war vor der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen, der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie er's von der Krankheit und dem Tode Theresen's gewesen war.

Dieser zweite Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beiden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer auch seine Freunde nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch der einmal unglücklich genug ist, daß er nichts mehr außer sich liebt, der kann auch sich selbst nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und

Charlot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bei seinem festen Trübsinne hatte er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein freidenkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaßen an sein Herz drang, war Mervillen's Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus Chevreau's Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleiß die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daß er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine erstorbene Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenstand zu reizen, und wie von ungefähr Ideen hinzustreuen, die eine heilsame Revolution bei ihm bewirken könnten. Endlich, da Chevreau immer finsterer und immer trüber ward, hielt Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschloß, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäße des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine öftern Besuche zu erwiedern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist etwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beide Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte; und Sie thun übel, Chevreau, daß Sie

Sich so ganz in Sich Selbst verschließen. Oeffnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ich's durch die aufrichtigste Liebe gegen Sie werth bin, öffnen Sie's mir! — Sie nannten mich so oft Ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt, und bin unglücklich gewesen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menschen, dem sein eignes Unglück zu schwer fällt, als daß es ihm für fremdes Gefühl ließe.

Ich habe meine Gattinn und meine Kinder sterben sehen; und was nur je ein menschliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weiß, was das heißt, mit einem einzigen Streiche alle seine innigsten Bande zerrissen, alle die liebsten Hoffnungen seiner Seele vernichtet zu sehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch schrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menschlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Wesen, die mir ähnlich sahen, wie unter Rasenden oder Verbrechern zu leben; und nur ein Mann, wie Sie, kann mich fassen, wenn ich ihm sage, daß ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie diesen schrecklichen Zustand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch schrecklichern kennte? — Der menschlichen Gesellschaft entflieht man, denn es giebt ja Einöden und Wüsten; aber Merville — — Er schwieg, und sah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum soll ich das sagen, was schon Elend genug ist zu denken? — Er schwieg noch einmal, und setzte dann mit einer

Erschütterung der Seele hinzu, die sich seinem ganzen Körper mittheilte: Wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick stand er auf, und nahm den Weg nach dem Garten, um sich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, loszureißen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuße.

Sie sind in meinen Händen, und Sie sollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit Ihren eigenen Gedanken reden! — Sie sind unzufrieden mit Gott?

Entsetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entsetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau! — indem er einen festen und zuversichtlichen Ton nahm — Sie sind's nicht; denn Sie können's nicht seyn. Unzufrieden mit Gott, hieße unzufrieden mit allem seyn, was vollkommen und gut ist; und wie kann das eine denkende Seele? — Verstehen Sie Sich Selbst, liebster Freund! Sie sind nur unzufrieden mit Ihrer Vorstellung von Gott. Und nun sehen Sie, wie viel Sie durch diese einzige Berichtigung schon gewinnen! — Läge die Ursache in Gott, in diesem unendlich über Sie erhabenen, allmächtigen Wesen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die Einrichtung der Welt ändern, oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiderstehlich mit fortreißt? — Liegt aber die Ursache bloß in Ihrer Vorstellung von Gott: nun wohlan! da ist Hülfe. — Lassen Sie uns die irrige Vorstellung ändern, und statt des falschen Gesichtspunctes den wahren suchen!

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des Merville lag, einen jähen Abschuß in's Thal machte. Hier zog der Greis seinen Freund,

unter dem Schatten breiter Kastanienbäume, auf eine Rasenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückendschöne Gegend ausgestreckt, die, so weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinbeerhügeln bedeckt war, und sagte dann mit dem zuversichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorsehung an, und ich will sie rechtfertigen!

Wie, Merville? Soll sich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geschöpf eines Tages gegen den ewigen Schöpfer empören? — O lassen Sie mich anbeten und schweigen! Gott ist da, wo ich rede.

Er ist auch da, wo Sie denken, Chevreau.

Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel lösen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben — —

Alle, mein Freund? — Ich steh' am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig sind, möchten nicht zureichen. Wann ist der Witz des Menschen erfinderischer, oder wann ist seine Zunge beredter gewesen, als wenn es darauf ankam, seinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängstigt — —

Nun dann, Merville! Sie öffnen, auch wider Willen, mein Herz; ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen ist das, was mich noch unglücklich macht: sie sind dahin, und ich habe meinen Schmerz überwunden. — Aber ausgegangen bin ich von dem Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menschheit, einen Blick auf die Natur geworfen. — O liebster Freund! Um ruhig zu seyn, muß der Mensch nicht denken; er muß nur träumen. Es ist nirgend Ruhe für ihn, als in der Vergessenheit seines Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die sich in der

Natur regt: und sie hört auf in Zerstörung; ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude: und es wird zur Stimme der Wehklage; ich sehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wollust: und indem ich sehe, wird sie Zuckung der Todesangst. — Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran, und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. — Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaßnen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fuß tritt: du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen, und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir aufstiegt: du warst Nerve eines empfindenden Wesens, und erzitterteſt vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daß ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelsten Begriffen gelitten; ich vermisse in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts ist mir übrig geblieben, als die schreckende Idee einer Allmacht. — Sie streckten Ihre Hand, Merville, gegen diese blühenden Thäler aus, als ob ihr Anblick schon Widerlegung wäre; aber auch diese Schönheit, dies Leben, das sich hier regt: — aus Verwesung ist es hervorgegangen, und in Verwesung wird es zurücksinken. — Für mich ist nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich sind Sie! — Aber warum war denn vormals diese Natur, die Ihnen jetzt so öde scheint, der Gegenstand ihres Entzückens? — Erinnern Sie Sich, wie Sie einst hier an der Seite Ihrer Thereſe saßen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor sich sahen? wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend, aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es waren die Tage meiner Glückseligkeit, diese so schnell vorübergeeilten Tage. — Eine Phantaſie, zu lauter Freude gestimmt; — o, wie leicht kann sich die aus einer Wüste ein Elysium schaffen!

Kann das wirklich die Phantaſie? — Nun, dann kann sie mehr, diese Zauberinn; dann kann sie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elysium eine Wüste schaffen. — Wollen Sie ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fortgeht, welche ihr der Anstoß unserer Empfindungen gab, und sich dann, mit ihrem einseitigen Fluge, so weit von der Wahrheit verirrt? — Mäßigen Sie durch Vernunft diese Ausschweifungen! Werfen Sie, nach jenen parteiischen, noch einen dritten unparteiischen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finsterer Kummer wird sanfte Schwermuth; Ihr Widerstreben gegen ein feindseliges Schicksal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — — Sollt' ich läugnen, daß Elend in der Natur ist? Sollt' ich läugnen, daß der Gedanke des Todes fürchterlich sei? Ich würde meinem innersten Gefühl widersprechen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verschont mich nicht, so wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht er-

greift er den schwachen furchtsamen Greis noch gewaltiger als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, daß das Leben Freuden hat? überschwängliche Freuden? Sie, der Sie ihrer Selbst aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten: wollten Sie undankbar seyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat also seine Freuden?

Seine kurzen, seine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind sie kürzer, sind sie geträumter, als unser Elend? — War die Thräne der Wollust, die hier in Ihren Augen schimmerte, als Sie Sich an Theresen's Seite und glücklich sahen; war sie weniger wirklich, als diese Thräne der Wehmuth, die jetzt in eben diesen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch diese Thräne versiegen? — Das Dasein *hat* seine Freuden, seine wirklichen, mannichfaltigen Freuden; und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude, des Elends; ob das Leben, des Todes werth sei? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie *kann* ich es finden? — Das Elend des Menschen liegt vor mir da, in seiner ganzen unendlichen Größe, in seiner ganzen namenlosen Mannichfaltigkeit: aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe sind sie! wie unvollkommen!

So denkt der Mensch in der Stunde des Unmuths, des Kummers! — Ich könnte sagen, daß vielleicht das Leben von Tausenden unendlich glücklicher ist, als das Ihrige; aber nein! ich bleibe bei Ihrem eignen Leben. — Sie glauben also, Sie hatten der Freuden so wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiß bin?

Sie betrügen Sich, Chevreau.

Das heißt, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andere Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder Vergnügen ankommt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschluß wird sie mir da herausreißen.

Auch denk' ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterinn ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangene, nicht über das Zukünftige richten. — — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über Ihr Leben; einen Schatten, der Alles entstellt, Alles verfinstert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtniß hervorspränge, nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen dastünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden; und die Zukunft — was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punct, zu einem Leben erweitert. Sie geben Ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig dauern wird, so müsse auch diese seine Folge gleich ewig dauern. — Bei einer so unglücklichen Fassung, da alles Uebel, das Sie betroffen, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich vor Ihnen steht, da die Bilder der genossenen Freuden so sparsam und trübe hervorschimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel: wie können Sie Sich da auf den Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie entscheiden, ob die Freuden das Elend

ersetzen? das Leben des Todes werth sei? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müßte, Sie zu tief zu verwunden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun so hören Sie denn! Ich wünschte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen sagen: „Chevreau, mich gereut meines Rathschlusses. Ich will dein Leben machen, wie das Leben von Tausenden ist. Sieh hier deine Gattinn wieder, deine Therese! Sieh auf ihren Armen den Liebling wieder, dessen Leben ihr Tod war!“ — Und wenn Sie dann, außer Sich vor Entzücken, an ihren Busen sänken; wenn Sie mit dem ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Menschengestalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt' ich nach den ersten Stürmen der Freude ein ruhigeres Lächeln erwarten, wollte Sie bei der Hand fassen und wollte sagen: „Chevreau, wessen ist mehr in der Natur, der Freude oder des Elends?“ Und wie bald würde sich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum sichtbaren Nebel würden diese Wolken zerfließen, die jetzt mit einer so schrecklichen Nacht Ihr Leben decken! — Aber wäre denn dadurch dies Leben, oder wäre bloß die Ansicht, die Vorstellung davon, verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie sie war? und könnten Sie oder irgend ein Sterblicher voraus wissen, wie Ihre Zukunft seyn würde? — „Chevreau, wollt' ich noch einmal sagen: ist diese Empfindung der Wollust werth, daß man auch Elend ertrage?“ Und wie leicht, wie geringe würde dies Elend werden! Wie schnell würde die Waagschale, die es jetzt mit so überwiegender Last zu Boden drückt, in die Höhe steigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir!

Aber da ich nun jenes nicht sagen kann, mit der Stimme der Allmacht; versuchen Sie, wie viel Gewalt Ihre Vernunft hat! Stehen Sie bei dem gegenwärtigen Augenblick stille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunft wird so nicht seyn, wie Ihr jetziger Schmerz sie darstellt: aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hineindichtete, würde Sie kränken, würde Ihnen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehelichen und der väterlichen, dünken. Sehen Sie also bloß in's Vergangene! Bestreben Sie Sich nach Unparteilichkeit in der Schätzung! Untersuchen Sie, wessen da mehr war, des Vergnügens oder des Kummers? —

Welch ein Gespräch, worein Sie mich zogen! — O Merville! Wie sehr ist immer das, was ich antworten soll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabscheue den Undank; und soll ich nun selbst ein Undankbarer werden? nur einer scheinen? — Nein, mein Freund! Nein, ich will sagen, daß ich der Freuden viel hatte.

Nur sagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich will's sagen, weil ich's auch denke. — Und gewiß Der Gott, der mir diesen Odem gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie sehen, wie gern ich's bekenne.

Sie müssen es auch bekennen. Denn, hatten Sie keine Freuden; woher der Kummer über Ihren Verlust? Oder waren dieser Freuden so wenig; woher das Uebermaaß Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schätzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie schätzen? Bloß nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeiten? —

Wie anders, wenn ich sie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: daß wir immer mit unsern Begriffen Gränzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich Alles vermischt, Alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wollust als Schmerz; Schrecken hat seine süßen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Schwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinern Empfindung das Herz; Noth giebt Gefühl unsrer Kraft, unsers Werthes; Träume von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau, so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bei einer Fassung wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der ich unglücklich war! mich, der ich Alles verlor was auch Sie verloren, und ein Herz hatte das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr parteiisch gegen den Himmel machen, nicht übermäßige Freude, nicht übermäßiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist Ruhe. Mit dieser Ruhe seh' ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählig mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, insoweit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des Wurms, weil sie eben der Gott schuf, der auch mich in's Dasein rief; und — nun, Chevreau! wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die Sie meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die ich trete, ist

Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir aufsteigt, war empfindende Nerve? Süße Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wollust, als dem Schmerze gezittert. — Ich sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum muß Tod in der Natur seyn?

Ich weiß, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn muß, werden Sie sagen — —

Nun ja! dann muß nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende, in eben der Natur, worin auch unsere Freuden sich gründen. — Aber ob Leben seyn müsse? Das, Chevreau, das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieses Leben seyn müsse, kein anderes? warum eben diese Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unendlichem Jammer ausgesetzte Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzertrennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andere seyn kann? — Nein, Chevreau, diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andere entgegensetzen. Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückseligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun so sehen Sie denn! sehen Sie, in welche Widersprüche Sie Sich verwickeln! in welche Widersprüche sich jeder verwickelt, der anfängt mit Gott zu rechten! — Unsere Freuden wollen wir haben, gerade diese unsere eigenen Freuden, gebunden an diese unsere eigne Natur, uns werth geworden durch diese unsere eigne Empfindung; aber diese unsere Natur nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor unsern Richterstuhl ziehen? — Kein Wort mehr von diesem Einwurfe! Er ist zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat also seine Freuden, seine großen überschwänglichen Freuden: wir Undankbaren vergessen den größten Theil derselben bei der Berechnung; eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich. Es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daß sie uns diese Natur gab und keine andere, daß sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt diesen größten Gedanken vergessen! — sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntniß unser selbst, die Erkenntniß der Welt und des Schöpfers. Und wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan seines Lebens nur Spuren

einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Cheyreau, immer erscheint uns noch der Tod als ein bloßes Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt' er nicht mehr seyn, als das? Sollt' er nicht auch Vater des Guten seyn? Urheber von Glückseligkeiten, die ohne ihn nicht Statt finden würden?

Urheber von Glückseligkeiten? der Tod? —

Wie es alle Uebel in der Natur sind. — Sie sehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schooß dieser Wolken schläft Zerstörung bei Fruchtbarkeit, Heil bei Verderben. — Und wenn wir Acht gäben, Cheyreau; — sollte sich nicht eben das auch bei diesem schrecklichsten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel, und dieser jähe Sturm, der den Staub durch's Thal treibt: sie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Lassen Sie uns den Schutz unsrer Wohnung suchen! Lassen Sie uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herabströmenden Regengüssen unsere Betrachtungen über den Tod, unsere Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben so anbetungswürdig ist, als in dem lieblichsten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln heraufsteigt.

Der Greis und sein Freund hatten kaum ihre Wohnung erreicht, als sich der Himmel umzog, und Blitze auf Blitze fielen. Chevreau, voll der innigsten Theilnahme, welche die lachende Natur nicht hatte erwecken können, stand schweigend am Fenster, und sah in das öde nächtliche Dunkel und in den wüthenden Sturm hinaus, der die ältesten Stämme entwurzelte, und die Wipfel jüngerer Bäume bis zum Boden hinabbeugte. Indeß ging Merville ruhig unter diesem Kampf der Elemente umher, und dachte den fernern Gründen nach, womit er die Vorsehung rechtfertigen wollte.

Die glückliche Therese! sagte er endlich. Wie viel großes und kleines Ungemach hat sie durch ihren Tod überwunden! Ungehört und ungefürchtet fahren jetzt diese Wolken über ihr Haupt hin. — Erinnern Sie Sich, als sie hier zum ersten Mal den Freund ihres Geliebten sah, wie theuer sie diese Freude erkaufen mußte? wie unbeweglich das Gewitter zwischen den Bergen feststand, und wie viel schmetternder noch, als heute, die Schläge waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es war das Loos ihres Lebens, jede Freude erkaufen zu müssen. Sie hatte wohl auch Freude, als Charlot geboren war. — Das Bild ihres Todes trat vor ihn, und seine Lippen bebten vor Wehmuth.

Um so gegönnter sei ihr die Ruhe! Sie war für diese Welt nicht allein geboren. Und wer kann wissen, Chevreau, welche Erhöhung den Freuden der künftigen Welt die Leiden der jetzigen geben? — Noch seh' ich sie vor mir, die Holde,

die Gute, wie bei jedem heftigern Schlage das Knie unter ihr sank, wie nach jedem stärkern Erguß des Feuers ihr schwimmendes frommes Auge gen Himmel blickte, gleichsam um seinen Zorn, den man die Kindheit in diesen Naturerscheinungen fürchten lehrt, zu besänftigen. Noch hör' ich sie, als endlich der Donner schwächer rollte, wie sie, nach tiefgeholtem Seufzer, die Einwohner des entferntesten Nordens beneidete, und aus vollem Herzen den Wunsch that, mit ihrem Geliebten an den Küsten Grönlands oder Lapplands zu leben. Sie glaubte diese Küsten von den Schrecknissen der Ungewitter freier, als sie wirklich es sind. — Wissen Sie noch, wie Sie ihr diesen Wunsch beantworteten, Chevreau?

Mit einem Lächeln des Mitleids.

Und wie es Therese erwiederte?

Mit einem stummen vor sich Niedersehen, mit einer flüchtigen Schamröthe. — O, ihr Geist war eben so schnell um durchblickend, als ihre Empfindung zärtlich und fein war.

Das ist so gern bei einander. — Aber lassen Sie uns doch näher erforschen, was damals in der Seele Ihrer Geliebten vorgehen, was diese Verwirrung und diese Schamröthe verursachen mochte. Wir verweilen uns bei ihrem süßen Andenken um desto länger. — „Therese! hör' ich sie innerlich mit sich selbst rechten: hast du bedacht, was du wünschtest? Hast du bedacht, wie viele Vortheile du aufopfern müßtest, um einen einzigen Ungemach zu entfliehen? — Setze dich in Gedanken an jene Küsten! — Wenn dort sich keine Donnerwolken versammeln, und keine Feuerströme vom Himmel stürzen, so erhebt auch kein schattichter Wald seine Wipfel; kein Schlag der Nachtigall wird in schauervollen Büschen gehört; keine Saat

wallen über das Feld hin, und keine Reben schmücken die Hügel; kein Jauchzen der Schnitter, und kein Lied der Winzer ertönt; keine Blume haucht Wohlgerüche, und keine Frucht beut Erfrischung: todt, unfruchtbar, öde, in ewige Trauer gehüllt, erscheint ringsum die Natur. Und du, mit dieser Empfindlichkeit deiner Seele; du, so reizbar und so erkenntlich für jede Schönheit, jede Wohlthat der Schöpfung: du wolltest das Alles dahingeben, wolltest in jenen traurigsten aller Einöden schmachten, um nur nicht dann und wann vor einem zu lauten Schall, einem zu jähen Licht zu erschrecken? Du wolltest das noch unendlich Größere dahingeben, was du an deinem Geiste, deinem Herzen verlieren müßtest? — Betrachte jene Hütten voll Ekels! Lies in den groben leeren Gesichtszügen ihrer Bewohner das Seelen- und Fühllose, das mit ihrem ungünstigen Himmel so natürlich verknüpft ist! Ueberlege die ganze Unmöglichkeit, daß bei ihrer tiefen unabhelflichen Armuth sie je diese höhere Bildung erreichen, aus welcher deine liebsten, deine süßesten Freuden quillen! — Therese! und du wolltest auch diese verlieren? wolltest die holden Spiele der Phantasie, die schönen Zauberwerke der Künste, die unschätzbaren Kenntnisse, die deinen Verstand erheben, die wonnevollen Empfindungen, die dein Herz veredeln; wolltest sie alle, alle entbehren, um nur ja nicht auf Augenblicke betäubt oder geblendet zu werden? — Erröthe über das Unbesonnene deiner Wünsche! Fliehe dem ersten dem besten Schiffe zu, und kehre in dein verlassenes Paradies, in das Land der Ungewitter, aber auch des Segens, der Bildung, zurück!"

Merville! Sie spinnen sehr weit einen Gedanken aus, den Sie, wie ich, nur belächeln, nicht widerlegen sollten. Eine

augenblickliche Angst stieß ihn hervor, und ein augenblickliches Nachdenken nahm ihn zurück.

Sollt' ich denn auch den Ihrigen nur belächeln?

Den meinigen? — Welcher war der?

Daß kein Tod in der Natur seyn sollte. — Chevreau! Wie viel grausamer und zerstörender war dieser Wunsch, als der Wunsch Ihrer Therese!

Zerstörender? Und er traf die Zerstörung?

Eben weil er sie traf. Sie bannen mit ihm die Geschlechter aller Lebendigen, bannen vor allen das Geschlecht des Menschen, unter den traurigsten, kältesten, freudenlosesten Himmel.

Ich? —

Denn mit diesem verglichen, ist jenes wahrlich noch ein lachender, freundlicher Himmel, der sich über den eisbedeckten Küsten am Nordpol himwölbt.

Ich begreife Sie nicht. —

An jenen Küsten gedeiht doch noch Leben; aber in Ihrer neuen, schrecklichen Schöpfung — —

Schrecklich, Merville?

Nicht anders. — Jede Besserung an der Einrichtung dieser Welt wäre schrecklich, wenn sie nicht zum Glück Unmöglichkeit wäre. Aber was weiß von dieser Unmöglichkeit, die bloß durch Vernunft erkannt wird, die Phantasie? Immer nur mit den äußeren Gestalten der Dinge spielend, und um den innern unauflöslichen Zusammenhang unbekümmert, macht diese Schwärmerinn Trennungen, wie sie Verbindungen macht; baut neue Welten auf ein Gerathewohl hin, das nie geräth, und stellt dann ihr nichtiges, haltungsloses Gebilde, als das bessere, vortrefflichere Werk, neben einer unendlichweisen Schö-

pfung auf, in welcher Alles in Allem so tief gegründet, Alles so fest und unzertrennbar verwebt ist. — In den äußersten Norden trägt sie die Vortheile gemäßigter Erdgürtel hinein, denkt etwa nur höhere Grade der Kälte, nur längere Dauer des Winters, aber nicht den Verlust aller Reize des Frühlings, aller Wohlthaten des Herbstes, nicht das Verschwinden alles des unsäglichen Guten, das aus der feinern höhern Bildung hervorkommt. So die Phantasie unserer Therese; und die Ihrige, Chevreau? — Gewiß läßt auch sie die menschliche Natur unzertrümmert, läßt die theuersten, innigsten Bande der Gesellschaft unzerrissen, läßt die süßesten, seligsten Freuden des Daseins unvermindert: da doch jene unmöglich sich knüpfen, diese unmöglich hervorblühen können, wenn ihre wesentlichste Bedingung entfernt, wenn aus der Natur der Tod verbannt ist, dieser erste, dieser größte Wohlthäter des Lebens.

Der Tod? —

Der uns Allen und der auch Ihnen, vor tausend andern, wohl that.

Auch mir? —

In Ihren redlichen Eltern, in Ihrer zärtlichen Gattinn, in Ihrem liebenswürdigen Kinde.

Dann verachten Sie mich! Denn ich kalter, fühlloser Undankbarer — — Aber was will ich? Ich trage ja seine Wohlthaten in diesem Herzen.

Nein, Chevreau! Das Herz wird sie ewig verwerfen. Diese Wohlthaten können begriffen, aber können unmöglich empfunden werden.

Begriffen also! Und wie?

Ich schaffe mir eine Erde, auf der kein Tod ist, und setze

auf diese Erde den Menschen. — Den Menschen, sag' ich? Hab' ich noch einen Menschen? Wer ist er und wie denk' ich mir ihn? Er ist nicht Kind, nicht Knabe, nicht Jüngling, nicht Mann, nicht Greis; nicht des einen und nicht des andern Geschlechts; nicht von diesem Körper, von diesen Seelenkräften, von diesen Willenstrieben; er ist — — ein Gebilde, das in der Luft flattert, eine wesenlose Gestalt, eine hirnleere Larve. — Doch sei es! Auch meine Phantasie weiß zu träumen. Auch sie weiß mit Schattenbildern, wie mit Wirklichkeiten, zu spielen; und so bleib' er denn, dieser Mensch! Aber ihm bloß das Dasein zu geben, ist wenig, ist kaum das halbe Werk eines Schöpfers; ich muß diesem Dasein auch Süßigkeiten, auch Freuden geben. Und welche also theil' ich ihm zu, damit er seinen Schöpfer nicht hasse, nicht freiwillig — aber leider umsonst! — dem Tode rufe, ihn zu vernichten? — Die mich beglückt, mich an's Dasein gekettet haben, sind für diesen Menschen undenkbar. — Ich sehe zurück in mein Leben. Welche Wonne fühlt' ich Knabe in der Anhänglichkeit an meinen redlichen Vater, an meine sorgsame Mutter! Bis wie tief in mein Dasein hinein genoß ich Jahr vor Jahr der Zufriedenheit, eine liebende einzige Schwester an diese Brust zu drücken, besuchenden edlen Brüdern entgegenzueilen, in frohen Abendgesprächen meine Kindheit mit ihnen zurückzurufen! — Das Geschöpf meiner Einbildung — weh' ihm! es steht allein in der Welt; es hört sich nie bei den theuren Namen des Sohnes, des Bruders rufen; es ist losgerissen von der Natur in ihren ersten, in ihren heiligsten Banden. Und die Liebe — was für Bande kann ihm die Liebe knüpfen? — Ich, als Jüngling, als Gatte, als Vater, welche Seligkeiten fühlt' ich bei dem Lächeln meiner Geliebten, bei den Umarmungen meines Wei-

bes, bei den Liebkosungen meiner Kinder! — Sie sind mir entrissen, und ich bejammerte sie; aber auch noch ihr Andenken ist Wollust; auch noch dies Andenken ließe der Greis mit allen Schätzen der Erde sich nicht aus dem Herzen kaufen. — Der immer dauernde, der unsterbliche Mensch; — er ist auch hier ein Verlassener; ihm lächelt nie eine Geliebte; an seinen Hals hängt sich nie eine Gattinn; um seine Kniee spielen nie die muntern Söhne, die holden Töchter. Er ist ein mürrischer düsterer Einsiedler, ein rauher, fühlloser Wilder. — Soll ich Beweis führen, Chevreau?

Ich sehe in Ihrem Gange Ihr Ziel. Sie fürchten Ueberfüllung der Erde.

Muß ich das nicht?

Sie helfen durch einmalige Bevölkerung ohne Zeugung, durch stillstehendes Seyn ohne Zuwachs.

Kann ich denn anders? — Ich zerstöre damit die ganze Natur des Menschen und aller ihn umgebenden Dinge; aber wissen Sie bessere Hülfe?

Ich? — Ich bin nicht Schöpfer, und kann Welten weder entwerfen, noch bauen.

So sind Sie Mensch, und können Mögliches vom Unmöglichen unterscheiden. — Antwort, nur auf die einzige Frage: Sollen in der Welt, die Sie wünschen, die Vortheile der jetzigen bleiben? Wollen Sie die theuren, seligen Bande erhalten wissen, wodurch Sie mit Ihren Eltern, Ihrer Therese, Ihrem Charlot zusammenhingen? Oder denken Sie nicht, wie Therese dachte, die den Ungewittern entfliehen wollte, aber im Arm des Geliebten? Sollen jene Bande lieber nie seyn, nur damit sie nie können zerrissen werden?

O Merville!

Sobald sie sind, ist ihre Hinfälligkeit unerlaßlich. Sie hatten in dieser Hinfälligkeit ihren Ursprung.

Aber so frühe, so grausam, so schrecklich zerrissen zu werden! —

Sie werden es spät, sanft, leicht, wo die Natur ungehindert fortwirkt. Ein hohes Alter und eine unmerkliche Auflösung liegen im Grundentwurf unsers Lebens; und wenn tausend und aber tausend Ursachen diesen Entwurf, vielleicht schon hoch hinauf in unsern Vätern, zerrütteten, so gehören zwar auch diese Ursachen zum Lauf der Natur, und können Anlaß zu neuen Klagen geben; aber man versuche es in Gedanken sie wegzunehmen, und es werden gleich traurige Folgen entstehen, als durch Wegnahme des Todes selbst. — Doch zurück, Chevreau, zu der ursprünglichen Klage, die nicht den frühzeitigen, nicht den schrecklichen Tod, sondern den Tod überhaupt traf! Auf der Höhe des Allgemeinen, zu der Sie selbst mich hinaufzogen, ist Licht; in der Tiefe des mehr Besondern herrscht Dunkel; und im Abgrunde des Einzelnen, Nacht. Die Seele verliert sich hier in der zahllosen Menge des Verschlungnen, und in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Verschlingung. Nur in der Nothwendigkeit, Güte, Weisheit allgemeiner Gesetze, sehen wir heller. — An dem Gesetz des Todes erkannten wir, hängt das Gesetz der Erzeugung; an der fortdauernden allmählichen Verminderung des Geschlechts, die Möglichkeit seiner fortdauernden allmählichen Vermehrung. Und so ist denn der Tod, wofür ich ihn gab: der erste, der größte Wohlthäter des Lebens. Denn nur durch ihn ist die Liebe da, die Schöpferinn unserer süßesten Freuden und unserer edelsten Vorzüge; nur durch ihn sind die einzelnen theuren Band

häuslicher Gesellschaften da, und das große der bürgerlichen Gesellschaft, die alle jene einzelnen Bande zusammenfaßt, und sie in Einen Knoten verschlingt; nur durch ihn ist jeder Vorzug des Geistes und Herzens da, der uns über den einsamen Wilden emporhebt, jede Verfeinerung und Veredlung durch Umgang, Wissenschaft, Kunst, jede sanfte, jede menschliche Tugend. — Erkennen Sie jetzt, wie wahrhaft schrecklich das Bessern an der Natur seyn würde, wenn es in unsern Kräften stände? Erkennen Sie das Verwerfliche und Strafbare des Stolzes, womit wir unsere so beschränkte, so ärmliche Einsicht gegen die unendliche Weisheit des Schöpfers setzen? Wir gehen aus mit dem redlichen Vorsatze zu bauen, und wir werden die fürchterlichsten Zerstörer; wir wollen das Leben unserer Geliebten retten, und wir nehmen ihm Alles, was des Rettens werth ist, bewaffnen uns mit einer Wuth, wie sie noch nie der Haß gehegt hat, und verfolgen es bis in seine ersten Keime, bis in das große Gesetz hinauf, wodurch wir Alle das Daseyn und jede Freude des Daseyns haben. — Ich schweige von der Unendlichkeit anderer Widersprüche, die sich mir darstellt, und frage Sie: ob wir nicht, wie unsere edle Freundinn, erröthen, in das Paradies, das wir verließen, zurückkehren, und um der zahllosen Freuden willen, die es uns darbeut, die Schrecken der Ungewitter ertragen wollen?

Chevreau, ohne zu antworten, sah mit starrem Blick auf den Boden; seine Vernunft schien gewonnen, aber seine Stirn blieb unerheitert. Merville erkannte, daß sich seine Freundschaft in dem Mittel, ihm zu helfen, vergriffen hatte; er erkannte, daß ein wundes Herz nicht durch Schlüsse, sondern durch Eindrücke, nicht durch Betrachtungen, sondern durch Empfindungen

geheilt wird; und schon trug er sich mit einem Entwurfe, den Tiefsinn des Unglücklichen auf eine andere, wirksamere Art zu zerstreuen. — Indessen hatte sich das Gewitter verzogen, die Wolken sich abgeregnet; Chevreau, eines Gespräches müde, das seine Wunden auf's schmerzlichste wieder aufgerissen hatte, eilte voll Ungeduld nach der Stadt, und der Greis hatte kaum noch Zeit ihm zu sagen, daß er an dem ersten geschäftsfreien Tage kommen und ihm eine Bitte vortragen werde, an deren Bewilligung seine ganze Zufriedenheit hange. Die Antwort, die er erhielt, war ein leiser Händedruck, und ein trübes, kaum merkbares Lächeln.

Mervillen's Entwurf war auf Chevreau's Reichthum und auf seinen Hang zum Wohlthun gegründet. Wie glücklich, sagte er zu sich selbst, könnte mein Freund durch die Großmuth werden, womit er der Thränen so viele trocknet, wenn nicht alle seine Wohlthaten durch die Hände von Mittelspersonen gingen, und er den Dank der Geretteten selbst, nicht bloß den Wiederhall dieses Dankes hörte; wenn er mit eignem Auge auf den bleichen Wangen und unter den nassen Blicken der Unglücklichen das erste Lächeln sich wieder bilden sähe! Zu edle Sinne bringen den einen Reichen, zu großmüthige Grundsätze den andern, um den schönsten Lohn ihrer Wohlthätigkeit. Die Herzensgüte meines Freundes kann Mittel werden, ihm die Liebe zum Leben zurückzugeben; aber er muß den Gegenstand seiner Wohlthätigkeit sehen, muß gerührt von ihm werden, muß ihn anfangen zu lieben: und damit nicht falsche Scham ihn zurückscheuche, noch Verdacht von erkünstelter Rührung ihm die Freude vergälle, muß der erste Gegenstand seiner Milde ein Kind seyn, ganz Unschuld, ganz unverdorbene Natur, eines Va

ters bedürftig, und vorbereitet, in Chevreau den zärtlichsten, liebreichsten zu finden.

Sie haben mich oft, sagte Merville, als er bei Chevreau den versprochenen Gegenbesuch machte, einen Jugendfreund nennen hören, den ich zärtlicher, als selbst meine Brüder, liebte, und der in der unglücklichen Schlacht bei Malplaquet fiel. — Er hatte mich sterbend zum Vormunde seines einzigen Sohnes ernannt, von dem Sie aus meiner Erzählung wissen, wie ich ihn als meinen eigenen behandelte, ihn unterstützte, versorgte, vermählte; und so urtheilen Sie denn, was ich fühlen mußte, als ich vor wenig Wochen aus der Hand seiner untröstlichen Gattinn diese Zeilen empfing: die letzten, die der Unglückliche schreiben konnte. — Auch Er gefallen? fragte hier Chevreau nicht ohne Rührung. — Lesen Sie! erwiederte Merville, und wandte sich seitwärts, um eine herabrollende Thräne zu trocknen. Ich soll seinem Sohne seyn, will er, was ich einst ihm war; aber, Chevreau — welche Verpflichtungen kann ich zitternder, ohnmächtiger Greis noch eingehen, der ich schon so nahe am Grabe stehe? Käm' es auf nichts an, als auf großmüthige Unterstützung eines Verwaisten, der vielleicht nur zu bald auch seine kränkelnde Mutter verliert, so wüßt' ich den Edlen, an den ich einzig mich wenden würde — Chevreau ergriff die Hand des Greises mit Wärme; — aber es kommt hier auf mehr, auf unendlich mehr an: auf einen väterlich denkenden Freund, an den das Herz des Unmündigen sich mit ehrerbietiger Liebe anschließen könne, der es nicht verschmähe, ihm einen Theil seiner Zeit zu schenken, um über seine Bildung, seine Sitten, sein Glück mit aufmerksamer Güte zu wachen. — Chevreau! Sie sehen meine Rührung und meinen Kummer. Ich

habe niemanden, auf dessen Herz ich diese Last von dem meinigen abwälzen könnte, als Sie. Junger, reicher, tugendhafter Mann! Wenn Ihnen die Ruhe meiner letzten Tage lieb ist; wenn Sie wollen, daß Merville zufrieden sterbe — — Aber ich Unbesonnener! wie kann ich Ihre Großmuth auffordern, noch eh' ich Sie wissen lasse, für wen? — Mit diesen Worten entfernte der Greis sich schnell, und ließ Chevreau in dem unangenehmsten Kampfe zurück zwischen seiner Gesinnung als Freund, und zwischen seinem Widerwillen gegen jede neue Verbindung mit Menschen; einem Widerwillen, den er vor sich selbst mit seinem Unvermögen zu entschuldigen suchte.

Nur zu bald für Chevreau kehrte der Greis zurück, und hielt an seiner Hand einen muntern, liebenswürdigen Knaben in Trauerkleidern. — Sieh hier, sagte er, Charlot, den edlen Mann, den ich dir zum zweiten Vater bestimme, den du bitten sollst, daß er es werde, dem du versprechen sollst, ihn innigst zu lieben und zu verehren, ihm seine Vatersorgen mit dem freudigsten Gehorsam, mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit zu erwiedern. — Chevreau, von dem Namen Charlot ergriffen, warf sich in einen Stuhl; und der Knabe, der schon mit der freundlichsten Offenheit ihm näher getreten war, kehrte schüchtern zu Merville zurück. Aber auf das erste freundliche Zureden des Greises wandte er sich sogleich wieder zu Chevreau, der jetzt in Thränen ausgebrochen war, bat ihn mit der gerührtesten Zärtlichkeit, nicht zu weinen, ließ sich auf seinen Schooß von ihm heben, und schlang die kleinen Arme fest um seinen Hals, indem er selbst unwillkürlich zu schluchzen anfing. — Von diesem Augenblicke an war stillschweigend ein zärtlicher Bund zwischen dem Manne und dem Kinde errichtet.

Es war natürlich, daß die Bekanntschaft mit dem Kinde
e mit der Mutter nach sich zog, die sich von ihrer Krankheit,
der eigentlicher von ihrem Grame, langsam erholte. Es war
eich natürlich, daß zwei Personen, die beide das zärtlichste
ndenken an den Gegenstand ihrer Liebe im Herzen trugen,
ch gegenseitig hochachteten, sich bald vertraulicher mittheilten,
re Seufzer und ihre Thränen mit einander vermischten. —
Welche Folgen dies endlich haben mußte, das darf man einem
eser wohl nicht erst sagen, der das Herz des Menschen kennt,
eil ihm selbst ein Herz in der Brust schlägt.

Neun und zwanzigstes Stück.

Fragment eines Gastmahls.

Die Alten schrieben gerne Gastmähler, unter denen das b
rühmteste und schönste das Platonische ist. Der Gegenstan
der darin behandelt wird, ist die Liebe: in jenem weitern Sin
des Worts, da es auch die Freundschaft, als die edelste A
der Liebe, mit in sich begreift. — Wie, wenn einst ein Neuer
der einige Funken von Platons Geiste hätte, uns mit eine
Gastmahl beschenkte, worin auf ähnliche Art das dichterisc
Genie behandelt würde? An der Wahl des Stoffs würde
wenigstens nicht liegen, wenn das Gegenbild zu weit hinter j
nem Vorbilde bliebe. Die schönen Rollen eines Agatho
eines Aristophanes, und wie die Theilnehmer des Gastmah
alle heißen, möchten sich finden; dem Genie eine feurige Lobre
zu halten, oder in einer drollichten Dichtung den Grund sein
Verschiedenheiten anzugeben, möchte so schwierig nicht seyn; al

wer würde so leicht sich an die Rolle eines Sokrates wagen? wer sich zutrauen, daß er mit gleichem Scharfsinne gleiche Phantasie und gleiche Grazie des Ausdrucks verbinden könne?

Ein verstorbener Freund, dessen Papiere so eben vor mir liegen, hat gleichwohl die Idee zu einem solchen Gastmahle gehabt, und hat sich darin weit genauer, als nöthig gewesen wäre, an sein Vorbild halten wollen. Ich vermuthe dieses aus der Rede eines Arztes über das Genie, die sich auf ein paar einzelnen verworfenen Blättern findet, und die sich gerade mit eben der Wendung, wie die des griechischen Arztes, Eryximachus, anfängt. Vielleicht weiß man mir es Dank, wenn ich dieses kleine Bruchstück, so sehr es auch nur erster Entwurf scheint, vom dem Untergang rette.

„Auf den ersten Unterredner folgte in der Ordnung, worin die Gäste saßen, der Arzt. Mein Vorgänger, sagte dieser, hat seine Rede vortrefflich angefangen und unsere ganze Erwartung erregt; ob er sie gleich vortrefflich beschlossen, und unsere Erwartung befriediget habe? darüber, meine Herren, urtheilen Sie Selbst!"

„Phantasie ist das Erste, was wir zum Begriff des dichterischen Genie's erfordern; und der Phantasie wird aller Stoff, den sie bearbeitet, von der Erfahrung geliefert. Ueber diese Sätze, von denen er ausging, sind wir ohne Zweifel ganz mit ihm einig. In den Träumen des Blindgebornen, sagte er sehr schön, werden Töne gehört, werden Körper gefühlt; aber Licht und Farben sind darin eher nicht, als bis durch die wohlthätige Hand eines Casamatta sich seine Augen dem Tage öffnen. Folglich, schloß er, ist jede Phantasie — des Dichters, wie des gemeinsten Menschen, — abhängig von der Empfindung;

sie kann nichts, als die Bilder, die ihr diese gab, anders und anders, es sei im Ganzen oder in Theilen, zusammensetzen."

„Diese letztere Behauptung ist es, die ich, nicht sowohl dem Sinne, als dem Ausdrucke nach, in Anspruch nehme. — Sie erwarten wohl nicht, daß Sie bei dieser Gelegenheit den Arzt in mir hören werden; und doch werden Sie dieses wirklich: denn eben aus meiner Wissenschaft, oder wenn Sie wollen, aus einer der Vorbereitungswissenschaften dazu, denke ich die Berichtigung dessen herzunehmen, was ich in jener Behauptung Irriges finde."

„Wenn ich von Zusammensetzung höre, so führt mich meine Einbildung in die Werkstätte eines mechanischen Künstlers, und das ist nicht die des Genies. Dort bleibt der Stoff, der bearbeitet wird, in seinen Elementartheilen ganz derselbige, ganz unverändert; und so läuft freilich die ganze Arbeit nur auf Trennen und auf Zusammensetzen hinaus. Bei Werken des Genies hingegen ist es hiemit durchaus nicht gethan; hier muß etwas weit Anderes, weit Höheres geschehen: etwas, bei dessen Ermangelung man zwar noch immer Erfinder, und ein sehr originaler seyn kann, aber sicher auch ein sehr elender, ein völlig genieloser ist."

„Sie alle, meine Herren, haben von jenem gehirnkranken Sicilianer, dem Fürsten von Palagonien, gehört. Wenn irgend Gedanken neu waren, so waren es die dieses Prinzen; aber wie ungeheuer, wie lächerlich, wie zurückstoßend in ihrer Neuheit — Und dies woher? — Weil eben dieser Prinz der größte und kühnste Zusammensetzer war, den es noch jemals gab. Der Löwe mußte ihm seinen Kopf, der Schwan seinen Hals, die Eidechse ihren Leib, die Ziege ihre Beine hergeben; und dies

Alles setzte dann der unbegreifliche Sonderling zu einer einzigen scheuslichen Chimäre zusammen."

„Aber, werden Sie sagen, hier waren auch alle Theile im Widerspruche: sie waren aus der ganzen Thierwelt ohne Zweck und Wahl zusammengerafft; und was da ihre Verbindung geben konnte, mußte freilich ein eben so widriges als unmögliches, ein der Natur völlig unbekanntes Ungeheuer werden. — Muß denn das immer so seyn? Muß denn jede Zusammensetzung nur fremdartige, unpassende Theile verbinden? — Ich fürchte, so lange sie bloß Zusammensetzung ist, muß sie es in der That: denn einmal gehören die Theile nicht zu Einem, sondern zu verschiedenen Ganzen; und wenn da ihre Verbindung auch nicht immer Ungeheuer, lächerliche oder zurückschreckende Fratzen giebt, so giebt sie doch sicher auch keine schönen übereinstimmenden Werke, keine echten Werke des Genies und der Kunst."

„Erinnern Sie Sich hier des berühmten griechischen Malers Zeuris! Um seine Helene*) zu bilden, versammelte er um seine Staffelei fünf der bezaubernden Schönheiten von Kroton: nicht, daß er sich eine von ihnen auswählte und die andern zurückschickte, sondern daß er die Reize, die unter sie einzeln vertheilt waren, alle in Eine Göttergestalt zusammenbrächte."

„Denken Sie einmal Selbst, meine Herren, was dieses hat werden können! — Von jener sanften, schlanken Chloe

*) Wenn man will, kann man für Helene auch Juno, und für Kroton, Agrigent setzen; denn die Erzählungen der Alten sind nicht übereinstimmend. Man s. Bayle unter dem Artikel: Zeuris.

nahm also der Maler die schöne Wölbung des Auges mit dem bescheidenen niedergeschlagenen Blick; von dieser kleinen, wollustathmenden Glycerion nahm er die halbgeöffneten, süßeinladenden Lippen; von jener königlichen, ehrfurchtgebietenden Danae borgte er die ernste Stirn und den schönen Rücken der Nase; von dieser muntern, niedlichen Daphne wählte er das feingerundete Kinn und das kleine schalkhafte Grübchen. — Was ihm die fünfte hat geben sollen, um das Gesicht zu vollenden, ob Augenbraunen, oder Wangen, oder Haarlocken, oder irgend sonst etwas: das bestimmen Sie Selbst!"

„Ich frage jede, auch die willigste Phantasie, ob es ihr möglich sei, alle diese Theile in Ein harmonisches Ganze zu fassen, und ob sie glaube, daß durch Verbindung derselben die beabsichtigte idealische Schönheit unter dem Pinsel des Malers hervorkommen werde? — Will man, statt des Gesichts, lieber die ganze Figur nehmen, und Nacken, Brust, Schultern, Arme, Füße von den versammelten fünf Schönheiten zusammenborgen, so ist mir das Eins. — Wahrlich! wenn diese ganze schöne Erzählung vom Zeuris kein Mährchen ist, als wofür ich nicht stehe, so hat etwas weit Anderes geschehen müssen, als die Erzählung besagt: so hat Zeuris die ausgewählten Schönheiten bloß gebrauchen müssen, um seine Phantasie zu begeistern, um sich in dieser Begeisterung ein Ideal zu formen, das von Allen borgte, und doch, bis in's Kleinste hinein, von Allen verschieden war: eine Analogie, die gleichsam alle jene Einzelnheiten in sich auflöste, sie mit sich verschmelzte, sie beibehielt, und ihnen dennoch ein ganz neues, eigenes Wesen verlieh."

„Sie sehen, daß ich Wort halte, und daß ich, mitten in der Wissenschaft des Schönen, den Arzt spiele: denn für Zu-

sammensetzung habe ich Ihnen Mischung untergeschoben, und aus einer mechanischen habe ich Sie in eine chemische Werkstätte geführt."

„Um hiemit noch zufriedener zu seyn, als ich hoffe, daß Sie schon sind, so wenden Sie jetzt Ihren Blick von dem Maler ab auf den Dichter! — Wie? Jener bewunderte, unnachahmliche Charakter eines Othello wäre im Grunde nichts, als ein Aggregat von einzelnen geschickt zusammengefügten Erfahrungen? Aus hie und da gesammelten Zügen der Eifersucht, theils selbst beobachtet, theils von Andern entlehnt, wäre das so herrliche, übereinstimmende, in sich selbst so vollendete und gerundete Ganze entstanden, das mit so lebendiger Kraft auf uns einwirkt? Nicht auch hier hätte ein Ideal müssen gebildet, eine Analogie müssen geschaffen werden, in welcher sich alle jene Erfahrungen auflöst, und so durch innige Mischung ein neues, die Natur übertreffendes, und doch der Natur so höchstähnliches Werk geliefert hätten?"

„Doch auch das scheint mir noch irrig, daß ich den Dichter seinen Stoff nur immer von außen erhalten, ihn bloß Andere beobachten, und durch Verschmelzung dieser Beobachtungen sein Werk hervorbringen lasse. Wie, wenn Shakespear die meisten und die herrlichsten Züge seines Othello eben dadurch gefunden hätte, daß er freiwillig seine eigene Seele zur Eifersucht stimmte, daß er die Symptome derselben sich nicht bloß dachte, sondern sie ursprünglich in seinem eigenen Innern entstehen ließ? — Fremde Erfahrungen, vielleicht nur sehr wenige, aber auffallende, wesentliche, reichhaltige Züge, hätten dann seine so warme, regsame Phantasie gleichsam nur angeschwängert, hätten ihm nur einen Keim zum Ausbilden gegeben, und

er wäre selbst dieser Othello, dieser traurige Raub der schrecklichsten unter den Leidenschaften geworden: indem er denn doch — was eben die unterscheidende, unbegreifliche Gabe des Genies ist — mitten in dem selbsterregten Sturme der Leidenschaft, alle Besonnenheit, alle Scharfsichtigkeit des Beobachters erhalten hätte."

„Wenn ich eben hier, wie ich kaum zweifle, das Wahre traf, so genügen mir nun, zum Bilde für die Wirkungsart des Genies, auch die chemischen Kräfte nicht mehr; ich springe von ihnen ab auf organische Kräfte. Weg mit dem Gedanken an eine bloße Werkstätte, wo nur todte Stoffe bearbeitet oder verwandelt werden! Das Genie ist mir nun etwas weit Vollkommneres, weit Edleres: es ist mir für die geistigen Erzeugnisse das, was die Mutter des weiblichen Thiers für die körperlichen ist. Die Erfahrung thut weiter nichts, als daß sie einen Keim zur Empfängniß hergiebt, oft einen sehr geringen, unansehnlichen Keim; augenblicklich werden im Innersten des Genies alle Kräfte zum Leben geweckt; ein Ueberfluß mannichfaltiger Elementarstoffe drängt sich hinzu, um den Keim zu schwellen, zu entwickeln, zu nähren, ihn nach und nach, aber unausgesetzt, bis zur endlichen Vollkommenheit fortzubilden. — Auf welche Art dieses geschehe? darüber hängt auch hier, wenn gleich kein so dichtes, wenigstens ein ähnliches Dunkel, wie über der körperlichen Erzeugung; ein Dunkel, das nur derjenige ganz durchblickt, der aller Kräfte Vater, in der unsichtbaren, wie in der sichtbaren Natur ist."

Dreißigstes Stück.

Das Irrenhaus.

Friedberg war noch sehr jung, als ihm schon seine vorzüglichen Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptstadt erwarben. Sein Vater, ein würdiger Landgeistlicher, der selbst der erste Lehrer dieses einzigen Sohnes gewesen war, und der nachher an die Bildung desselben alles das Seinige verwandt hatte, ließ sich weder die Weite der Reise, noch die Schwachheiten des Alters abschrecken, ihn zu begleiten. — Ich muß doch sehen, sagte er, wo er bleibt, und muß ihm noch einen letzten Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken theurer mache. Er selbst wird einmal ein desto liebreicherer Vater werden, je eines liebreichern er sich zu erinnern hat. Und so riß er sich, mit ihm zugleich, aus den Armen der Mutter.

Sie besahen, nach ihrer Ankunft, die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch den Tag vor der Rückreise des Vaters gingen sie in die öffentliche Anstalt für Wahnsinnige und Rasende.

Die mancherlei schreckensvollen Auftritte, die sie hier fanden, wirkten auf den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr als Alles rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemals ein Mann von Ansehen und Verdiensten gewesen war, und jetzt in Allem, was er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, und zuletzt auch um seine Vernunft gekommen; und zu jedem Puncte dieser Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit bestätigen wollte. Vormals, fuhr der Aufseher fort, hatte er Augenblicke, wo er seinen Zustand inne ward; und dann bat er Gott mit einer Wehmuth, die selbst mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen: jetzt hat er nun dieser Augenblicke nicht mehr; der Kummer um seine Vernunft hat sie selbst völlig in ihm ertödtet. Auch dies bestätigte der Greis mit einem freundlichen Winken, und sah dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bei ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel. —

Der Sohn ging stillschweigend an der Seite des Vaters, bis sie wieder in ihrer Wohnung waren. — Großer Gott! rief er dann aus, wie entsetzlich ist doch das Schicksal, seine Vernunft zu verlieren! Noch nie, weil ich denken kann, hab' ich diesen Schauder, diese Vernichtung in mir empfunden. — Zu seyn und doch nicht mehr zu seyn! Bei aller Blüthe des Lebens ein bloßer athmender Leichnam zu werden, der bloße umherirrende Schatten einer abgeschiedenen Seele! — Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewußtsein unser selbst besteht; was ist dann der Verlust

dieses Bewußtseins, als Tod, als Vernichtung? — Und selbst das Verfahren mit diesen Elenden! wie man sie aus der Zahl der Lebendigen ausstößt, sie einkerkert, vergräbt; behandelt, als ob sie nicht da wären, nicht hörten! Wie man in ihre Gegenwart tritt und ihre Leiden erzählt, indeß sie ruhig dasitzen und lächeln; nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einst ein edler Mann war, und nun dahin ist!

Er schwieg einige Augenblicke, und ging umher, eh' er fortfuhr: O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daß ich *war*, wenn ich erwog was ich *werden* könnte.

Und doch, nahm hier der Vater das Wort — so sehr der Zustand dieser Elenden auch mich gerührt hat; — in der Vorstellung ist er schrecklicher, als in der Empfindung. — Kann der Mangel des Bewußtseins für den noch Elend seyn, der es verlor?

Das nicht. So wenig, als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da ist, oder zurückkehrt, dieses Bewußtsein? wenn der Elende Gott mit Thränen um seinen Tod bittet; oder, gleich Jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, dessen untere Zweige noch grünen, und mit Erschütterung ausruft: Er stirbt von oben!

Mäßige deine Empfindungen! sagte der Vater. Du denkst dir das Bewußtsein dieser Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren sind ihre zu geschwächten, zerrütteten Seelen wohl nicht mehr fähig. — Und wären sie ihrer fähig: — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn der Kranke nicht mehr fühlt, daß er leidet. Es wäre Hoffnung zum Leben.

Hoffnung! — ah, ich fürchte: wie auf dem Gange zum

Hochgerichte; ein matter, trüber Schimmer von Hoffnung! — Und die Furcht, die sich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das sagen will: seine ganze Kraft so gehemmt zu fühlen! nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verschwinden mit zuzusehen! um dem Verlöschen dieses göttlichen Funkens mit zuzusehen, der unsere Würde, unsere ganze Seligkeit ausmacht! in dem tödtlichsten aller Gedanken nicht bloß das Ziel seines Fortgangs zu denken, auch sein Zurücksinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab; Gott! Gott! welch Gefühl muß das seyn — Und wenn nun das vollends einen Mann trifft, der sich näher an den Gipfel hinangearbeitet hatte; wenn so ein Mann nun in die entsetzliche Kluft schaut, die sich unter ihm aufthut, wenn er seinen Fuß schon ausgleiten fühlt, den Boden schon vermißt, der ihn tragen könnte: — o, ich seh' ihn! ich seh' ihn — noch hängt er mühsam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit aller Kraft seines Wesens, sich neuen Schwung zu geben; — umsonst! umsonst! Sein Gewicht zieht ihn tiefer und immer tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung giebt er sich auf, und verschwindet. — — Sie sprachen von schwächern von dunklerm Bewußtseyn? Und wenn dies auch beim Erwachen derer wäre, die nur Kinder, nur Schwachsinnige wurden; was wird's bei denen seyn, deren wildes, tobendes Blut man nur mit Ketten bändigt? Werden auch diese, wenn sie erwachen — —

Er schwieg von neuem, und auch der Vater saß nachdenkend und traurig; denn er hatte schon den Schmerz des Abschieds im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von seinem Sohne, überdachte die Gefahren, die ihn um

ringen würden, sein noch so jugendliches Alter und das rasche Feuer seines Charakters: und alles das, mit den Eindrücken zusammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte sein ganzes Herz mit Wehmuth.

Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichste unter dem Schrecklichen genannt; was müssen Wahnsinn und Raserei seyn, wenn diese jenen zur Wohlthat machen? — Und im Grunde: was heißt auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schicksal Aller ist, die geboren wurden; wenn es oft nur auf uns, auf die Größe unserer Seele ankommt, daß es zu unserm letzten, herrlichsten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühllosen Leichnam ausgestreckt sieht, mit Gedanken seines eigenen Todes an seine Brust schlägt, und wir dann, den Augen der Menschen entnommen, in ewiger Ruhe schlummern: o, wie wenig, wie nichts ist denn das! wie nichts gegen jenen schrecklichern Tod, wo in so mancher Seele das Mitleiden Verachtung, stolzer Spott über den Unglücklichen wird; wo sich so gar nichts thun läßt, das unser Elend ehrenvoll mache; wo man oft im Grabe wieder lebendig wird, um den Gräuel seiner Verwesung zu sehen!

Deine Bilder werden gräßlich, sagte der Vater.

Uebertreib' ich sie aber? — Das Elend der Menschheit, in seinen tausend und tausend Gestalten, steht vor mir; aber in keiner seh' ich es so schwarz, so furchtbar, so meine ganze Natur erschütternd.

Weil jetzt diese eine Gestalt hervorspringt; weil sie beleuchteter ist. — In Augenblicken lebhafter Theilnahme verbleicht und verschwindet jedes andere Bild, und immer scheint das Eine, das in voller Gluth seiner Farben dasteht, das einneh-

mendere oder das grausenvollere. — Wie, wenn ich selbst dir ein Elend nennen könnte, das weit, weit über dieses wäre?

O verschweigen Sie's, bitt' ich.

Du schlossest von den Schrecknissen des Todes auf die größern des Wahnsinns, weil dieser jenen wünschenswerth macht; schließe weiter auf die noch größern des höchsten Elends, wo wieder Wahnsinn als Wohlthat erscheint. Oder, wenn du glaubst daß ich zu viel sage; wirf einen Blick auf die Lasterhaften, die dem Greis, ihrem Vater, dessen Schicksal dir so an's Herz ging dieses Schicksal bereiteten! Wenn sie nun früher oder später aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den sie bewirkten, die ganze Unmöglichkeit des Ersatzes, die ganze schreckliche Zerstörung ihrer eigenen Kräfte erblicken; wenn sie, mit Fluch und Schande bedeckt, sich selbst ein Abscheu leben, und auch die Aussicht in die Ewigkeit, die sonst der Elenden letzter Trost ist, sich ihnen verfinstert: — sprich! wird nicht ihr Erwachen schrecklicher seyn, als das Erwachen des Rasenden auf seinem Strohlager, in seinen Ketten? wird nicht jener fortdauernde zwar schreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor dessen Wiederkehr jene Unglücklichen, als vor ihrem einzigen Uebel, zittern?

Wahr! wahr, mein Vater! — Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.

Und doch widersprach ich dir allzurasch. Denn auch dieses Elend ist Wahnsinn. — Prüfe nur den Grund deiner Pflichten! Sind sie Gesetze eines eigennützigen Obern, der durch deine Unterdrückung gewinnt? eines schadenfrohen Tyrannen, der sich Gelegenheiten zu Strafen durch sie bereitet? Oder sind sie in dem wesentlichen Zweck deines Daseins, in der höchsten Bestimmung deiner Natur gegründet?

Das Letzte; gewiß das Letzte! Sie sind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer selbst nicht aufheben kann, ohne daß er vorher meine Natur zerstöre.

Nun dann! So ist denn die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewußtsein unser selbst, unserer Bestimmungen, Verhältnisse, Kräfte. Und ihr Entgegengesetztes, das Laster? — was wird es seyn, als eine fortwährende Abwesenheit dieses Bewußtseins? als eine Verfinsterung der Seele, die dann und wann ein lichter schrecklicher Augenblick unterbricht? Frage auch nur das Urtheil der Welt! Sie giebt dem Laster alle Namen des Wahnsinns, von den ersten leichtern Thorheiten an bis zu den letzten wildesten Ausbrüchen der Wuth; und ihre Behandlung der einen Gattung von Rasenden ist, wie die Behandlung der andern. Sie verschließt sie, fesselt sie, züchtiget sie; oder wenn sie sie frei läßt, so wandeln die Elenden umher, gleich jenen unschädlichen, ruhigern Wahnsinnigen, die der feinere, edlere Mensch bejammert, und die der Pöbel verspottet. — Du stehst in Gedanken, mein Sohn?

O mein Vater! — Sie geben mir für das Laster einen Gesichtspunct — —

Sieh, das wünscht' ich. Ich wünschte, die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilsam zu machen. — Daß wir für jene Unglücklichen zitterten, das war so fruchtlos für uns, wie für sie: denn am Ende war unser ganzer Gewinn, daß wir ein menschliches Gefühl hatten; aber sage: welch ein Gefühl! Von jener demüthigenden niederdrückenden Art, die unsere ganze Thätigkeit ungereizt läßt, und die es vielleicht besser ist nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier sehen wir uns im Reiche der

Freiheit, und unsere Kräfte finden ihr Spiel: wir können gegen den Tyrannen, das Schicksal, nichts; aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, Alles. Und so laß uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn ist; lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meinst du nicht, daß uns das Elend des Lasters in eben dem Grade mehr erschüttern sollte, in welchem es furchtbarer ist?

Es ist vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bei der Nacht; weniger vor dem offnen Feinde, als vor dem Meuchelmörder.

Wahr gesagt, völlig wahr! Aber setze dieser Bemerkung eine andere zur Seite: was vor dem Einbruche des Uebels die Schrecken desselben mindert, das macht sie, nach dem Einbruche, größer. — Sich selbst als Urheber seines Elends denken! selbst das Ziel seines Hasses, der Gegenstand seiner Verwünschungen seyn! wie grauenvoll, wie entsetzlich ist das! — Und dieses eingesehen; wozu soll deine Bemerkung uns führen? Daß wir sorglos, mit halbgeöffneten Augen hinträumen, des Weges, den wir wandeln, nicht inne werden, und so uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder daß wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen sich der Pfad des Lebens hinschlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die rings umgebenden Gefahren mit Wachsamkeit, mit Stärke der Seele rüsten? — Komm auf die Bilder zurück, die dich so mächtig erschütterten! Setze dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der schon die ersten Anlagen zum Wahnsinn, die ersten Anwandlungen der Wuth, in seinen trüben Abwesenheiten, in seinen wilden Krämpfen bemerkt! Sieh in diesem Zustande eine Möglichkeit, dich zu retten, und sage: wird

icht alle Begehrungskraft deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglichkeit zu verwirklichen?

O Gott! —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen, hat seine Anwandlungen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern! Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüme der Leidenschaften. Jenes deutliche, volle Bewußtsein unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen also schon öfter seine Begierden über die Gränzen der Mäßigung rissen; wer schon mehrmal in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaß, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinn des Lasters, so viel näher, als andere Menschen.

Der Sohn verstand nur allzuwohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens, und mehr als Eine Ausschweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort: welche Mittel hat der Jüngling in seiner Macht, der kalten Vernunft über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenschaften den Sieg zu sichern? — Eine Vernunft, die mit solchem Ansehen, solcher Uebermacht herrscht, daß auf ihren ersten Ruf alle Begierden schweigen und sich ehrerbietig zurückziehen, ist sicher möglich, ist in den Besten und Edelsten des Menschengeschlechts wirklich; aber sie ist Vorrecht des schon reifen, ausgebildeten Weisen, nicht des noch reifenden, in der Bildung erst begriffenen Jünglings. In diesem herrscht mit Uebermacht die Phantasie, die Empfindung; und das Beste, ja vielleicht Einzige, was er zu seiner Sicherung

thun kann, ist: eben mit Phantasie und Empfindung seine Vernunft so zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinsten, zartesten Gefühlen des Herzens so zu verschlingen und zu verketten, daß auf den ersten, nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all ihrer Stärke, all ihrem Feuer zu Hülfe kommen. — Es giebt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerrissen oder empörten: und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen, sich selbst es schwören, daß man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel seyn wolle — o mein Sohn! das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser ganzes Leben haben. Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt: und der herzzerreißende — steht uns bevor — morgen — wenn wir zum letzten Male — beim Abschied —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältigt, warf sich mit lauten Thränen ihm in die Arme. — Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frei ward, schwur er ihm an seinem Herzen den Eid: daß die Erinnerung dieses Tages ihn nie verlassen, daß sie ihm eine stete ehrwürdige Erweckerinn zur Tugend seyn sollte: und dieser Eid blieb ihm sein ganzes Leben lang heilig. Oft, wenn die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbrauste, erschien ihm plötzlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf seiner Wange; er hörte noch den sanften, schmelzenden Ton seiner Stimme, fühlte noch den warmen, liebevollen Druck seiner Hand: und keine Leidenschaft, wie ungestüm sie auch war, vermochte etwas gegen die Kraft dieser Erinnerung.

Ein und dreißigstes Stück.

Zwei Gespräche.

Erstes Gespräch.

Nein! sagte der große Tonkünstler Graun zu dem noch größern Mathematiker Euler: die bloße Kenntniß der Regeln der Harmonie macht's nicht aus; mit ihr allein ist man kein Meister. Müßten sonst nicht Sie, der Sie jene Regeln so gründlich inne haben, einer unserer größten Tonsetzer seyn?

Und wie, wenn ich's wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunst nicht geübt; ich muß es versuchen. — Sie gaben sich das Wort, beide auf einen bestimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer, nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd, sangbar, voller Geist und Gefühl; man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach den Regeln untadelhaft; aber unsangbar, steif, ohne die mindeste Anmuth: man war froh, als er die letzte Note anschlug.

Nun? fing der Tonkünstler mit einem kleinen bescheidenen Triumph an: so wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, so bin ich doch kühn genug, daß ich Sie Selbst zum Richter nehme; Sie, der Sie das Gute wenigstens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, sagte der Mathematiker, indem er seine Noten zerriß: mit der Kenntniß der Harmonie ist's nicht gethan; aber — freuen muß ich mich, daß mir meine List so geglückt ist. Ich bin Freund von Musikalien, die niemand als ich allein besitze; abgeschmeichelt hätte ich Ihnen dieses neue reizende Stückchen schwerlich; so habe ich's Ihnen abstreiten wollen. — Der Tonkünstler lachte, und schenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei diesem kleinen freundschaftlichen Wettstreit waren, durch Zufall, ein paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von Graun, der andere ein Schüler von Euler, zugegen. — Sie sehen, sagte der junge Tonkünstler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortging, wie unnütz für unsere Kunst Ihre mathematische Theorie ist.

Unnütz? fragte der Mathematiker. Das sehe ich nicht.

Unnütz in jeder Absicht, mein Herr. Denn für's erste hat sie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird und kann keins hervorbringen — —

So wird sie's doch führen, erleuchten.

Auch das nicht. —

Hat denn Ihr Meister nicht Theorie?

Allerdings! Trotz dem Besten! — Aber ich behaupte, er würde nichts schlechter seyn, wenn er auch keine hätte. Mit diesem feinen, zärtlichen, richtigen Sinn, womit er geboren ist dieser Kenntniß der besten Werke vor ihm, dieser vieljähriger

Uebung, würd' er Alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können.

Die leichtern, einfachern Werke vielleicht. Aber auch die schwerern, vollstimmigern Werke?

Alle. Alle. — So wie man in der Tonkunst ohne Gehör, Uebung, Kenntniß der Muster, nichts vermag, so vermag man mit diesen Erfordernissen Alles. Ja, Gehör allein, mit einer warmen, innigen Empfindung verbunden, muß schon genug seyn. Wie wäre sonst der erste vortreffliche Tonkünstler entstanden?

Vortrefflich, mein Herr, ist ein Verhältnißbegriff. Für seine Zeiten vielleicht war jener erste Tonkünstler vortrefflich; für unsere Zeiten wird mehr erfordert. Jetzt bedarf das Genie der zwiefachen Bildung, die ihm Muster und die ihm Unterricht geben.

Bedarf ihrer? Dann ist es nicht mehr Genie.

Warum nicht?

Das Genie, mein Herr, ist eine lebendige Flamme, die ihr Licht, wie ihre Hitze, in sich selbst hat; eine schöpferische Kraft, deren Werke — —

Ja ja! sagte der Mathematiker, der diesen schneidenden, absprechenden Ton eben nicht liebte; das Genie, wie ich wohl sehe, ist eine Ausnahme von den Regeln der Natur, ist ein Wunder. — Kann ich's Ihnen doch zugeben, daß nicht allein das Genie, daß überhaupt jeder Tonsetzer unser entbehren könne! Darum hat noch immer unsere Theorie ihren Werth.

Für wen? — wenn sie für uns keinen hat.

Für uns selbst.

Sonderbar! Die Theorie einer Kunst soll für die Kunst selbst entbehrlich, und soll dennoch schätzbar seyn?

So gut, wie die Sternkunde es ist. Obgleich die Gestirne selbst, zur Erfüllung ihres harmonischen Laufs, ihrer ewig entrathen könnten.

O die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne sie könnte weder Schifffahrt, noch Zeitberechnung — —

Was Schifffahrt und Zeitberechnung! Lassen Sie weder Schiffe, noch Almanache, noch Uhren, noch irgend etwas, wozu Sternkunde nöthig ist, in der Welt seyn: sie bleibt dennoch, was sie ist, eine der ersten, der vortrefflichsten Wissenschaften.

Wie? Ohne zu nützen?

Was verstehen Sie unter Nützen? — Oder, um kürzer davon zu kommen: wozu glauben Sie, daß die Musik nützt?

Himmel! Wozu sie nützt? Die Musik? — Ist sie nicht von allen angenehmen Beschäftigungen, die von Menschen erfunden worden, die edelste? feinste?

So denkt von seiner Kunst jeder Künstler.

Aber nur Einer mit Recht.

Das fragt sich. — Doch genug, daß Ihnen angenehm und nützlich nicht sehr weit aus einander scheinen; und in der That sind sie's auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunst nun ist darum schätzbar, weil sie auf eine angenehme Art Ihre sinnlichen Empfindungskräfte beschäftigt. Nicht wahr?

Allerdings! Und zwar die höhern, feinern, edlern Empfindungskräfte.

Wohl! Mir ist wieder die meinige, nach allen ihren verschiedenen Theilen, schätzbar, weil sie meine Vernunft, und als eine Kraft meiner Seele beschäftigt, die doch, hoff' ich, auch zu den höhern gehört, und die wohl so viel als jede andere werth ist. — Wollen Sie, statt Beschäftigen, etwas Anderes sagen

das natürlicher Weise daraus entspringt: Bilden, Erhöhen, Erweitern; ich bin's zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöhet, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; die mathematische Theorie derselben bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunft. — Mit andern Worten: Diese Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren innern, von andern Künsten unabhängigen, Werth hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich seyn; was kümmert das mich?

Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine Phraseologie plötzlich ausging: wenn Sie sonst nichts als Beschäftigung Ihrer Vernunft suchen, so sollt' ich denken — —

Was?

Ich sollte denken: es gebe der andern Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannichfaltige — —

Daß wir dieser entbehren könnten?

Das meint' ich.

Jene andere Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr Eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und bilden müßte, von je mehrern Seiten und je mannichfaltiger sie geübt wird? Wie, wenn eben deswegen — — Doch da sind wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl!

Zweites Gespräch.

Sie geben der Kritik einen hohen Werth — sagte einst zu unserm bescheidenen Moses Mendelssohn ein junger selbstgefälliger Dichter.

Aber doch keinen zu hohen, hoff' ich. Sie ist Philosophie über den Menschen, und ist als solche zu der ersten, der wichtigsten unserer Kenntnisse gehörig.

Von dieser Seite freilich — —

Kennen Sie an ihr eine andere? — Entweder will sie dem Dichter zeigen, wie er seinen Zweck zu vergnügen, zu gefallen, erreichen kann; oder sie will ihn über die Beschaffenheit des Gegenstandes erleuchten, den er bearbeitet. In beiden Fällen entwickelt sie ihm die Natur des innern, des sittlichen Menschen.

Hat denn aber nur diesen die Dichtkunst zum Gegenstande?

Zum Gegenstande, dem sie gefallen will, immer; zum Gegenstande, den sie bearbeitet, nicht nur oft, sondern in allen ihren besten, ihren genievollsten Werken. Immer kommt die Kritik auf den Menschen hinaus; und diesen, bis in seine feinsten Eigenheiten und Schattirungen, zu kennen — —

Ist wichtig; ich gestehe das zu. Nur, ob sich die Kritik nicht unnütze Mühe giebt, wenn sie mit ihrem Unterrichte, statt an den Sittenlehrer, sich an den Dichter wendet; ob diesen unterrichten zu können, nicht eine stolze Anmaßung ist, von der sie wohl thun würde, zurückzukommen — —

Ich sollte nicht denken.

Sie halten also wirklich die Kritik für Lehrerinn des Ge-

nies? — Ich habe bisher geglaubt, daß sie nur seine Schülerinn sei.

Das Wahre wird wohl seyn: sie ist beides.

Schülerinn ganz gewiß, ganz unläugbar.

Nun ja! —

Denn sicher hat sie Alles, was sie weiß und was sie nun zu lehren sich das Ansehen giebt, einzig und allein von den Genies.

Ich glaube fast selbst. — Nicht zwar, als ob die große Schule der allgemeinen Lehrerinn, der Natur, ihr verschlossen wäre; aber sie findet es für sich vortheilhafter, lieber die des Genies zu besuchen. In jener großen Schule tönen der Stimmen so viele Tausende durch einander, daß jede einzelne zu unterscheiden und zu verstehen unendlich schwer ist. Das Genie mit seinem höchstfeinen, höchstglücklich organisirten Sinne hat die einzelnen Stimmen herausgehört, hat sie vollkommen gefaßt; giebt den erhaltenen Unterricht wieder, und giebt ihn in der vernehmbarsten Sprache, mit den deutlichsten Tönen wieder. Kein Wunder also, daß die Kritik, um sich zu belehren, lieber diese eingeschränktere Schule, als jene unermeßliche wählt.

Und wenn sie nun diese Schule verläßt, wird sie Lehrerinn ihres Lehrers, unterrichtet ihn mit seiner eigenen Weisheit. Nicht wahr?

Wenn er schlummert und fehlt; warum nicht? — Aber hat sie denn nur in dieser Einen Schule gesessen? — Wie, wenn sie schon vorher eine Menge anderer durchwandert wäre, noch täglich neue besuchte, in allen aufmerkte, lernte, das Gelernte vergliche, sich das Wahrste, Fruchtbarste, Beste herausnähme? Wär' es nicht da sehr möglich, daß die Schülerinn mit allen Ehren auch einmal Lehrerinn würde? — Oder muß vielleicht

das Genie, in jedem Augenblick seines Wirkens, Genie seyn? muß es die Stimme der Natur nie verhören, nie mißverstehen, sondern, weil es so Vieles faßt, gleich Alles und Alles fassen?

Das behaupt' ich nun nicht; aber gleichwohl — Genie zu seyn, und Unterricht anzunehmen! Von der Kritik!

Sagen Sie lieber: von andern und von höheren Genies. Denn nach Ihrem eigenen Ausspruche, weiß ja die Kritik Alles, was sie weiß, nur von diesen.

So wendet das Genie sich lieber unmittelbar an diese; wozu an jene? — Daß das Studium guter Muster, wenn auch nicht ganz unentbehrlich, doch immer sehr nützlich sei, räume ich ein. Nur das Regeln-Annehmen scheint mir zu klein, zu erniedrigend für das Genie.

Sollten Sie hier nicht in einen Widerspruch fallen?

Ich? — Und wie das?

Sie geben das Studium der Muster nach; und nun muß ich Sie fragen: Was sucht denn das Genie in den Mustern? Sucht es etwas anders, als Regeln? — Denn daß es kommen sollte, um zu rauben und zu plündern, will ich nicht hoffen.

Das thun nur Stümper, nicht Meister.

Sehr recht! — Also will das eine Genie dem andern nur gewisse Vortheile abmerken, sich nur gewisse Beobachtungen abziehen, die es künftig bei seinen eigenen Werken anwenden und nutzen könne. Meinen Sie nicht?

So ungefähr. —

Und wenn es nun diese Vortheile oder diese Beobachtungen klar genug denkt, um sie in Sätze zu fassen; werden sie ihm nicht da, gleichsam unter den Händen, zu Regeln? — Wenn also das Studium von Mustern dem Genie nicht zu klein ist,

so kann ihm auch unmöglich das Regeln-Annehmen zu klein seyn.

Aber es findet sich diese Regeln schon selbst. Was bedarf es dazu der Kritik?

Verzeihen Sie! Wenn nur nicht das Genie, wie Sie mich fast befürchten lassen, für allen Umgang mit der Kritik zu vornehm ist — und das sind doch sonst die Großen nicht, wo es auf ihren Vortheil ankommt; — so, dächt' ich, könnt' es hier von der Willfährigkeit der Kritik guten Nutzen ziehen. Auf das Absondern, das Hinaufsteigen zum Allgemeinern, das zum Regeln-Bilden so nothwendig gehört, versteht sich diese Tochter der Philosophie unstreitig ein wenig besser. Und wenn also das Studium der Muster, zum Erkennen der Regeln der Kunst, seinen Nutzen hat; so wird, sollte ich meinen, ein Aristoteles, neben dem ersten griechischen Tragiker, ein Home, neben dem ersten brittischen aufgeschlagen, ein ganz brauchbares Buch seyn. — — Ich hatte, da Sie hereintraten — wo ließ ich's? — ein Stück in der Hand — —

Das hier vielleicht. Nicht?

Eben das. — Haben Sie's schon gelesen?

O, nicht gelesen — verschlungen!

Es hat wirklich der Schönheiten nicht wenig.

Das sollt' ich denken!

Es könnte mehrere haben. — Der Verfasser, sieht man, hat seinen Shakespear gelesen, mit Inbrunst, mit Entzücken gelesen.

Er weiß ihn auswendig.

Und doch hat er, meines Bedünkens, ihn lange noch nicht genug gelesen.

Andere glauben dagegen: zu viel.

In gewissem Sinne glaub' ich das auch. — Er hat ihn zu viel gelesen, weil man so oft auf Dinge stößt, die an ein roheres, ungebildeteres Zeitalter erinnern, als das unsrige ist. Er hat ihn zu wenig gelesen, weil er gewisse Vollkommenheiten übersehen hat, deren Kenntniß und Anwendung sein eigenes Werk ungemein würde verschönert haben. — Wie wünscht' ich, er hätte auch den Home gekannt, oder sich seiner erinnert!

Nun? Würde der ihn gelehrt haben, wie er es besser machte?

Gewiß! Nur müssen wir uns über dieses Wie recht verstehen. — Die Kritik kann dem Genie keine Arbeit abnehmen, auch nicht die kleinste; sie kann ihm eben so wenig den erfinderischen Geist, die Herzenswärme, die Macht über die Sprache, in höherm Grade mittheilen, als es sie selbst schon hat. Alles was sie vermag, aber glücklicher Weise auch Alles, was das Genie bedarf, sind Winke, Warnungen, Fingerzeige. — Unserm Verfasser, zum Beispiel, wenn er anders für guten Rath empfänglich ist, würde Home weiter nichts gesagt haben, als: Freund! deine Leidenschaften sprechen zu viel von sich selbst; das ist, meines Wissens, nicht ihre Art; beim Shakespear sprechen sie lieber von ihrem Gegenstande. — Dies gesagt, würde Home bescheiden zurückgetreten seyn; und die wahren Reden zu finden, wäre dann Sache des Dichters geblieben.

Ich gestehe: wie Sie Sich jetzt erklären — —

Hatt' ich mich schon anders erklärt? — Erfinden, eingeben, in die Feder sagen, wird die Kritik nichts; und wenn sie das auch könnte und wollte — —

So würde das Genie sich's verbitten.

Natürlich! Weil es immer lieber selbst denkt, als sich vor-

enken läßt. Dies ist seine Art überall: auch wo nähere Belehrung, wie in der Mathematik, auf das vollkommenste kann gegeben werden. Der flüchtigste Leser geometrischer Werke ist immer der große Geometer selbst. Lehrsatz und Figur, die sind Alles was er bedarf; den Beweis, wenn er ein Euler ist, weiß er ohne Anleitung zu finden. Vielleicht auch, wenn er kein Euler, wenn er nur ein Abraham Wulff ist.

Wer ist dieser Abraham Wulff?

Einer meiner jüdischen Freunde. Kein eigentlicher Gelehrter, aber ein Mann von ungemeinem Talent für Mathematik. — Einst fragte er mich um den Beweis eines nicht leichten geometrischen Satzes; ich zeichnete die Figur: aber noch war ich mit den Hülfslinien, die ich zur Führung meines Beweises nöthig hatte, nicht völlig fertig, so schrie er vor Freuden auf, dankte mir wie für eine erwiesene Wohlthat, und war verschwunden.

Kann man ihn kennen lernen, den Mann?

O ja! durch Lessing.

Durch Lessing? Der ist ja nicht hier.

Aber sein Nathan ist hier. Lesen Sie die Rolle Al-Hafi's, und Sie haben von meinem guten Abraham Wulff, der ihm wirklich zu dieser Rolle gesessen hat, den ganzen Charakter, die ganze Seele. An dem äußern Ansehen des Guten, Wilden, Edlen, wie Nathan seinen Al-Hafi nennt, kann Ihnen nicht liegen.

Zwei und dreißigstes Stück.

Mäcen an August *).

Ich habe dem Vorschlage nachgedacht, Imperator, den Du mir gestern in einer vertrauten Unterredung mittheilest. Du willst durch mich die berühmtesten unter den griechischen Dichtern und Weltweisen nach Rom berufen. In ihrem Umgange glaubst Du die beste Erholung von den Geschäften des Staats zu finden, durch ihre Ermunterung und Belohnung Dir um Wissenschaften und Künste ein Verdienst zu erwerben, und in ihren Werken gepriesen, Deinem Namen die Unsterblichkeit zu versichern.

*) Abgeschrieben im Vatican von dem Einbande eines alten Kirchenvaters. Die Echtheit ist schon wegen der Schreibart zweifelhaft, da sie ganz und gar nicht jene weichliche und getändelte ist, welche Mäcen gehabt haben soll.

Laß mich Dir gleich Anfangs, Imperator, das Lob wiederholen, das ich ſchon geſtern dieſem Vorſatze gab. Es iſt ein Gedanke, Deiner großen, ruhmbegierigen Seele würdig; und ihn auszuführen, iſt vielleicht für den Erben eines vergötterten Julius das Einzige, wodurch er ſich vor Welt und Nachwelt auszeichnen kann. — Kriegesthaten kannſt Du ſchwerlich mehr oder größere, als Dein Vater, verrichten; und wie fein auch Deine Staatsklugheit, wie weiſe Deine Geſetzgebung iſt, ſo zweifle ich doch, ob Du ihn mehr als erreicht haſt. Nur dieſen einzigen Lorbeer hat Dir Cäſar noch übrig gelaſſen. Nicht, als ob er auf Wiſſenſchaften und Künſte mit der rauhen Verachtung eines bloß kriegeriſchen Marius herabgeblickt hätte; das konnte der nicht, der Roms erſter Redner würde geworden ſeyn, wenn er nicht ſein erſter Feldherr geworden wäre: aber unaufhörliche Kriege hinderten ihn, die Künſte des Friedens zu pflegen, und in den Monaten der Ruhe war es, bei dem allgemeinen Sittenverderben, ihm wichtiger, der Solon, als der Perikles ſeines Volks zu werden.

Nur das Einzige laß mich bei Deinem Entwurfe fragen: warum es nicht Römer, ſondern Griechen ſeyn ſollen, die Du des freiern Zutritts zu Deinem Palaſt und Deines nähern, vertrautern Umganges würdigſt? Könnte nicht dieſe Begünſtigung eines fremden Volks, dieſes laute Zeugniß von Deiner größern, vielleicht nicht ganz verdienten, Achtung gegen den Geiſt und die Sprache deſſelben, einen widrigen, wohl gar einen ſchmerzlichen Eindruck auf Deine Römer machen? Beſonders wenn die Griechen, wie ihre angeborene Eitelkeit fürchten läßt, ſich mit dem Vorzuge brüſteten, den der erſte Mann der Welt ihren Talenten gäbe, und wenn ſie verachtend auf die herabblickten,

die nicht allein Cäsars Siege, die auch Deine eigenen unsterblichen Siege erfochten, und deren Väter mit Strömen ihres Bluts alle die Reiche gewannen, über welche Du jetzt Dein glorreiches Scepter ausstreckst. Schon von Dir allein und unmittelbar geäußert, müßte die Verachtung ihres Geistes und ihrer Sprache, die gleichsam der Maaßstab des Geistes ist, Deinen Römern wehe thun; und wie viel mehr noch, wenn übermüthige Ausländer ihnen diese Verachtung mit Dir zugleich, und beschämender und empfindlicher, zeigten. Wahrlich! auch in mir erwacht, bei der bloßen Vorstellung hievon, der Römer; obgleich ich, wegen der engern Bande der Freundschaft, die uns verknüpfen, weniger den Stolz, als die kriechenden Schmeicheleien dieser Fremdlinge würde zu fürchten haben. Die Selbstliebe, weißt Du, wird durch unser eigentliches Selbst nicht begränzt; in dem Gliede unsers Hauses, unsers Stammes, unsers Volks, in dem Manne von gleicher Sprache, gleichen Sitten, gleichem Geschäft, fühlen wir auch uns erhoben oder herabgesetzt, geschmeichelt oder beleidigt.

Das erste Ziel Deiner Wünsche ist die Liebe, die Anhänglichkeit Deiner Römer: nicht bloß, weil eben dadurch Deine Herrschaft am festesten gegründet wird; sondern auch weil Deine eigene Liebe für sie, der Natur dieser schönen Empfindung gemäß, nach Erwiederung strebt. Verbinde Dir also ihre Herzen durch denjenigen Beweis von Achtung, der für Menschen, die aus der ursprünglichen Rohheit zur Verfeinerung übergingen, immer der süßeste und der schmeichelhafteste ist! Laß sie inne werden, daß Du nicht bloß ihren Arm, sondern auch ihren Geist an ihnen schätzest, daß Du sie fähig glaubst, mit ihrer kraftvollen edlen Sprache ähnliche Wunder, wie mit ihren Waffen, zu thun; und daß es die Erfüllung Deines innigsten Wunsches,

er ſchönſte Triumph Deines Lebens ſeyn würde, wenn Du Deine Römer allen andern Völkern der Welt, durch ihre Geiſteswerke, ie durch ihre Siege, die Palme könnteſt entwinden ſehen! Werde Beſchützer, Ermunterer, Beförderer jedes ſich auszeichnenden beſ=ern Talents; und ſei gewiß, daß Dein entzücktes dankbares Rom, enn es Dich an der Spitze ſeines werdenden ſchönen Jahr=underts erblickt, nicht bloß den Beförderer, ſondern ſelbſt den Schöpfer deſſelben in Dir anbeten wird.

Ich geſtehe Dir, Imperator, daß es mir außer der Macht uch des größten Beherrſchers ſcheint, den Zeitpunct der Gei=esblüthen bei einem Volke herbeizuführen; denn dieſer Zeit=unct hängt an einer Unendlichkeit zuſammentreffender Urſachen, ie der Herrſcher ſo wenig in's Daſein rufen kann, daß er viel=ehr ſelbſt unter ihrem Einfluſſe ſteht, und immer nur denje=igen Grad der Bildung, des Geſchmacks, der Einſicht beſitzt, en ſein Jahrhundert ihm zuläßt. Indeſſen, wenn das Vorur=heil von der Allgewalt der Herrſcher, auch in dieſem Punct, inmal da iſt; wenn der Römer von Dir wird hervorgelockt lauben, was ohne Dein Zuthun, wohl gar ohne Dein Wiſſen, chon im Verborgenen keimte und reifte; wenn er glauben wird, aß ohne Deine beſchützende Liebe, ohne den Sonnenblick Deiner Huld, die ſchönen Früchte ſeines mehr und mehr ſich entwickeln=en Geiſtes nicht würden entſtanden, wenigſtens nicht zu dieſem Grade der Reife und Schmackhaftigkeit würden gediehen ſeyn: ſo nutze dieſen Glauben zur Vermehrung ſeiner Liebe gegen Dich, und zur Verherrlichung Deines jeder Glorie ſo würdigen Na=mens! Laß ihn wähnen, nur Deinem belebenden Einfluſſe die edlern Vergnügungen der Phantaſie und des Herzens ſchuldig u ſeyn, die dem verfeinerten Erdenbürger ſo viel mehr, als die

gröbern Freuden der Sinne gelten, und die auch dem Weisen wegen ihrer nähern Verwandtschaft mit den höchsten Gütern der Wissenschaft und der Tugend, so werth sind.

Es ist wahr, daß bei der Liebe zu den griechischen Wissenschaften, die fast allen Großen Roms durch ihre Erziehung eingeflößt wird, Du gewiß auch Dank von Römern verdienen würdest, wenn Du den alten ausgedörrten Boden Griechenlands wieder tragbar machen, und neue Blüthen und Früchte aus ihm hervortreiben könntest. Aber wie unendlich verbreiteter würde gleichwohl der Dank seyn, wenn Du als Schöpfer und Ernährer einheimischer römischer Kunst erschienest, wo die ganze Gesammtheit des Volks an Deinen Wohlthaten Theil nehmen könnte. Gesetzt, daß Du jene Tempel und Prachtgebäude, womit Du Rom theils schon wirklich schmücktest, theils zu schmücken notvorhast, in Attika errichtetest: so würden sie auch dort von Denen Römern gesehen, bewundert, gepriesen werden; aber doch immer nur von den Wenigen, die Geschäft oder Unterricht oder Vergnügen nach Griechenland hinlockt, nicht von der Masse des Volks, die bis auf Krieger und Seefahrer dem väterlichen Boden gemeiniglich treu bleibt. Und würden nicht auch jene wünschen, auf immer und im Vaterlande sehen zu können, was sie nur auf die Zeit ihrer Abwesenheit und im Auslande sahen? Würden sie nicht in das Murren der Menge mit einstimmen, daß Du die von Römern errungenen Schätze verschwendetest, um mit Meisterstücken der Baukunst einen fremden Boden zu schmücken, während Du dem vaterländischen, der Dir doch um endlich werther seyn müßte, sein rohes, ungefälliges Ansehen ließest?

Setze zu diesen Betrachtungen die noch wichtigere: daß d

Geist der Griechen, seit dem Verfall ihrer Staatsverfassung, immer mehr und mehr, und fast bis zur Unkenntlichkeit, gealtert hat; daß der ehemals so rege, kraftvolle, zum höchsten Schwunge so geeignete Fittig ihres unübertrefflichen Genius schon seit lange gelähmt ist; und daß all ihr Ruhm nur auf Wunderthaten der Vorzeit beruht, deren Zahl keine Wunderthaten der Enkel vermehren: welche Hoffnung kann Dir da noch bleiben, durch Ermunterung und Beschützung von Griechen Deiner Herrschaft Ruhm und Bewunderung zu erwerben? Eben an ihnen würde Rom und würde die Welt Dein Unvermögen erkennen, Köpfe zu erwecken, wo keine mehr sind, Kräfte in's Spiel zu setzen, wo schon Alles verwelkt und erschlafft ist. Bewundere also immer, mit jedem denkenden und fühlenden Manne aller Zeiten, die großen Griechen die waren, aber hoffe nichts von den Griechen die sind! Statt eines Homer oder Pindar, würdest Du einen trocknen Erklärer, statt eines Lysias oder Demosthenes, einen schalen, frostigen Rhetor, statt eines Sokrates oder Zenon, einen dunkeln, spitzfindigen Wortkrämer haben. Das herrliche Instrument der reichsten, gebildetsten, wohltönendsten Sprache ist da, und ist von der Zeit unzerbrochen; aber die Hände, die es rühren sollen, sind ungeübt oder gelähmt: jene Meister, die ihm seine himmlischen Wohllaute, seine bezaubernden Harmonieen entlockten, sind hinab zu den Schatten gestiegen, und kein Herkules, wie götterähnlich auch seine Macht sei, wird sie von dort wieder auf die Oberwelt führen.

Doch gesetzt auch, was freilich sehr möglich ist, der Geist der Griechen erwachte wieder aus der jetzigen Ohnmacht, und es begönne für ihre Künste ein neues Leben: wird es das schöne Leben der ersten Jugend, voll dieser Kraft, dieser Wärme, die-

ser kühnen, glücklichen Thätigkeit seyn? Wird das neue Jahrhundert, das diesem Volke noch bevorstehen mag, dem ehemaligen schönen Jahrhundert eines Perikles — ich will nicht sagen, gleich, sondern nur nahe kommen? Und wird die erhabene Seele eines August es ertragen können, indem er diesem Jahrhunderte seinen Namen giebt, sich tief, tief unter dem kleinen attischen Demagogen zu finden?

In Deinem Rom, Imperator, ist das Alles so anders; denn hier ist eins der schönsten Jahrhunderte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in vollem Werden, in vollem Aufblühen. Die Aussichten sind hier eben so heiter und anlockend, als in Griechenland traurig und abschreckend. Jene rauhen Tage, die dem Fortkommen der feinern Geistesfrüchte so nachtheilig waren, sind endlich — Dank sei es Dir und den Göttern! — vorüber; die Staatsverfassung ist durch Deine Weisheit festgestellt und gegründet; die Brust des Römers, die bisher von Entwürfen des Ehrgeizes schwoll, oder von Parteigeist zerrissen, von Sorgen für Vaterland, Güter, Leben gefoltert ward, ist durch den innern Frieden, dieses göttlichste Deiner Geschenke, beruhigt; unsere Sitten werden sanfter und milder: und indem die Reichthümer, die aus jeder Weltgegend hieherströmen, uns Geschmack und Muße für jede Art von Ergötzungen geben, neigen wir uns immer sichtbarer zu jenen feinern und edlern hin, die einst das Volk von Athen mit so schwärmerischer Anhänglichkeit liebte. So eröffnet sich dem Talent auch bei uns eine Laufbahn, wo es den Lorbeer nicht mehr vor wenigen einzelnen Freunden des Schönen, sondern im Angesicht einer ganzen ihm zujauchzenden Menge erringt; die Begierde wächst ihm mit der Herrlichkeit der Belohnung, und mit der Begierde die Kraft; es stürzt sich

voll Muths in die Schranken, und es findet den Weg, den es zu durchmessen hat, schon unendlich geebneter und leichter, als einst die Enniusse und die Lucile. Die vormals arme, rauhe, harte Sprache des Römers hat, seit den schönen Tagen der Scipione, sich immer mehr bereichert, veredelt, verfeinert; ja die Zeiten der Unruhe selbst haben zu ihrer immer weitern Ausbildung und Vervollkommnung beitragen müssen. Große, mächtige Redner, deren Athen keine trefflichern kannte, haben, um das Herz des Römers zu gewinnen, seinem Ohre geschmeichelt, haben die Sprache immer mehr ausgewählt, geregelt, geglättet, mit Wendungen und mit Bildern bereichert, haben sie der Feinheit und Zierlichkeit der griechischen nahe gebracht, ohne ihr gleichwohl an jener Hoheit und Majestät zu schaden, in welcher sich der Charakter des sie redenden Volkes spiegelt.

Was für Werke bis auf die Zeit Deiner öffentlichen Thätigkeit in dieser Sprache bereits erschienen waren, das, Imperator, ist aus Deinen jugendlichen Studien Dir bekannt; aber minder bekannt konnt' es Dir, bei der Menge großer, alle Deine Aufmerksamkeit verschlingender Geschäfte, werden, was für unendlich vortrefflichere Werke eben seit dieser Zeit in ihr hervorgebracht worden. — Erinnerst Du Dich des jungen liebenswürdigen Mantuaners, dem Du seine Aecker am Mincius wiedergabst, und der in einer so lieblichgedichteten, so feingewandten Ekloge Dir dafür dankte? Er hat der ähnlichen Gesänge mehr, und hat sie mit einer Süßigkeit, einer Feinheit gesungen, daß er es, von dieser Seite wenigstens, seinem Muster, dem Theokrit, zuvorthut. Aber noch unendlich mehr thut er's dem Hesiod in einem Lehrgedichte zuvor, das auf immer der Stolz unserer Sprache und unsers Geschmacks bleiben wird,

und das ich Dir lesen kann, sobald Du befiehlst, da ich's durch die Freundschaft des Verfassers in Händen habe. Schon dies einzige Werk würde hinreichen, ihn zu verewigen: denn die Musen und die Grazien selbst haben daran gearbeitet; aber es genügt dem Stolzen noch nicht, nur den Hesiod überwältigt zu haben: er ist so eben auch im Kampf mit dem Homer; und wenn gleich diesen zu übertreffen, ja nur zu erreichen, ihm unmöglich seyn möchte: so bürgt mir doch Alles, was ich von Entwurf und Ausführung des Werks schon kenne, daß es, nächst den Homerischen, das erste aller epischen Werke seyn wird, und daß ihm das ganze Griechenland nichts wird entgegenzusetzen haben, als das große unübertreffliche Muster selbst. Wie wünsch' ich Dir Glück, Imperator, daß Dir die Wonne noch erst bevorsteht, die mir schon ward: von so vielen, so überschwenglichen Schönheiten gerührt zu werden!

In einem andern Felde, aber nicht minder rühmlich, hat der junge Tribun sich gezeigt, den Mercur bei Philippi in eine Wolke hüllte, um ihn Deinen siegreichen Schaaren zu entreißen, und ihn zu einer Zierde unsers Parnasses, zu unserm römischen Alcäus, zu machen. Welche hinreißende Begeisterung, welcher tiefe Sinn, welche Macht über die Sprache, welche hohe, bezaubernde Harmonie in seinen Gesängen! Aber noch mehr, weiß ich, als das Feurigste, oder Lieblichste, was er zu seiner Lyra sang, werden Dir einige leicht hingeworfene, mehr nur gesprochene — wie soll ich sie nennen? — moralischsatyrische Versuche gefallen, voll Kenntniß der Welt und des Menschen, voll ernster Sokratischer Weisheit und lachenden Aristophanischen Spottes. Das Salz, womit sie gewürzt sind, ist wahrhaft attisch, aber doch nicht aus Attika; wir finden be-

stätigt, was schon Lucil und Lucrez uns lehrten: daß wir so abhängig von den Griechen nicht sind, als diese Stolzen es wähnen; daß wir zu etwas mehr, als bloß zu ihren Nachahmern, taugen.

Doch ich erröthe, Imperator, daß ich die Sprache des Römers vor einem Augusť erhoben habe, der sie selbst in dieser Vollkommenheit spricht, in dieser Vollkommenheit schreibt; ich erröthe, daß ich Dir Urtheile, die Dein eigner Geschmack so viel sicherer und richtiger fällen wird, über die Meisterwerke unserer Dichter habe vorsprechen wollen. Ueberzeuge Dich von ihrer Vortrefflichkeit Selbst, und gönne Deinem Mäcen einen frohen seligen Abend, wo er Dir Virgil und Horaz, und damit auch der ruhigere Geist nicht fehle, wo er Dir den edlen Geschichtsschreiber vorführen dürfe, der schon durch die ersten Bücher seines Werks Deine ganze Achtung gewann, und der durch alle nachfolgenden Dir beweisen wird, daß wir in der Erzählung unserer Thaten, so wie in den Thaten selbst, den Vorrang vor allen Völkern haben. — Ich freue mich schon im Geist, Imperator, nicht allein der lebhaften Dir gewöhnlichen Art, womit Du Deine Zufriedenheit und selbst Deine Bewunderung ausdrücken wirst, sondern auch der Wirkung Deines Beifalls auf das schon so geschmackvolle, für die vaterländische Kunst schon so eingenommene Volk, und vor Allem auf das neubegeisterte, zu den kühnsten Unternehmungen angefeuerte Talent. Ich höre schon ferne Jahrhunderte das Lob des Deinigen, als des schönsten und blühendsten unseres Staats, und die Werke, die gleichsam unter Deinen Augen entstanden, als die ersten Musterwerke des reinen echten Geschmacks, erheben; ich sehe den wachsenden gerechten Stolz des Römers und die gedemüthigte, nicht mehr

verachtende Eitelkeit des Griechen, der bei aller ſeiner Mißgunſt dennoch heimlich die Weisheit und die Gerechtigkeit anerkennen wird, womit Du das eigene und jetzt unſtreitig fähigere Volk einem fremden, weit minder fähigen vorzogſt. Mög' er dann immer, zur Verſöhnung ſeiner Eigenliebe, das gleichwohl frühere Verdienſt, die gleichwohl ſüßere Sprache, den gleichwohl größern Reichthum ſeines Volkes erheben, und gleich herabgekommenen Söhnen großer Häuſer, ſich bei eigenem Unwerth, mit dem hohen Alter ſeines Geſchlechts, und mit den unererbten Tugenden edler, ruhmvoller Vorfahren brüſten!

Drei und dreißigstes Stück.

Die Spinne.

Ein Selbstgespräch.

Das junge Frauenzimmer, dem ihr Vater vor mehreren Jahren ein Buch voll leerer Blätter als Weihnachtsgeschenk verehrte*), hat dies Geschenk nicht unbenutzt, und die Blätter nicht unbeschrieben gelassen. Hier ist, durch ihre erbetene gütige Mittheilung, was sie, nach Lesung der vortrefflichen Schrift von Reimarus über die Triebe der Thiere, auf das Papier geworfen. Man wird die Vorhersagung des Vaters erfüllt finden, daß die Wiederholung fremder Gedanken sie zu eigenen veranlassen würde. — —

„Welche muntere, rastlose Thätigkeit, Spinne! Welche Leichtigkeit und Behendigkeit deiner Füße! Was webst du? Ein Netz, um dir Beute zu fangen. Wenn du diese erhascht, und für jetzige, wie für künftige Nahrung gesorgt hast, bist du zufrieden."

*) Man s. das siebzehnte Stück, im Ersten Bande, S. 128.

„Ich, mein gutes Mitgeschöpf, habe außer dem Triebe, mich zu nähren, noch andere, dir wahrscheinlich ganz fremde Triebe. So, zum Beispiel, den unruhigen, immer regen Trieb, zu wissen. Ich möchte so gerne, so gerne wissen, wie du das machen kannst was du machst, und wie du es mit dieser Fertigkeit, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit machen kannst."

„Hast du Erfahrung von dem Wohlgeschmack der Fliege, die in dein Netz sich verwickeln soll? Nein! Denn da du so klein bist, bist du gewiß sehr jung, und hast wohl deine erste Fliege noch nicht gekostet."

„Hast du Kenntniß von der besten Art deinen Fang zu erhaschen? Gleich wenig! Denn dazu müßtest du Kenntniß des zu Fangenden haben, um nach dessen Beschaffenheit deine Mittel zu wählen."

„Hast du Unterricht oder Uebung gehabt, daß du mit dieser Sicherheit, dieser Leichtigkeit arbeitest? — Nicht Unterricht; denn dein Leben ist ungesellig, und die dich erzeugt haben, wußten nicht von dir. Nicht Uebung; denn nach deiner Kleinheit und Jugend zu rechnen, ist diese Weberei deine erste."

„Daß dein Körperbau zu deinem Geschäft ganz gemacht, von Meisterhänden gemacht ist, das seh' ich freilich. Aber daß du bloß Automat, bloße kunstvolle Maschine ohne Vorstellung und ohne Begierde seyn solltest, will mir nicht ein. Du änderst deine Arbeit nach den Umständen ab; das würde die Maschine nicht können."

„Und was hätt' ich denn auch an Einsicht gewonnen, wenn ich nun annähme, du seist Maschine? Die Art des Mechanismus, und wie durch ihn dein ganzes Wirken begreiflich werde, das bliebe mir doch immer verborgen. Ich wäre auf ein un-

rmeßliches Feld verwiesen, wo ich mir selbst die Erkenntniß rst suchen müßte, und sie wohl ewig nicht finden würde."

„Nein nein, Descartes! deine Einsichten in allen Ehren! Aber der leistet nicht Zahlung, der mir eine Anweisung in die Hand steckt, die, statt auf ein einzelnes Haus zu lauten, auf ei=nen ganzen Welttheil lautet."

„Auch müßt' ich dann das, was ich von meiner Spinne glaubte, von allen andern thierischen Wesen glauben. Ich müßte sie alle für nichts, als für todte leblose Maschinen erklären. Welche Entvölkerung der ganzen Natur! Welche Oede! Wie laut widerspricht dem mein Herz, und wie viel lauter noch mein ganzes Wahrheitsgefühl!"

„Nein, ich muß fortfahren, Spinne, den ersten Grund deiner Arbeiten in deiner Seele zu suchen. Aber nun — wie erkenne ich deine Seele?"

„Für Lichtstrahlen, Töne, Dünste, schmackhafte Säfte, tastbare Flächen, ziehende und stoßende Kräfte, habe ich Sinne; und erlange durch diese Sinne Kenntniß der Körperwelt, so gut ich die haben läßt. Aber welchen Sinn hätt' ich für das, was in fremden Seelen — menschlichen oder thierischen — vorgeht?"

„Das Körperliche tritt hier in's Mittel und giebt mir Aufschlüsse. Aeußere Wirkungen und Handlungen lehren mich Zustände und Kräfte meiner eigenen Seele kennen, und aus ähnlichen Wirkungen und Handlungen schließe ich auf ähnliche Zustände und Kräfte von andern Seelen. Nur was ich auf diesem Wege von ihnen herausbringe, ist erkennbar für mich."

„Sind die Fühlhörner der Insekten, sind die Härchen ihrer Bärte, eigene, mir fehlende Sinne? Dann nur gleich Verzicht auf die Erkenntnisse gethan, die von diesen Sinnen abhangen

mögen! Was will der Taubstumme von Tönen, oder der Blind geborne von Farben wissen?"

„Und was hülf' es mir auch, wenn ich mit meiner Men schenseele unmittelbar in die Spinnenseele eindringen könnte? Ge setzt, daß die Kraft, die in ihr wirkt, eine ganz andere ist al meine Vernunft: so müßt' ich in die Spinne verwandelt wer den, um diese Kraft, als den Gegenstand meiner Beobachtung zu haben; und doch auch nicht verwandelt werden, um mit mei ner Vernunft die Beobachtung zu machen und festzuhalten."

„Verwandelt, und doch auch nicht verwandelt! Eine schön Abgeschmacktheit, auf die ich da stoße!"

„Nein, aus mir selbst, aus meiner Menschenseele, so wi ich sie habe, muß ich das Eigne und Unterscheidende der Spin nenseele hervorholen, oder es wird mir ewig verborgen bleiben."

„Das Eigne und Unterscheidende, sag' ich? Da räum' ic ja wohl schon ein, daß es in mir nicht zu finden sei; und doc will ich mir Mühe geben, und will es suchen?"

„Ich verstehe, ich begreife ein Thier; was heißt das? Ic finde das Thier mir ähnlich, und kann, mit unbedeutenden Ab änderungen, mich an die Stelle desselben setzen."

„Das Windspiel meines Bruders freut sich zur Jagd? Na türlich! Freue doch ich mich zum Tanze! Die Jagd ist sein Neigung, der Tanz ist meine; und die Befriedigung einer Nei gung vorhersehen, das macht Vergnügen."

„Aber wie fällt denn das Windspiel eben jetzt auf die Jagd — Kann ich fragen? Mein Bruder hat seine Waidtasche um geworfen, und hat zur Flinte gegriffen. Das ging sonst de Jagd voran, und wird auch jetzt ihr vorangehen. — Mir bring man mein Maskenkleid und meine Flitterschuhe. Mit denen gin

ch sonst auf den Ball, und werde auch jetzt auf den Ball gehen. Die Einbildung des Windspiels und die meinige folgen einerlei Regel."

„Bei dir, Spinne, macht mir schon meine Verwunderung ange, daß ich dich minder gut werde verstehen können. Wenn ch mich dir ähnlicher fühlte; ich würde mich wenig oder gar nicht verwundern. Hab' ich mich schon über das Windspiel ver=wundert?"

„Du kannst stricken; ich auch. Du, um dich zu ernähren; ch, um mich zu erwärmen. Die Absicht, und eben so auch die Art, ist verschieden, ob ich gleich nur Fischerinn oder Jägerinn ehn dürfte, um auch jene mit dir gemein zu haben: aber alle olche Verschiedenheiten kommen hier nicht in Anschlag; die Frage st: woher wir beide unsere Geschicklichkeit haben?"

„Die meinige ward durch Vernunft erdacht, durch Vernunft egriffen. Ein unangenehm gefühltes Bedürfniß; ein aus die=em Bedürfniß sich ergebender, deutlich erkannter Zweck; Mit=el, auf diesen Zweck bezogen, und so gut als möglich ihm an=emessen; Versuche, die erdachte oder begriffene Kunst aus dem Kopf in die Finger zu bringen; und endlich, nach mancher Stüm=erei, einige Leichtigkeit, die bis zur Fertigkeit anwächst."

„Deine Geschicklichkeit, Spinne, ist nicht erst erworben, ist angeboren; sie ist weniger dir, als unmittelbar der Natur ge=hörig: sie wohnt dir ohne Erfahrung und ohne Nachdenken bei, ist die vollkommenste Fertigkeit ohne Uebung; ist — —"

„Ist mit einem Worte mir unbegreiflich. Ich durchsuche Alles, was mir von meiner eigenen Seele kund ist; aber nichts, was Aehnlichkeit damit hätte! nichts, worauf ich's zurückbrin=gen und es mir dadurch vorstellen könnte!"

„Also hiemit — die ganze Untersuchung nur lieber aufgeben? Lieber an der eigenen Strickerei fortfahren, als mir über die deinige länger den Kopf zerbrechen? — Nicht so gar rasch! Denn am Ende könnte sich doch etwas finden.“

„Zog ich nicht, als Säugling, mit großer Fertigkeit die Nahrung aus der Brust meiner Amme? Geschah nicht auch das ohne Bewußtsein des Zwecks, ohne Belehrung und Uebung? War nicht auch dies Herausziehen eine sehr zusammengesetzte sehr kunstvolle Handlung? — Gewiß!“

„Wer doch wieder auf ein paar Augenblicke Säugling werden, und wohl zu merken, es mit voller Besonnenheit, voller Vernunft werden könnte, um, was bei der ersten Uebung dieser Fertigkeit in der Seele vorginge, recht scharf zu beobachten! Aber erwachsen, wie ich jetzt bin — und dann — unter so einer Bedingung —“

„Doch stille! Giebt es nicht Nachtwandler, die in ihren Handlungen mit meiner Spinne einige Aehnlichkeit haben? — Mich dünkt fast. Besonders jener in Frankreich.“

„Die Spinne handelt zweckmäßig, ohne daß man ihr gleichwohl einen Zweck geben kann. Der Nachtwandler handelt nach Eindrücken, ohne daß man gleichwohl begreift, woher er sie hat. Er sieht, und sieht doch auch nicht; denn er sieht wider alle Regel des Sehens. Er beschreibt ein vor ihm liegendes Blatt nicht nur mit vernünftigen, zusammenhangenden Gedanken, sondern auch in geraden, richtig abgesetzten Zeilen; und doch fängt man das Licht vor dem Sehwerkzeuge auf; man hält ihm eine dicke Pappe zwischen Papier und Auge*).“

*) Man s. die Encyclopédie unter dem Abschnitt: Somnambule.

„Gesetzt, daß ich Nachtwandlerinn wäre — was ich, dem Himmel sei Dank! nicht bin; — wer weiß, ob nicht die Einsicht des einen Falls mir zu einiger Einsicht des andern verhelfen könnte?"

„Aber ich Thörinn! Würd' ich denn jene Einsicht schon haben? Würd' ich sie auch nur haben können? — Der Nachtwandler, wenn er in diesem Zustande ist, weiß nicht anders als daß er wacht, und wenn er nun wirklich wacht, kann er sich eines Zustandes nicht mehr erinnern. Er glaubt ihn nur auf das Zeugniß Anderer, oder wegen der unläugbaren Beweise, die man ihm vorlegt."

„Mithin wär' ich, wenn ich Nachtwandlerinn wäre, zwar der Spinne in etwas ähnlich, aber mir völlig so fremd als die Spinne; ich wäre gleich erstaunt über mich als über sie, hätte zwei Geheimnisse statt eines, und fühlte mich zwiefach gedemüthigt. — Wie könnte denn da der eine Fall mir zu einer bessern Einsicht des andern helfen?"

„Ich öffne ein dunkles Zimmer gegen ein erleuchtetes, und es wird hell auch in jenem. Ich öffne zwei dunkle gegen einander, und es bleibt dunkel in beiden."

„Nein, was ich von meiner eigenen Seele, und durch sie von andern Seelen begreifen soll, das muß ich wachend in vollem Licht des Bewußtseins sehen; muß es wenigstens ehedem so gesehen haben, um, wenn es im Dunkeln wiederkommt, nicht davon betroffen zu werden."

„Welche Menge, welche Mannichfaltigkeit meiner Seelenwirkungen, wenn ich in einer Mozartischen Symphonie die Saiten hinauf- und wieder herunterstürme! Während ich spiele, bin ich mir keiner derselben bewußt. Aber sie waren einst alle

klar; sie sanken gleichsam nur auf den Grund der Seele hinab und ich kann sie von dort nach Wohlgefallen wieder heraufholen. Das kann der Säugling nicht, wenn er erwachsen, noch der Nachtwandler, wenn er erwacht ist." — —

„Also wieder einmal gesucht, ohne zu finden! Wieder einmal die Zeit mit unnützem Nachgrübeln verloren! — Verloren? Wenn ich eine Gränze meiner Erkenntniß habe kennen lernen, und gewarnt worden bin, dieses Weges nicht wiederzukommen?"

„Nein, nein! Ich habe sie nicht verloren. Ich habe gelernt; wenn auch nicht das, was ich wollte. — Guten Fang meine Spinne!"

Vier und dreißigstes Stück.

Joseph Timm.

Herr Joseph Timm, ein ehemaliger Landeigenthümer, der itzt von seinen ansehnlichen Renten lebte, hegte in seinen letzten Jahren den unauslöschlichsten Haß gegen das Speculiren. Das bloße Wort, mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel, wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in dessen Handlung er Capitalien hatte, sagte er Freundschaft und Capitalien auf, weil dieser in einer Unschuld von Speculationen sprach, die er zu machen gedächte; von den Franzosen, deren Partei er sonst eifrig hielt, sprang er zur Coalition über, weil er von jenen hörte, sie hätten eine Speculation auf Aegypten; und zum Bau der Pfarrwohnung in der St. Pauls-Gemeinde gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein schlechter Prediger, aber ein guter Sternseher war, sich eine Specula darauf wünschte, die auch der Magistrat ihm bewilliget hatte.

Er machte sein Testament, und wollte seine beiden Söhn — jedoch in guter Gesinnung, wie es die Rechtslehrer nen nen — enterben, um das Vermögen desto sicherer auf sein Enkel zu bringen. — Aber, sagte der Rechtsfreund, den er z dieser Handlung erbeten hatte, Herr Doctor Glau: ein solche Schritt, mein wertheſter Herr Timm, will gerechtfertiget seyn sonst wird, nach Ihrem Tode, das Testament angegriffen, un wohl gar umgestoßen.

Angegriffen? Von meinen Söhnen? — Sie sollten sie unterstehen!

Wenn man einmal im Grabe liegt, mein Herr Timm —

Ja so! Dann hat es mit dem Ansehen ein Ende. Da fiel mir nicht ein. — Ich bitte Sie um's Himmels willen, Her Doctor: wie bauen wir vor?

Ei, wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen da Vermögen nicht kann und nicht soll in die Hände gegeben wer den. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind — —

Das sind sie! So triftig, als möglich, Herr Doctor. Den meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht, und rückte un drehte an seiner Sammetmütze. — Ach! ich rede so ungern davon, aber vor Ihnen freilich muß ich mit meinem Unglüc heraus. — Sie speculiren, die Narren!

Sie speculiren? — Nun?

Nun? Nun? Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doctor. Sie sind doch nicht auch etwa — — He?

Ein Speculant, wollen Sie sagen? — Nein, was mich be trifft, ich bin zu einem Luftschiffer verdorben. Ich gehe de Nase nach, und bleibe auf ebener Erde.

Dabei erhalte Sie Gott! So brechen Sie wenigstens nicht

wie jener Versuchmacher, den Hals, der das Speculatiönchen hatte, über den Canal nach England zu fliegen.

Davon nichts, bitt' ich, kein Wort! So oft ich an die Geschichte denke, bekomm' ich den Schwindel. Lieber zu unserer vorhabenden Sache! — Was Sie also Ihren Söhnen vorwerfen, und was ich in dem Testamente ausführen soll — ist? —

Ihre Speculationswuth, Herr Doctor; ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eigenen Kräfte und über den Kreis hinauszuwollen, in den sie Gott gesetzt hat, um darin zu leben, zu wirken und glücklich zu seyn. Ich kann das Vermögen in den Händen solcher Menschen nicht lassen. Eben so gerne auf offner Straße! — Von dem ältesten, dem Kaufmanne, werden Sie ja wohl schon wissen — die ganze Stadt weiß ja —

Daß er landflüchtig ward — daß es mit seinem Handel nicht fort wollte. —

Freilich nicht. Aber die Ursache? — Der Handel an sich war wohl gut, war vortrefflich; er hätte mit nur einiger Aufsicht von selbst gehen müssen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artiges Capitälchen zum Fonds; Handlungsfreunde, die man sich besser und redlicher gar nicht wünschen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doctor! und lauter sichere, solvente Leute — keine Polen und Russen — —

Aber wie ging es denn zu, mein Herr Timm, daß er fiel? Es hat sich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Großer Aufwand ward in dem Hause doch nicht gemacht.

Nein! Aber große Speculationen im Kopfe. — Hätte der Mensch nicht so glücklich hier in Europa bei den Seinigen leben können? und läßt sich den Satan verblenden, und speculirt mit all seinem bischen Gelde nach Nordamerika hin.

Was ich höre! — In Nordamerika ist er?

So denk' ich. Denn er wird doch sein schönes, weitläuftiges Fürstenthum einmal sehen wollen.

Fürstenthum, mein Herr Timm?

Was denn sonst? Meinen Sie, er wird sich mit Kleinigkeiten befassen? — Große, ungeheure Besitzthümer hat er gekauft; Ländereien, die — ich weiß nicht, ob nur zwanzig oder gar dreißig Quadratmeilen halten; kurz, Strecken von einem Umfange, wie manches schöne Fürstenthum ihn nicht hat. — Aber wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur Eine Menschenseele zu treffen, oder von allen den Strecken Landes nur so viel Korn zusammenzubringen, daß eine Maus davon satt wird: so schweben Sie in einem erschrecklichen Irrthum.

Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm.

Ach, sagen Sie: Jammerdinge. Wunderdinge sind's für mich nicht. Das unruhige Wesen steckte einmal im Geblüt der Mutter; und so etwas, hab' ich immer gehört, ist erblich. Narrheit und Verrücktheit ist erblich.

Also auch Ihre selige Frau — die Frau Timm? —

Was wollen Sie sagen, Herr Doctor? Dem Sohne ward' doch nur hier in Europa; der Mutter ward es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie speculirte Ihnen, besonders die letzte Jahre über, so in die Ewigkeit hinein, daß fast mein Hauswesen darüber zu Grunde ging, und daß ich armer Mann in dieser Zeitlichkeit ihrer gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Heiligkeit war erstickend.

So etwas kenn' ich, Herr Timm. Meine Selige war auch nicht viel anders.

Nun, so habe sie Gott alle beide selig!

Ich stimme herzlichst mit ein. — Aber darf ich Ihnen nun sagen, was mir bei dem ganzen Testamente das meiste Bedenken macht? Das ist Ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath. — Ich höre, das ist ja ein so großer, berühmter Mann geworden!

Berühmt? — Ja, wenn mir nicht unser Herr Propst gesteckt hätte, wie es um die Berühmtheit eigentlich steht. — Sich vor jungen unwissenden Leuten ein Ansehen zu geben, ist keine Kunst; auf die klugen Leute in Deutschland kommt's an. — Sehen Sie, mein Herr Doctor — aber daß es doch ja unter uns bleibt, und hier am Orte niemand etwas davon erfährt! — da hat mir der Herr Propst eine Schrift von ihm zugestellt; eine Schrift! — ich habe gelesen, und bin fast vom Stuhle gesunken.

Ei, wie so denn? wie so?

Unerhörte, unerfindliche Dinge! Speculationen, wie sie noch in keines Menschen Gehirn gekommen! — Diesem hier wird's nicht bloß in Europa, wie seinem Bruder, oder im Jammerthale hienieden, wie seiner Mutter; ihm wird's in der ganzen weiten Gottes-Natur zu enge. All sein Dichten und Trachten ist auf die übersinnliche Welt gerichtet.

Das ist mir zu hoch. Von der hab' ich noch niemals reden hören. Was ist das für eine Welt?

Herr Doctor! — So viel ich aus dieser Schrift davon sehe, sind die nordamerikanischen Steppen des ältern Bruders, gegen diese übersinnliche Welt, wahre paradiesische Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter sich, der ihn trägt, eine Sonne über sich, die ihm scheint, und eine Luft um sich, die ihn erfrischt; aber dieser — er ist Ihnen so unbegreiflich arm, so

blut- und so bettelarm, daß er nichts, nichts, schlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spännchen Raum, oder ein Tröpfchen Zeit: denn wenn er die haben will, muß er sie erst von sich selbst, von seiner eigenen ärmlichen Denkkraft borgen.

Aber ich begreife doch nicht — ich möchte doch nur zur Probe — —

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, steht zu Diensten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit sich gebracht haben, das sei ein Körper. Nicht wahr?

Allerdings!

Sie glauben, Sie haben Kopf, Brust, Leib, Rücken, Arme, Beine?

Nun, zum Henker! die wird er mir doch nicht abstreiten. Die kann ich ja fühlen.

Alles nichts! Alles Traum! Und wer weiß einmal, ob Ihr eigener und nicht eines ganz Andern Traum? Denn es steht noch sehr dahin, ob Sie sind.

Ob ich bin? — Ist er bei Sinnen?

Behüte! Sie haben schöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! — Indessen läßt sich Ihr Dasein vielleicht noch retten denn so lange mein Sohn seine Denkkraft hat, weiß er Rath.

Mir wird ganz bange um seine Denkkraft.

Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie machen.

Mich machen? — Mich alten Mann? Lieber Gott!

Warum nicht? Er macht auch mich, seinen Vater. — Ueberdies macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer: Alles, was Sie um Sich und über und unter Sich sehen, das macht er. — Kurz, seine Denkkraft ist, wie weiland

das Bisambüchschen der Pathe Nixe. Er dreht sie, und spricht sein Sprüchlein dazu, so quillt daraus hervor, was er will *). — Ach, Herr Doctor! ich sorge nur, daß am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater seinen Sohn nicht denken kann, ohne zu schaudern.

Armer, armer Herr Timm! Sie sind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daß es mit der Natur einmal werden soll, wenn er stirbt?

Dann ist sie wahrscheinlich gewesen.

Schade um sie! Ich hätte sie haltbarer geglaubt.

O, er wird der jungen Tausendkünstler schon zustutzen, die auch ihre Denkkraft, wie ein Biesambüchschen, zu drehen wissen.

Nun ja! Und dann bleibt Alles in seiner Ordnung, Alles auf altem Fuße. — Herr Timm! Ich hatte Anfangs großes Bedenken: ich muß es wohl sagen; aber jetzt sehe ich, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß Sie das Ihrige in solchen Händen unmöglich lassen können. Ich gehe, und mache das Testament.

Recht, mein Herr Doctor! Und wenn's fertig ist, und Sie und ich und die Zeugen es unterschrieben haben; dann mag der Tod kommen, sobald er will. Das Unglück mit meinen Söhnen, gesteh' ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Nordamerika, der Andere in der übersinnlichen Welt! Der Eine um all sein bischen Hab' und Gut, der Andere um all sein bischen Menschenverstand!

*) Man s. die Nymphe des Brunnens; in Musäus Volksmährchen der Deutschen.

Fünf und dreißigstes Stück.

Entzückung des Las Casas.

Las Casas, dessen Name unter der Zahl thätiger Menschenfreunde ewig glänzen, und um so heller glänzen wird, da er neben den höllenschwarzen Namen jener Ruchlosen erscheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienste eine Million von Unschuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieser beredte, eifrige, unermüdete Fürsprecher der Indianer, lag jetzt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So sehr schon längst seine ganze Sehnsucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, so ward ihm doch im Angesichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblicke, wo das Glück ihres Lebens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen in's Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter;

aber der Richter, vor den er jetzt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit war ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit schlägt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtsein geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hoffnung ein, um Hoffnung bei sich selbst zu erwecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer; aber klein, und unlauter, und fruchtlos an dem gehofften Guten schien ihm jede bessere That: eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht in's Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm, als hätt' er die Gestirne des Himmels zu seinen Füßen, und ging' auf Wolken einher in einem endlosen Raum, und säh' in tiefer

Ferne ein majestätisches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerschaaren umschwebt, die aus den Welten heraufführen und hinab in die Welten. Kaum hatte noch sein Auge gefaßt und seine Seele bewundert, so stand vor ihm da, mit ernstem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in seiner Linken eine Rolle, die seine Rechte entwickelte. Todesschauer, wie er den Verurtheilten beim Anblick der Richtstätte ergreift, wo er bluten soll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerst der Unsterbliche seinen Namen aussprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in seine Seele gesenkt, und die bessern, sanftern Neigungen alle, in seinem Blute bereitet, und die Anlässe, die Hülfen zur Tugend alle, in seine Lage verwebt: so daß ihn dünkte, sein Gutes komme alles von Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jetzt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willliggenährte Gefühl der sich selbst verläugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr waren, als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler wurden minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das

Vermögen, stärkte. Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jetzt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd anfah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tiefen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zwoen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen, und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß als Mann, und wieder dastand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und

jedem Troste entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden standen geschrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienstlichkeit, Schönheit. So wie er fortlas, der Engel, so glühte ihm seine Wange von immer höherm Feuer, sein Athem ward lauter, sein Blick beseelter; und rings um ihn her wallte reineres, holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugniß und Thränen opferte, weil ihm Thaten versagt waren — ist von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch stand der Greis, den Blick zur Wolke gesenkt, und trüben denkenden Ernst auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unselige Rathschlag, womit er einst, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andere erdrückte; alle Gedanken seiner Seele schweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief in's Innerste jenes Welttheils, wo verrätherischer, ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese gefürchtete That: schwarz und scheuslich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finstersten seiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott; aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todes-

angst, und alle Stille der dahingegebenen Verzweiflung. — Las Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jetzt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsterniß deckt und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens, dacht' er nur das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. — Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen: da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthume her, sanft und liebreich, wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. Getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam: nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That; oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie, hier im Innersten meines Herzens; oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooße, nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel, wo ist Seligkeit, als in dir? als in deiner eigenen Seele? Und worin sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O! aber dies gränzenlose, unaussprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem Weltentwurf deines Schöpfers. Du hast dich selbst in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in seiner Herrlichkeit Ihn! —

Und er gebot der Wolke, daß sie sich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren sie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greises Füßen die Erde, und der Unsterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schrecknisse schwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerstörungen wilder wüthender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten sich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern stieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten schöner; und wo die Stürme zerstört hatten, da athmete freier die Brust, und die Wange gewann wieder Röthe: denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daherzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit

immer schwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt: wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum dableibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom ersten bis zum letzten Gestirn; und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sclave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit! — Eindrücke, in denen der seligen Erkenntnisse zu vielen Tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorn die Aernte schläft, oder im Schößling der Wald; und wie, in höhern Zeitpuncten des Daseins, aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die sanfteste, edelste krönt, sie der Sittlichkeit Wipfel und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genes't, so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klagton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart

Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. — O Du, rief er jetzt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh emporhuben gen Himmel: o Du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jetzt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du, mein Vater und nicht mein Richter! und aller Deiner Geschöpfe Vater! und aller Deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! der Du mir Aernten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben säete; der Du von mir hinwegnimmst jeden Kummer der Seele und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß Dir anhangen einzig Seligkeit ist, und Deine Herrlichkeit sehen, ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten — ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, Du, dessen Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter; meine Seele erliegt.

So war es! Seine Seele erlag; seine Zunge verstummte Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder, unaussprechlicher Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn: Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge: er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten verlorenen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schooß der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniß Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

Sechs und dreißigstes Stück.

Eine Standrede.

Wir befinden uns hier, meine Herren, auf geweiheter Erd
die wir nie anders als in feierlicher Stimmung betreten sollte
Wir stehen auf dem geheiligten Boden der philosophischen Ge
schichte, auf dem allgemeinen Gottesacker der Denker und ihre
Systeme.

Die Leiche, die wir heute zu ihrer Ruhe bestatten, ist da
System eines unserer ruhmvollsten Brüder, eines der Fürste
unter den Weisen, dem das herrlichste Denkmahl, wenigstens i
Zukunft, gewiß nicht fehlen wird, wenn auch die Scheelsuch
der Zeitgenossen gleich im Anfang es ihm verweigern sollte.

Es war böse Sitte der Vorfahren, daß sie oft lange Jahr
wohl gar Jahrhunderte, verstreichen ließen, ehe sie so manchen
höhern Verdienst die ihm zukommende Belohnung ertheilten
Unter gemeinen Grabhügeln, mit Dornen und Unkraut bewach
sen, und mitten unter einem namenlosen, zur Dunkelheit un

Vergessenheit gebornen Gedankenpöbel, ließen sie oft die edelsten, achtungswürdigsten Ideen schlafen: bis endlich eine gerechtere Nachwelt die Stätte reinigte, und dem fast vergessenen Verdienst das ihm gebührende Denkmahl weihte.

Jetzt, im Angesicht eines Jahrhunderts, das, wie wir hoffen, den Namen des aufgeklärten mit mehrerm Rechte, als sein Vorgänger, führen wird, sollten wir endlich von dieser barbarischen Sitte ablassen; sollten, ohne auf die Enkel zu warten, mit eigener Hand den geringern Lehrgebäuden wenigstens einen rühmlichen Stein, den bedeutendern ein schon besseres, sich auszeichnendes Denkmahl, und einem so großen, als wir heute bestatten, ein glänzendes, prachtvolles Mausoleum errichten.

Der Grund jener ungerechten Vernachlässigung war der Wahn, womit immer die Denker ihre noch lebenden Systeme für die einzigen ansahen, die ewig und unvergänglich seyn würden. Ein wahrhaft thörichter Wahn! Denn von dem Entstehen dieser Systeme an, mußten so manche innere Anwandlungen von Schwachheit, und noch mehr so manche drohende Anfechtungen von außen, auch für sie das Schicksal ihrer Brüder befürchten lassen.

Ein weiser Denker — und wo sollte die Weisheit wohl eher, als bei den Denkern, wohnen? — schmeichelt sich nie mit der Unsterblichkeit seines Systems: er bereitet sich auf den möglichen Hintritt desselben durch fleißige Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen vor; und wenn, vielleicht frühe, vor seinen eigenen Augen, der Liebling hinstirbt, tröstet er sich, wie jener philosophische Vater, und ruft mit einer ihm anständigen stillen Ergebung: ich hatt' ihn sterblich gezeugt!

Die Stätte, auf der wir hier stehen, und die lehrreichen, rührenden Beispiele, die uns von allen Seiten umringen, müssen uns eine edle, echt philosophische Bescheidenheit lehren, die uns die abgestorbenen Systeme nicht mit Verachtung und Hohn, sondern mit Gedanken an die Vergänglichkeit unserer eigenen, ansehen lasse, und uns eben so gerecht gegen unsere Vorgänger mache, als wir wünschen, daß es unsere Nachkommen dereinst gegen uns seyn mögen.

Dort, meine Herren, unter jenem zerstörten Denkmahl, wo aber noch jetzt in unvergänglichem Marmor die Musen der Ton- und der Meßkunst trauern, ruht die Asche der Pythagoräischen Weisheit, deren Bekenner so zuversichtlich auf das bloß Wort ihres Meisters schwuren. Jetzt — und ach! schon seit langen Jahrhunderten — liegt diese ehemals so gepriesene, so angebetete Weisheit im Staube.

Hier, unserm Standpunct ein wenig näher, verwahrt die Geschichte unter einem vormals glänzenden, aber jetzt, bis auf die Bildsäule Melpomenens, fast verwitterten Grabmahl das hagere Gerippe der Aristotelischen Lehre, die, nach einer kränkelnden Jugend, im spätern Alter so kraftvoll herrschte, daß sie sogar mit den heiligen Büchern um den Preis des Ansehens rang. Wo ist es jetzt hin, dieses ehemals so verehrte, so unvergänglich geglaubte Ansehen?

Zu unserer Linken, unter diesem verfallenen Gemäuer, wo noch ein ziemlich wohl erhaltener Amor und Bacchus durch die Epheuranken blickt, schlafen die ganz aufgelösten Atome Epikurs, auf dessen Altar ehemals die priesterliche Hand eines Lucrez so verschwenderischen Weihrauch streute. Wie lange ist schon dieser Weihrauch verdampft, wenn gleich de

Altar selbst, von welchem er aufstieg, noch unzertrümmert dasteht!

Und wie traurig liegt, auf der Grabstätte der Plotinischen Weisheit, die Bildsäule des Philosophen, von ihrem Würfel geworfen; statt daß ehemals schwärmerische Porphyre sie mit Rosen bekränzten, und mit einer fast abgöttischen Verehrung sich vor sie hin auf ihr Angesicht warfen!

Doch wozu der Stimmen noch mehrere wecken, die aus jedem der hier sichtbaren Gräber Ihnen zurufen würden: daß die Werke der Menschen so vergänglich sind, als sie selbst; nicht bloß die, welche ihre sterbliche Hand, sondern auch die, welche ihr unsterblicher Geist geschaffen?

Lieber, meine Herren, lassen Sie mich zum Lobe unsers wahrhaftgroßen Systems und zur gerechten Klage über die traurigen Schicksale übergehen, die es nur allzufrüh, theils durch eigene Schuld, theils durch den Mißverstand seiner Anhänger, erfahren. — —

Sie wissen, daß von den Weisen des Alterthums keiner ist, der noch jetzt so allgemeiner Verehrung genösse, als der preiswürdige edle Sohn des Sophroniskus. Und dies nicht bloß wegen der Reinigkeit seiner Sitten und der Lieblichkeit seiner Rede, oder wegen der Seelengröße, womit er für die erkannte Wahrheit sein Leben hingab; sondern auch vorzüglich wegen seines großen Zwecks, den Blick der Denker, der zu sehr auf den Himmel gerichtet war, auf die Erde herabzuziehen, und sie von unnützen Grübeleien auf wahrhaft nützliche Nachforschungen zu lenken.

Eben dieser Zweck war's, welchen der ruhmvolle Erfinder unsers neusten Systems unablässig vor Augen hatte, und welchen

zu erreichen, er einen bis jetzt unerhörten Aufwand von Scharfsinn machte. Er sah die Denker, an den Gränzen der Erfahrung, in ewigen Kriegen über die Besitzthümer jenseit, ohne daß mit allen diesen Kriegen auch nur eine Spanne davon gewonnen ward; er wollte dieser Verwirrung ein Ziel setzen, wollte die Kräfte, die sich in diesen traurigen Kämpfen so unnütz aufrieben, zum gemeinsamen friedlichen Anbau von fruchtbaren Gefilden und zum Hervorgraben von Schätzen vereinigen, deren im weiten Schooße der Natur so viel mehrere verdeckt liegen, als an's Tageslicht kamen.

„Was gehen euch Dinge an, die über euch sind?" hatte schon der Weiseste unter den Griechen gerufen, und hatte durch sein Beispiel bewirken wollen, daß die Denker künftig auf das wahrhaft Nützliche arbeiteten. Aber die einmal aufgeregte Denkkraft verschmäht die Gränzen des Nützlichen, und strebt hinaus in's Unendliche; sie will nur Einsicht, nur Wahrheit, und ist um so erhitzter auf diese Wahrheit, nicht, je anwendbarer und heilsamer, sondern je schwieriger und verborgener sie ist.

Der neuere Weise, durch den geringen Erfolg des ältern belehrt, wählte ein kräftigers, und, wie er hoffte, ein untrügliches Mittel, der unruhigen Denkkraft Ziel und Schranken zu setzen. Er zeigte, daß da, wo die Erfahrung aufhört, nicht bloß die Gränze des Nützlichen, sondern auch die des Möglichen sei und nun glaubte er, sollte die Begierde des Wissens, wie jede andre Begierde, von der erkannten Unmöglichkeit abstehen, sollte sich gegen das Gebiet des Möglichen umwenden, und sich innerhalb dieses Gebiets zu hoffnungsvollern Arbeiten entschließen.

Aber o des traurigen Schicksals, daß unserm tiefforschenden Weisen die Gabe des leichten Ausdrucks versagt war, um

daß sich kein Aaron fand, der ihm, zum Vortrage seiner Lehren, ein leichteres, geschmeidigeres Organ hätte leihen können! Jeder seiner Schüler hatte etwas Anderes, und jeder schwur, er hätte das Rechte gehört; die Köpfe, statt sich zu vereinigen, entzweiten sich ärger als je: und aus dem gehofften ewigen Frieden ward, unter dem sardonischen Gelächter der Zuschauer, neuer endloser Hader.

Oder lag vielleicht die Schuld der Dunkelheit und des Mißverstandes weniger an dem unglücklich gebauten, vielleicht auch zu wenig geübten Organ des Weisen, als an der Beschaffenheit der Gegend selbst, in welcher er die Stimme erhob? — Wenn wir ältere Beispiele von ähnlicher Dunkelheit auch der beredtesten Männer betrachten, so muß uns dieser Gedanke mehr als wahrscheinlich werden.

Welchem Sterblichen war wohl je die Gabe der Rede mehr, als einem Platon, verliehen? Sie sehen dort, meine Herren, sein Denkmahl, mit dem Gott des Tages geschmückt, der seine himmlische Leyer rührt, und mit Myrten- und Rosenhecken umgeben, in welchen noch jetzt die Nachtigall ihre lieblichsten Töne anschlägt. Aber wie dumpf und unvernehmlich ward die sonst so helle, reine Sprache des Weisen, sobald er es unternahm, in das wüste Leere jenseit der Erfahrung hinüberzurufen! Wie dunkel und unkenntlich wurden die Bilder, die er aus dem Gebiete der Sinne mit sich gebracht hatte, sobald er sie über jene Gränze hinaushielt! Dort, wo jede Wirklichkeit aufhört, fehlt auch die Luft, welche die Töne fortpflanzen, und das Licht, welches die Bilder erleuchten könnte.

Freilich rief der neue Weise nicht, wie der ältere, über die Gränze hinüber, nur an die Gränze hinan; freilich hielt er die

Bilder nicht selbst in das Leere hinein, nur hart an den Anfang des Leeren; aber in jener äußersten Gegend, scheint es, ist die Luft schon zu fein, um die Töne noch bis zur Hörbarkeit fortzuschwingen, und das Licht schon zu dämmernd, um die Bilder noch bis zur Sichtbarkeit zu erleuchten.

Dennoch lebte wahrscheinlich noch jetzt unser System, und wenn auch nur ein schwächliches, kränkelndes Leben; aber daß es Anhänger fand, die selbst das überhörten, was in der dunkeln Rede das Vernehmbarste war, und die eben da Wissenschaft bauen wollten, wo der Weise alle Hoffnung zur Wissenschaft abschnitt: das ohne Zweifel ward unserm System weit mehr, als sein eigener innerer Fehler der Dunkelheit, verderblich. Es schien veranlaßt zu haben, was es nur nicht hatte verhindern können; der beleidigte Menschenverstand schien mit den Lächerlichkeiten, die man dem Systeme angeklebt hatte, auch selbst das System zu verwerfen, und der ausgestreckte spottende Finger der Verachtung, indem er auf jene deutete, schien unglücklicher Weise auch auf dieses zu deuten.

So fiel in der Achtung der Mehrheit der Denker, woran das Leben jedes Systems hängt, auch das unsrige, nachdem es bei seinem Eintritt in die Welt mit stummem Erstaunen über sein Neues und Außerordentliches war aufgenommen, und dann, nach vorgängigem leisen Murmeln der Bewunderung, mit lautem Jubelgeschrei in die Schulen war eingeführt worden. Ich theile, meine Herren, den Schmerz, der bei diesem neuen Beispiele von der Hinfälligkeit alles Irdischen Ihre Brust durchwühlt und Ihre Blicke zur Erde schlägt; aber in den Seelen von Philosophen darf auch der gerechteste Schmerz nie zu groß, und noch weniger darf er hoffnungslos werden. — Ob die

Geister der Menschen, wie es der edle Pythagoras glaubte, indem sie die Hülle des einen Körpers abstreifen, in die eines andern schlüpfen: das ist eine noch nicht beantwortete oder vielmehr nie zu beantwortende Frage; aber von den Geistern der Systeme ist es gewiß, daß sie, nach kürzerer oder längerer Zeit, sich gern eine neue Hülle suchen, und dann in jugendlicher, oft größerer Kraft wieder hervorgehen. So hat der Geist des Epikuräischen Systems in den Werken eines Gassendi, des Xenophanischen in denen eines Spinoza, des Platonischen in denen eines Leibnitz, des Pyrrhonischen in denen eines Hume, ein neues Leben begonnen. Und warum sollten denn wir nicht hoffen, daß auch der Geist des unsrigen sich dem Staube, dem wir seine erste Hülle anvertrauen, entschwingen, und bald in einem andern Körper jugendlich wieder aufblühen werde? Mög' es dann nur ein Körper seyn, dem es weder an Ebenmaaß, noch an Leichtigkeit der Bewegung, noch vor Allem an einem Sprachorgan fehle, das, wenn nicht stark, doch vernehmlich, wenn nicht süß, doch gefällig töne!

Sieben und dreißigstes Stück.

An Herrn S**.

Ueber den Werth der Aufklärung.

Wahrlich, mein guter S**, Sie sind ein zu strenger, um nicht zu sagen, ein ungerechter Richter. — Gleich die Aufschrift des Buchs, von welchem Sie mit so vieler Mißbilligung reden, soll tadelhaft seyn? Die ganze Frage, die zur Untersuchung vorgelegt wird, soll keiner Untersuchung bedürfen? Nur die tiefste Unwissenheit soll noch zweifeln können, ob Aufklärung für die Menschheit heilsame oder verderbliche Folgen habe?

Ich bin nicht boshaft genug, um Sie, eben des zu großen Eifers wegen, womit Sie die Sache der Aufklärung führen eines Mangels an ihr zu bezüchtigen. Ich dürfte Sie sonst nur fragen: ob es nicht ganz wesentlich zur Aufklärung gehöre, daß die Seele von Vorurtheilen rein, und die Denkkraft in Ansehung aller der Gegenstände, die sich ihr zur Prüfung darbieten, völlig ungehindert und frei sei? ob nicht die Auf-

klärung eben da ein Ende nehme, wo das Vorurtheil und mit ihm die Beschränkung der Denkkraft anfängt? — Und wenn Sie mir dieses eingestanden hätten, wie Sie denn ohne Zweifel müßten, so dürft' ich nur fortfahren: ob es denn ein Beweis von Aufklärung sei, ein allgemeines Verdammungserkenntniß gegen alle Vorurtheile ergehen zu lassen, aber ein einziges kleines Lieblingsvorurtheil, das für die Aufklärung selbst, sich vorzubehalten?

Doch ich sehe schon ungefähr, mit welcher Wendung Sie dieser Frage ausweichen würden. — Das, würden Sie sagen, was für die Aufklärung spricht, und was alle Untersuchung ihres Werthes für überflüssig erklärt, ist nichts weniger als ein Vorurtheil; es ist das schnelle, unmittelbare, und eben darum unumstößliche Urtheil, das eine geläuterte Vernunft in eben dem Augenblicke fällt, da die Frage ihr vorgelegt wird. Aufklärung nehmlich strebt nach Wahrheit; und Wahrheit hat ihren eignen unabhängigen Werth in sich selbst, der ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, und auf die Folgen, welche ihre Erkenntniß haben kann, zum Nachforschen antreibt. Mögen diese Folgen seyn wie sie wollen; Wahrheit, und also auch Aufklärung, die immer Wahrheit sucht, sind durch sich selbst begehrungswürdig: denn ein eigner unabhängiger Grundtrieb der Seele ist auf Wahrheit gerichtet, und so kann von dem Werthe der Aufklärung keine Frage mehr seyn. —

Sie reden also, würd' ich Ihnen antworten, von dem absoluten Werthe der Aufklärung? Sie haben Recht. Diesen absoluten Werth zu untersuchen, soll so überflüssig seyn, als Sie wollen; aber was kann uns abhalten, nach dem relativen zu fragen? nach dem Verhältniß, in welchem die Aufklärung

mit den gesammten Kräften und Trieben unserer Natur, und durch diese mit unserer Glückseligkeit, steht? — Auch Tugend hat, nach einem bekannten System, ihren höchsten, unabhängigen Werth in sich selbst, der ihr ohne Rücksicht auf Glückseligkeit zukommt: aber wer wird es darum verboten glauben auch ihren relativen Werth, ihr Verhältniß zur Glückseligkeit in die Frage zu ziehen? — Wenn jemand auf den Fall, daß die Aufklärung in dieser oder jener Rücksicht schädlich befunden würde, einen vergeblichen, thörichten Kampf mit ihr beginnen, sie verrufen, gehässig machen, Vorschläge thun wollte wie sie unterdrückt oder gar vertilgt werden könnte: dann möchte gegen einen solchen Verfolgungssüchtigen jener Grundsatz sich anwenden lassen. Aber wenn es dem arglosen Forscher an weiter nichts ankommt, als das Verhältniß der Aufklärung zur menschlichen Glückseligkeit zu bestimmen, ohne daß er Censur- und Religions-Edicte, die er vielleicht für sehr unnütz sogar für zweckwidrig erkennt, dadurch veranlassen will: so mag jener Grundsatz, statt die Untersuchung zu widerrathen, sie weder empfehlen. — Ich begreife nicht, könnte Ihr getadelter Autor Sie anreden: was Sie nach Ihrer eigenen Denkungsart die vollkommen auch die meinige ist, mir anhaben können. Das Forschen nach dem angegebenen Verhältniß verspricht, so wie jedes Forschen, mich zu irgend einer Wahrheit zu führen: um nur diese will ich aus reiner Wahrheitsliebe haben, gesetzt auch daß sie noch so unangenehm, noch so traurig wäre. Mag mein Zufriedenheit den empfindlichsten Stoß erleiden: der Trieb nach Wahrheit dringt vor, und ich habe für sie Eifer und Anhänglichkeit genug, um ihr Alles zum Opfer zu bringen.

Hätten Sie unserm Manne die Galle ein wenig zu sehr

reist, so wurd' er, fürcht' ich, seinen Ton noch viel höher stim-
ten. — Wie? würd' er ausrufen: mit was für einer Art
n Gegner bin ich denn hier verwickelt? Mit einem Weltwei-
n? Mit einem Freunde der Wahrheit? Unmöglich! Denn der
ürde die heilige Wahrheit selbst nicht zum Vorwande brau-
en, um irgend eine Untersuchung, sie sei welche sie sei, zu ver-
otten, und eben dadurch zu hindern. Stand' ich zu Madrid
der zu Rom vor dem heiligen Amte, das mich, wegen gean-
erter Zweifel an der unbefleckten Empfangniß Maria, hätte
erfordern lassen, so würd' ich wissen, woran ich wäre und
as ich zu denken hatte. Aber ein Philosoph sollte mir sei-
n augenblicklichen Zweifel an der Nützlichkeit der Aufklärung
lauben? Er, der es doch wissen muß, daß eben Zweifeln
e unerläßliche Bedingung alles Weiterkommens in der Er-
enntniß, aller Aufklärung ist? — Oder glaubt er etwa, daß
ich die Aufklärung nöthig habe, von jener heiligen Scheu be-
acht zu werden, die ehemals den Glauben bewachte? —

Doch ich bin schon zu lange auf der Seite Ihres Gegners,
ch trete jetzt mit Vermuthungen auf die Ihrige. Was Sie über
n Unterschied sagen, den jener zwischen wahrer und falscher
ufklärung festsetzt, und über seine Entscheidung: daß wahre
ufklärung für die Menschheit allemal nützlich, nur falsche ihr
ährlich sei: darüber bin ich völlig mit Ihnen einig. Auch ich
rage unsern Verfasser, indem ich sein Büchelchen las: Was
rklären Sie denn aber unter Wahr, und was unter Falsch?
och nicht geradezu unter Ersterm das was Sie für nützlich,
nd unter Letzterm das was Sie für schädlich erkennen? Also
nun, sehen Sie wohl, hätten Sie keine sehr große, keine sehr
ese Entdeckung gemacht: Sie hätten uns bloß gesagt, daß eine

Sache sei was sie sei: das Nützliche nützlich, und das Schädliche schädlich.

Sind denn, möcht' ich gegen unsern Verfasser fortfahren, die Wahrheiten, die Sie zum Gebiet der Aufklärung ziehen, lauter Auflösungen praktischer Fragen, in welchen das Beste, Vortheilhafteste, Wünschenswürdigste für die Menschheit gesucht wird? Alsdann freilich hätten Sie ohne Widerspruch Recht; die Wahrheit fiele mit der Nützlichkeit, die Nützlichkeit mit der Wahrheit durchaus zusammen; und die vollkommenste Aufklärung würde zugleich die heilbringendste seyn. Aber eben damit, fürcht' ich, läge dann auch das Ueberflüssige der Untersuchung am Tage, und ich würde Sie gegen den Tadel meines Freundes S** nicht mehr retten können: denn wer in der Welt wird Fragen über Dinge aufwerfen, die sich von selbst verstehen? Sind aber zur Aufklärung, nach Ihrer eignen Angabe, auch theoretische Wahrheiten gehörig, Fragen, auf welche die Antwort, die uns freilich am glücklichsten machen würde darum nicht gleich die richtigere ist; so hatten Sie ohne Zweifel Unrecht, Nützliches und Wahres für Einerlei zu nehmen, und jenes gleichsam zu einem Kennzeichen von diesem zu machen.

Wahr heißt sonst nach gemeinem Sprachgebrauche, was die eigenthümlichen Merkmahle von demjenigen an sich trägt wofür man es ausgiebt; falsch, was nur gewisse gemeinsame Merkmahle besitzt, indeß die eigenthümlichen fehlen. So ist wahres Gold, was ganz die specifische Schwere, Streckbarkeit, Zähigkeit, Feuerbeständigkeit des Goldes hat; falsches, was nur durch unsichere Merkmahle täuscht, die gewissen Mischungen andern unedlern Metallarten eben so gut als dem Golde zukommen: durch den Glanz, durch die Farbe. Um also auszu

nachen, was wahre und was falsche Aufklärung sei, müßte nan erst tiefer in das Wesen derselben eindringen, müßte genau ihre eigenthümlichen unterscheidenden Merkmahle angeben, nicht so geradehin sie nach ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit schätzen. Feuer heißt uns ja immer Feuer, es mag verderbliche oder wohlthätige Wirkungen äußern, mag der Luft um uns her die gehörige Temperatur geben, und die Speisen zu leichterer Verdauung bereiten, oder mag das Dach des Hauses ergreifen, und uns alle unsere Habseligkeiten in Asche legen. Wir erkennen es in dem einen Falle für eben so wahres Feuer, als in dem andern; und wer sagt uns denn, daß der Trieb nach Wahrheit, der Muth gegen Vorurtheile, der Scharfsinn im Entwickeln und Prüfen, nicht auch dann noch Aufklärung, wahre ächte Aufklärung gebe, wenn das Gebäude von Meinungen und Hoffnungen, worin uns bisher so wohl war, dadurch verzehrt wird? Offenbar müßte man erst beweisen, was man so unbekümmert voraussetzt; und einen solchen Beweis zu führen, möchte seine Schwierigkeit haben. —

Mich selbst mit Untersuchung der aufgeworfenen Frage zu befassen, fühle ich keine Neigung; und zwar darum nicht, weil ich gar nicht absehe, wie ich sie endigen sollte. Da ich mir noch unmöglich herausnehmen könnte, die letzten unabänderlichen Resultate der Aufklärung festzusetzen: so wüßte ich keinen andern Weg, als daß ich zuerst Alles für Aufklärung gelten ließe, was nicht bloß die Lehrer gewisser Schulen, sondern was überhaupt alle denkende Männer Scharfsinnigers, Gründlichers, Einleuchtenders, als ihre Vorgänger, gesagt; daß ich dann ferner dem ganzen Gange dieser Aufklärung bis auf unsere gegenwärtigen Zeiten nachspürte, und bei jedem merklichern Fort-

schritte fragte: was der Mensch, nicht bloß als erkennender Geist, — denn da verstände der Gewinn sich von selbst, — sondern überhaupt als Mensch, in der Gesammtheit seiner Kräfte, Neigungen, Verhältnisse, gewonnen habe? daß ich endlich die oft so sichtbare, so ganz nicht zu verkennende innige Verbindung zwischen wachsender Einsicht und vermehrtem Menschenwohl, die in gewissen Puncten unzertrennlich an einander hangen, bemerkte; aber auch gleich aufrichtig angäbe, ob und wann und in welchen Puncten das immer weitere Forschen der inneren Ruhe des Menschen, wohl gar seiner Sittlichkeit, gefährlich geworden, oder noch jetzt es zu werden drohe? Wenn ich nun aber bis hieher gekommen wäre, und an den gegenwärtigen Zeiten hielte; was für ein Resultat, glauben Sie, daß ich ziehen könnte? In den meisten Hinsichten gewiß ein höchstvortheilhaftes, in andern vielleicht ein minder vortheilhaftes, wohl gar ein ungünstiges; aber — ein ungünstiges für alle, auch die künftigen Zeiten? Unmöglich! Denn wie könnte ich wissen, ob nicht, bei dem steten Fortschreiten der Aufklärung, sich eben aus dem jetzigen beunruhigenden Zustande der Einsicht ein desto angenehmerer entwickeln; ob nicht, durch unabläßiges Weiterdenken, die Schwierigkeiten, womit ich jetzt noch große, mir äußerst wichtige Fragen umwunden sehe, sich lösen, und Wahrheiten, an denen mein ganzes Herz hängt, in einem Grade der Reinheit, Klarheit, Gewißheit hervorgehen werden, wie sie ohne jenen mißlich scheinenden Zustand der Erkenntniß nie gehabt haben würden? — Mein Resultat also wäre nur dies: man verehre mit dankbarer Seele alles das Gute, was man bis jetzt von der Aufklärung empfing; allein die Frage von ihrem Werthe im Allgemeinen lasse man ausgesetzt, bis sie nicht mehr in

Fortschreiten begriffen, sondern zu ihrer Vollendung gediehen ist, und ihre letzten unabänderlichen Resultate der Welt vor Augen liegen.

Eine bessere Frage würde seyn, wenn sie nicht von allen Vernünftigen schon entschieden wäre: ob man die Aufklärung da, wo sie gefährlich werden könnte, hemmen? oder ob man unbesorgt bleiben, und sie ihren Gang ruhig solle fortgehen lassen? — Wenn das Hemmen durch bloße Vernunftgründe geschähe, so würd' es eigentlich kein Hemmen, sondern ein Vorwärtsbringen seyn, und würde allgemeine Billigung finden. Wenn es durch andre, durch gewaltsame Mittel geschehen sollte, so würde sich Alles dagegen empören: die Klugheit, die nichts will angefangen wissen, was nach allgemeiner Erfahrung unmöglich durchgesetzt werden kann; der Wahrheitstrieb, der auf Richtigkeit und Vollendung in der Erkenntniß dringt, und als einer der ersten Vorzüge unserer Natur auf das zärtlichste und schonendste will behandelt werden; selbst der Glückseligkeitstrieb, dem nichts so sehr entgegen ist, als Beschränkung der Freiheit, und der, bei dem Unvermögen des gebildeten Menschen, andere Beruhigung anzunehmen, als die ihm von der Vernunft kommt, sich enge an den Wahrheitstrieb anschließt, um durch ihn zu dem Puncte hinzukommen, wo beide zugleich ihr Ziel und ihre Zufriedenheit finden.

Ich bitte den Philosophen in Ihnen, diese flüchtig hingeworfenen Gedanken zu prüfen, und den Freund, mir das Resultat dieser Prüfung mit aller der Offenheit mitzutheilen, wovon ich selbst Ihnen das Beispiel gegeben. Ich bin u. s. w.

Acht und dreißigstes Stück.

An Herrn G*z.

Ueber die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens.

Sie sind dafür bestraft worden, mein lieber G*z, daß Si gestern aus der Gesellschaft so frühe aufbrachen, und durch kein Bitten der Wirthinn, die doch noch so jung und so liebenswür dig ist, Sich bewegen ließen zum Abendessen zu bleiben. Wäh rend Sie zu Hause, Gott weiß über welchen staubichten Bar baren des Mittelalters, oder über welches unleserliche Archiv stück, Sich die Augen verderbten, hatten wir Andern das be lustigende Schauspiel eines förmlichen literarischen Kampfs zwi schen dem entschiedenen Skeptiker J** und dem eben so ent schiedenen Dogmatiker J**. Sie glauben vielleicht, daß de Letztere vor dem größeren Scharfsinne des Ersteren bald wert

zwischen seyn; aber ich versichere Ihnen, daß F** in großer Bedrängniß war, und daß er von der kecken, bilderreichen Beredtsamkeit seines Gegners die traurigste Niederlage hätte erleiden können, wenn nicht noch L** zu rechter Zeit ihm einige Ideen zu Hülfe geschickt hätte, die wenigstens seinen Rückzug zu decken dienten.

Mit einer scheinbaren Lobrede auf den Skepticism fing der immer streitlustige J** die Unterredung an; und F**, der als Fremder ihn nicht kannte, ließ sich die Süßigkeiten, die ihm über sein System gesagt wurden, und deren widerlichbittern Nachgeschmack er freilich nicht ahnen konnte, gar trefflich zu Gaumen gehen. Der Skepticism, sagte J**, ist das Letzte, worauf ein scharfsinniger, tiefer Denker am Ende nothwendig hinauskommt — (denn bei J**, wie Sie wissen, ist Alles nothwendig, Alles ausgemacht und entschieden) — er ist das Sublimste, wozu der menschliche Geist jemals reichen kann, der äußerste höchste Gipfel aller Erkenntniß. Mehr als Einer in der Gesellschaft widersprach; aber J** erweiterte seinen Gedanken mit großer rhetorischer Kunst, berief sich auf die Griechen, deren Geistesgröße sich in allen Fächern der Literatur so glänzend offenbart habe, und zeigte, wie alle ihre philosophischen Schulen ohne Ausnahme am Ende zur skeptischen übergetreten wären. Er ging auf eben die Art die Weltweisen der aufgeklärtesten unter den neuern Völkern durch; und auch hier fand sich, daß die jüngsten, und also, nach J**s Behauptung, nothwendig die hellsten und weitsehendsten, sich theils den Skepticism schon genähert, theils auch ohne Rückhalt sich schon völlig für ihn erklärt hätten. Kurz, er sagte Alles, um den guten F** zu bezaubern, der sich die Bekanntschaft eines so gründlichen Denkers in einer

so unphilosophischen Stadt, wie er bisher die unsrige gefunden, wohl nie hätte träumen lassen.

Bitten um Freundschaft und Versicherungen von Freundschaft waren in dem herzlichsten Tone gewechselt; und unsere Wirthinn freute sich ungemein, daß sie zu der Bekanntschaft zweier Männer, die so ganz für einander gemacht schienen, den Anlaß gegeben: als auf einmal zu F**s Erstaunen das Blatt sich wandte, und J** mit trauriger Gebehrde anfing, daß er nichts destoweniger das Jahrhundert bejammere, wo die Aufklärung bis zu einem Grade gestiegen sei, der eine ganz nahe bevorstehende Finsterniß mit Sicherheit voraussehen lasse; daß er die großen Geister bejammere, die den äußersten Gipfel menschlicher Einsicht erreicht hätten, weil dieser Gipfel eben so nackt für die Erkenntniß, als für das Herz zum Erfrieren kalt sei. Beides ward von der Gesellschaft angefochten, und besonders das so nahe Bevorstehen der Finsterniß; aber J** beharrte darauf, daß nach der glänzenden Periode des Skepticism die tiefste, schrecklichste Nacht des Aberglaubens mit allen ihren Gräueln unausbleiblich zurückkehren müsse. Einige von uns bestritten nun dieses „unausbleiblich", und ließen die Möglichkeit gelten, — welches denn auch ich that, der ich in der Welt genug erlebt zu haben glaube, um nichts für unmöglich, aber auch nichts für unausbleiblich zu halten; — Andere tasteten selbst die Möglichkeit an, daß Zeiten, wie die unsrigen, je zu einer vollen Barbarei zurücksinken sollten: und unter diesen war, trotz seines Skepticism, niemand so eifrig, als F**.

Ich erstaune, sagte hier J**, daß eben Sie mir entgegen sind: denn wie ich von einem der wahrhaftesten Männer, die ich kenne, von unserm hier gegenwärtigen L**, weiß, so ha-

'en Sie jüngst in einer Gesellschaft, wo von dem Werth der Aufklärung die Rede war, behauptet, daß es sich mit dem geistigen Lichte in allen Stücken, wie mit dem körperlichen, verhalte, und haben daraus geschlossen, daß eben so, wie dieses von Allen geliebt werde, außer von Blödsichtigen und Verbrechern, auch jenes von Allen geliebt werden müsse, außer von Schwachköpfen und von Betrügern. Vermöge dieser von Ihnen festgesetzten vollkommnen Analogie zwischen dem geistigen und körperlichen Lichte, werden Sie mir zugeben müssen, daß bei erreichter höchster Klarheit — welche in Ansehung des geistigen Lichts der Skepticism, so wie in Ansehung des körperlichen die ungetrübteste Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft ist — eine Verterliche Zersetzung ganz nahe bevorstehe.

Zersetzung schien ein Wort, mit welchem F**, der wegen des gar zu schwer gewordenen Studiums der Philosophie die andern Wissenschaften ein wenig mochte vernachlässiget haben, nicht den hellsten Begriff verband; er bat also um nähere und deutlichere Erklärung. — Der Meteorologe, erwiederte J**, wird Ihnen sagen, daß gerade dann, wenn die Sonne am klärsten und ohne die mindesten Dünste aufgeht, nicht der beste heiterste Abend zu erwarten sei; daß eben der nebelfreiste, scheinbarreinste Himmel mit allen Schrecknissen der Atmosphäre schwanger gehe, mit Schlossen, Stürmen, Platzregen, Ungewittern. Mithin wird auch nothwendig, vermöge der Analogie zwischen körperlichem und geistigem Lichte, in welcher ich ganz mit Ihnen einverstanden bin, nach der vollkommensten, reinsten Helligkeit des Skepticism, aller Unsinn, Wust, Gräuel des Aberglaubens wieder zum Vorschein kommen.

F** warf dem rüstigen Kämpfer die alte Regel von dem

nicht zu verfehlenden Vergleichungspuncte in den Weg, und erinnerte ihn, daß jedes Gleichniß seiner Natur nach hinke; aber J**, statt über diesen Einwurf zu stolpern, schritt mit kühnem Muthe darüber hin, und berief sich abermal auf das Beispiel der Griechen, das, wie er sagte, überall auf dem Felde menschlicher Cultur und Bildung eine vorleuchtende Fackel sei. Er breitete sich über die Folgen aus, die in Griechenland entstanden wären, als endlich alle philosophische Schulen sich zu der des Pyrrho geflüchtet hätten; wie in eben dem Maaße, als der Grübler Erkenntnisse verloren, der rohe undenkende Haufe sich mit Erkenntnissen vollgestopft, und während jener in tiefster Armuth geschmachtet, dieser im üppigsten Reichthume geschwelgt habe; wie am Ende die ganze Philosophie in eitle leere Disputirkunst zusammengeschrumpft, und in allgemeine tiefe Verachtung gesunken sei, indem zu gleicher Zeit der blindeste Aberglaube das Haupt erhoben, und jenes goldene Zeitalter der schamlosesten Betrüger herbeigeführt habe, der Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; wie damals Alles den Kopf voll Mysterien, voll Zeichen und Wunder gehabt, und wie ein jeder für den einfältigsten Thoren würde gegolten haben, der noch an Dämonen, Geistererscheinungen, magischen übernatürlichen Kräften hätte zweifeln wollen.

Aber, nahm hier unser bescheidener L** das Wort: wenn das einmal so war — wie ich denn allerdings nicht läugnen kann, daß es so war — —

So wird es auch immer so seyn; und kann wegen der Natur der Sache ganz unmöglich anders seyn! rief ihm J** mit seiner gewöhnlichen Keckheit entgegen.

Woran Sie mir erlauben werden zu zweifeln, erwiederte L**

denn wie viele andere Umstände trafen in jenen unglücklichen Zeiten zusammen, die das in Rede stehende traurige Phänomen — welches übrigens nicht bloß in Griechenland, sondern im ganzen römischen Reiche Statt hatte — eben so gut und vielleicht ein wenig besser erklären können. Ueberlegen Sie nur, wie Vieles schon die Abschwächung aller edleren Seelenkräfte durch die übertriebenste viehischste Sinnlichkeit, wie Vieles die ewige zitternde Furcht, worin man unter den blutgierigsten tyrannischsten Despoten und unter einer der unsichersten Regierungen auf Erden lebte, wie Vieles endlich das immer höher steigende, bis zur Unerträglichkeit anwachsende Elend wirken, und wie es, mit der Lust zum Denken, auch allen Muth, alles Vermögen dazu ersticken mußte.

Und dann, setzte F** hinzu: überlegen Sie noch, daß in der ganzen Geschichte, soweit die Jahrbücher derselben hinaufreichen, der Fall, wo sich hohe Aufklärung und tiefer Aberglaube so nahe berührt haben, erst einmal dagewesen ist. Ohne, wie Herr L**, Ihnen andere mögliche Ursachen dieser Erscheinung zu nennen, dürfte man Sie nur fragen: welche Folgen denn wohl aus einem solchen einzelnen isolirten Falle sich herleiten lassen? ob daraus, daß einmal und nur erst einmal zweierlei Dinge auf einander gefolgt sind, auch nur die Vermuthung erwachsen könne, daß diese Dinge als Ursache und Wirkung zusammenhangen?

Einmal und nur erst einmal! rief J**, indem er mit angenommener Miene des Erstaunens in der ganzen Gesellschaft umhersah. Und das, meine Herren, können Sie so mit anhören und können schweigen? Hat denn die Wahrheit unter uns keinen Freund, keinen Vertheidiger mehr, der seine Stimme

erhebe? Oder sind wir lauter Fremdlinge in Israel, die nicht wissen, was in diesen Tagen geschehen ist? Einmal und nur erst einmal wäre der Aberglaube dem Skepticism auf die Ferse getreten? — und vor unseren Augen hat er, so wie er die Stimme seines Vorläufers nur wieder laut werden hörte, sich aus den Hütten der Niedern hervorgewagt, in die er sich zu den Zeiten der Trübsal und der Verfolgung geflüchtet hatte, und die von jeher zu seiner Aufnahme so willig waren! Vor unsern Augen hat er die Lichtscheu abgelegt, um wieder Zutritt zu den Häusern der Vornehmen, zu den Palästen der Großen zu suchen, und hat ihn dort nur allzuhäufig gefunden: hie und da zwar in der Dämmerung und durch irgend ein verborgenes Nebenpförtchen; aber auch oft genug am hellen Mittage, durch's große Thor, und ohne alle Verheimlichung, allen Rückhalt.

Man fing an, sich gewisse Namen in's Ohr zu flüstern, und L** gestand, daß auch ihm einige Verbindung zwischen der angeblichen Ursache und dem zu erklärenden Erfolge durchschimmere. Aber, sagte er, Sie sollten uns diese Verbindung in volles Licht setzen, sollten uns allen Zweifel benehmen, ob etwa auch hier nur der Zufall spiele, und die Begebenheiten sich einander, wie so oft, bloß begegnen; oder ob sie wirklich in einem innern Zusammenhange stehen, so daß die eine durch die andere veranlaßt, hervorgebracht wird. Das Letztere müßte doch nothwendig Statt finden, wenn wir von dem Dasein der einen mit so vieler Sicherheit, wie Sie, auf die baldige Erscheinung der andern schließen sollten.

Und meinen Sie, rief hier J**, daß ich mich bedenken werde Ihre Aufforderung anzunehmen? daß es mir im mindesten schwer fallen wird, das Verlangte, und zwar in vollem Maaße zu lei-

ten? Ich werde dabei nichts Tiefes, nichts Verborgenes vorausſetzen; bloß eine Kenntniß der menſchlichen Natur, wie man ſie von jedem auch weit minder gebildeten, weit minder unterrichteten Zuhörer erwarten darf, als die ich hier zu unterhalten die Ehre habe. Ich denke, es ſoll Ihnen ſo klar werden als der Tag, daß der Skepticism für die Aufklärung im höchſten Grade gefährlich, und daß er, wenn Sie mir dieſes Bild erlauben wollen, der eigentliche Säemann für den Saamen des Aberglaubens iſt, der leider! in unſerer Natur einen nur zu günſtigen, mit allen ihm zuſagenden Homöomerieen geſchwängerten Boden findet. Mein einziger Wunſch bei dieſen Umſtänden iſt, daß nur nicht wieder ein ſo ungeheurer Giftbaum, wie jener, hervorwachſe, der einſt von Rom aus, wo er ſeine Wurzel ſchlug und ſie bis zur Hölle hinabtrieb, die Zweige über ganz Europa verbreitete, und jedes nützliche Pflänzchen der Erkenntniß in ſeinem verderblichen Schatten erſtickte.

L** ſchüttelte hier bedenklich den Kopf, und ſchien ſich fertig zu machen, den wahren Urſprung von der Barbarei des Mittelalters und von dem übertriebenen Anſehen des römiſchen Stuhls aus der Geſchichte anzugeben; auch F** brachte ſchon die erſten Worte zu einer widerlegenden Anmerkung hervor: aber beide zogen ſich beſcheiden zurück, weil eben hier zum erſten Mal unſere liebenswürdige Wirthinn ſich in das Geſpräch miſchte. — Ihre Prophezeihungen, ſagte ſie, werden ganz fürchterlich, mein Herr J**, und ich fange an ſo viel Theil an der Unterredung zu nehmen, daß ich irgend einen der Herren bitten muß, meiner Unwiſſenheit über die eigentliche Natur des Skepticism, wie Sie dieſes ſchreckliche Uebel nennen, abhelfen zu wollen. — F** war augenblicklich dazu bereit, indem er zum voraus verſicherte,

daß Madame nichts so gar Schreckliches daran finden würde; aber die Ausdrücke, deren er sich bediente, waren so hoch und so dunkel, so ganz aus der Schulsprache entlehnt, daß es für Madame eben so viel war, als ob er Sanscritta gesprochen hätte. — J** bat um Erlaubniß, ihr den Begriff durch ein einziges, völlig passendes Bild zu versinnlichen; durch ein Bild, wie er sagte, das beinahe für die Sache selbst gelten könnte. Sehen Sie, Madame! fing er dann an, der Skeptiker ist Anfangs ein Mensch, wie wir Alle: er sieht die Gegenstände der Sinne am Lichte der Sinne; die Wahrheiten der Vernunft am Lichte der Vernunft: und man muß ihm zugestehen, daß er nicht allein eine eben so gute, sondern oft noch eine feinere und schärfere Vernunft, als wir Andern, besitzt. Aber nun wandelt ihn unglücklicher Weise die Lust an, sich von der Wahrheit seines Sehens und von der Wirklichkeit des Gesehenen eine noch völligere Gewißheit zu verschaffen, als die er bereits durch sein Sehen hat; er zieht also den Blick von den Gegenständen ab, und sieht hinein in das Licht selbst, das doch nur da ist, um zum Sehen zu leuchten, sieht so lange, so starr, mit so unverwandtem Blick hinein, bis ihm beide Augen von Lichte strotzen: und wenn er sich nun wieder umwendet, und nicht mehr die Gegenstände sieht, sondern Licht, lauter Licht, nichts als Licht; kurz, wenn er von Ueberfüllung mit Licht so gut als blind ist; dann, Madame — ist der Skeptiker fertig.

Die Gesellschaft lachte laut auf über das Gemisch von Wahrheit und von Possierlichkeit in dieser Erklärung; niemand aber lachte mehr, als Madame, die sich Anfangs gar nicht wollte bereden lassen, daß mit so viel Possierlichkeit auch etwas Wahrheit vermischt seyn könnte. F**, der bisher noch ziemlich gute

Fassung behalten hatte, war hier unglücklich genug sich zu ärgern: und ob er gleich aus aller Macht seinen Verdruß zurückschlang, um nicht das Lachen, wozu man einmal im Gange war, geradeweg auf sich zu ziehen; so war doch innerlich die gute Laune dahin, und J** konnte nun um so freier seine oft trüglichen Phantasiebilder für gute, echte Vernunftgründe verkaufen.

Ich dürfte jetzt nur fragen, fing J** wieder an: ob ein Blinder, wie unser Skeptiker, nicht ein armer Verlaßner sei; und ob er sich im Stande befinde, allen den Fallstricken, die der Aberglaube dem Menschen legt, und allen den Gruben, die er ihm gräbt, aus dem Wege zu gehen? Aber ich will das obige Bild gern verlassen: und dies aus Achtung für unsern Freund L**, der, wie ich weiß, in philosophischen Unterredungen den Bildern eben nicht hold ist.

Weil er sie in Verdacht hat, sagte L**, die Begriffe oft mehr zu trüben als zu erläutern, und weil er sie schon mehrmal darauf ertappt zu haben glaubt, neben dem Erläutern auch noch ein wenig beweisen zu sollen.

Das können sie nun freilich nicht, erwiederte J**; und so will ich denn nur in ganz schlichten Worten fragen: ob es nicht, auch nach Ihrer Meinung, der schlechten undenkenden Köpfe, in welchen die Sinnlichkeit über die Vernunft den Meister spielt, und welche durch sich selbst keiner gesunden Begriffe fähig sind, ohne Vergleichung mehr unter den Menschen giebt, als der guten selbstdenkenden Köpfe? ob also nicht bei weitem der größte Theil des Lichts, welches sich unter der Menschheit verbreitet hat, statt ursprüngliches Sonnenlicht zu seyn, nur abgeleitetes Mondenlicht ist; mithin ein Licht, welches augenblicklich wieder verschwindet, oder doch, gleich dem bononischen Stein, nur noch

einige Zeit lang fortleuchtet, wenn ihm seine Quelle entweder entzogen oder verstopft wird? ob die Quelle, aus welcher das Licht der schwachen Köpfe seinen Ursprung nimmt, eine andere ist als die Einsichten der wenigen Selbstdenker, die sich aus eigener Kraft zu bessern Erkenntnissen emporarbeiteten, und ob also diese bessern Köpfe selbst ihr Licht verlieren können, ohne daß die Menge der schwachen Köpfe unausbleiblich in die vorige Finsterniß zurücksinke?

Die Wirthinn, die seit der Beschreibung des Skeptikers ganz für J** gewonnen schien, gab auf alle diese Fragen die günstigsten Antworten; und da die Uebrigen, vielleicht aus Höflichkeit, schwiegen: so wollt' ich nicht der Einzige seyn, der den Unhöflichen und Klugen spielte. Ich unterdrückte also die Frage, die mir schon auf den Lippen schwebte: ob denn, nach einmal erwachter gesunder Vernunft und allgemeiner gewordenen Aufklärung, die Menschheit noch immer so abhängig von einigen vorzüglichen Köpfen bleiben könne, als sie im Zustande der ursprünglichen Rohheit und Geistesdumpfheit es freilich war?

J** fuhr nun fort: Sie sehen demnach, meine Herren, worauf es ankommen wird, wenn Aufklärung auf Erden bleiben, und nicht eine allgemeine traurige Nacht wieder einbrechen soll. Bloß auf das Beharren der bessern Köpfe bei ihren mehr geläuterten Begriffen; bloß auf ihre fortdauernde treue Anhänglichkeit an die einmal angenommenen Grundsätze, auf ihren nie verschwindenden bittern Widerwillen gegen den Aberglauben.

Und halten Sie's denn für möglich, sagte F**, daß, wo jene Anhänglichkeit und dieser Widerwille sich einmal festgesetzt haben — —

Festgesetzt! fiel ihm J** in die Rede. Ich halt' es durch-

uns für unmöglich, daß in der menschlichen Seele sich irgend etwas festsetze, was nicht verträglich mit ihrer Natur ist: und eben auf diese Natur wollt' ich jetzt kommen, um zu zeigen, wie sehr das Beharren im Skepticism ihr entgegenlaufe. Lassen Sie uns also sehen, meine Herren, in welcher Lage sich der Denker befinden wird, wenn er sich bis zum Skepticism — den ich noch einmal für das Sublimste in der Aufklärung feierlich anerkenne — hinaufgedacht hat, und ob er in dieser Lage wird bleiben können, wenn er auch wollte, oder wird bleiben wollen, wenn er auch könnte? Ich fürchte, ich fürchte, das irdische Licht der Aufklärung wird, gleich den himmlischen Lichtern, nur dazu aufgehen, höher steigen und culminiren, um sogleich nach erreichtem höchsten Puncte sich dem Horizonte wieder zu nähern und zu verschwinden.

Zuerst frag' ich Herrn F** und alle Gegenwärtige: ob es der Natur unserer Seele gemäß sei, in irgend einem Zustande, wie man diesen auch annehmen mag, zu beharren? ob nicht vielmehr die Seele, vermöge ihres wesentlichen Grundtriebes, immer sich ausdehnen, weiter gehen, höher steigen wolle? — Man beantwortete ihm dieses mit Ja. — Ich frage ferner: ob derjenige höher könne, der die äußerste Spitze erreicht hat; oder ob er, da kein Weilen Statt findet, und das Höhersteigen zur Unmöglichkeit wird, nicht durchaus wieder herunter müsse? Bei dem Skepticism vollends wäre das Ruhigbleiben zwiefach unerträglich, weil hier die Ruhe auf den spitzigen Dornen des Zweifels gesucht werden müßte, wo sie in Ewigkeit nicht Statt finden kann. Mithin muß der Skeptiker von seiner Höhe, er mag wollen oder nicht, über kurz oder lang wieder fort; — und nun wohin?

Doch nicht gleich in die Tiefe des Aberglaubens? fragten die Gegenredner.

Unfehlbar! Ganz unfehlbar! versetzte J**.

Entweder ist das Scherz, sagte L**, oder Sie machen da einen Sprung — —

Vergeben Sie, lieber L**! Es ist kein Sprung, sondern ein Fall.

Ein Fall? —

Die Extreme, wie Sie wissen, berühren einander; und der Skeptiker muß entweder bleiben — was ich doch für so gut als unmöglich halte — oder er muß auf einmal bis in die Tiefe wieder hinunter. — Um dieses deutlicher einzusehen, bitte ich Sie, auf die Art und Weise Acht zu geben, wie der Skeptiker auf die Höhe hinankommt. Er bedient sich dazu einer Reihe von abstracten Begriffen, die gleichsam eine Leiter bilden, deren Sprossen je höher je dünner, und immer dünner und zum Auftreten immer bedenklicher werden. So wie er mit dem einen Fuße ängstlich die höhere Sprosse erfaßt, tritt er mit dem andern Fuße die untere Sprosse durch; und wenn er nun endlich angelangt ist, und von seiner Höhe hinter sich blickt, so ist die ganze Leiter mit allen ihren Sprossen verschwunden. Er hat alle seine Erkenntnisse bis auf die, daß er nichts erkenne, verloren.

Drollig genug! rief hier L**, halb mit Kopfschütteln, und halb mit Lachen; aber daß der arme Skeptiker nun gleich fallen, und gleich so unbarmherzig bis in den Abgrund hinabfallen soll — —

Kann er denn anders? erwiederte J**. Seine Leiter, die ihn hinantrug, hat er verloren; und was bleibt ihm da übrig, wenn er nicht auf seinem Dornenlager ruhen soll, als daß er

ich dem Schwindel überlasse, der auf jener Höhe die Meisten umwandelt, und so über alle mittlern Erkenntnißstufen hinweg, geradezu in den Abgrund zurücktaumele? Mit seinem Denken, leider! ist's aus, und ich sehe nichts für ihn zu thun, als zu glauben.

Sie haben den Bildern trefflich entsagt! rief hier F**, nicht ohne einige Bitterkeit; aber ich dächte, Sie nehmen, um Sich das Mitleiden mit Leuten zu ersparen, die es, Gottlob! nicht nöthig haben, lieber ein anderes Bild, würfen Ihre Leiter bei Seite, und ließen den Skeptiker die Höhe nicht ersteigen, sondern erfliegen.

Erfliegen? fragte ihn J**. Geht das an?

F**, ohne zu antworten, fuhr fort: Wenn alsdann die freie, ich nackte und kalte Höhe der Speculation dem Skeptiker zum Verweilen nicht anstände, oder wenn er auch überhaupt das Verweilen seiner Natur nicht gemäß fände; so brauf'te er mit eben dem Fittig, der ihn auf die Höhe hinantrug, in andere Gegenden fort, wo er den Aufenthalt angenehmer, und zum Weiterziehen des Raumes mehr fände, als er je überschreiten würde.

Sehr wohl gesagt! erwiederte J**; aber wie, wenn er aus der Gegend, wo er jetzt ist, nicht hinwegkönnte, und wenn das Brausen seinem armen Fittig beschnitten wäre? Sie bringen mich hier auf den Punct, zu dem ich eben kommen wollte: auf das Interesse des Herzens, das uns ewig von den Erkenntnissen nicht fortläßt, in welchen eben der Skeptiker sich am weitesten zu verklettern pflegt, von den Erkenntnissen des Uebersinnlichen und der Zukunft. — Ich setze hiebei aus gemeiner Menschenkunde voraus, daß der Kopf vom Herzen gar nicht so unabhängig, gar nicht so sehr sein eigner Herr ist, als er's wohl

glaubt; daß es sehr oft unsere Empfindungen sind, durch welche wir unsere Meinungen haben, und daß wir nur in gewisse Lagen gerathen dürfen, um zu handeln, und selbst zu glauben, wie wir handeln und glauben zu können ohne diese Lagen uns nie hätten einfallen lassen. — Vielleicht wünschen Sie ein Beispiel, um dies deutlicher einzusehen, und ich kann damit dienen.

O ich — fingen hier zwei zugleich an, F** und die Wirthinn, und nun wollte jeder, daß der Andere reden sollte. Die Wirthinn, natürlicher Weise, sprach ihr Wort zuerst: O ich bitte darum; — und nun sprach es ihr F** in einem Tone nach, der uns Alle zum Lächeln brachte.

Denken Sie Sich also, sagte J**, einen Mann, der Erfahrung, Einsichten, Grundsätze hat, der aber mit zeitlichen Gütern schlecht versehen ist, und der eben jetzt eine namhafte Summe herbeischaffen muß, wenn er nicht seinen Credit und seine Ehre will zu Grunde gerichtet wissen. Ehemals hatte dieser Mann einen Freund, auf den er mit Sicherheit rechnen durfte, der mit der uneigennützigsten Großmuth in jeder Noth ihm beisprang, oder vielmehr, der es nie mit seinem Bedürfniß so weit kommen ließ, daß es zur Noth ward. Dieser Freund ist jetzt selbst gefallen, ist durch gewagte, tolldreiste Unternehmungen selbst zum Bettler geworden. An wen soll er nunmehr sich wenden? An einen schmutzigen Wucherer, an einen unbarmherzigen Blutsauger, der sein Geld zu den ungeheuresten Zinsen ausborgt? Es ist offenbar nur Hinhalt, nur Vergrößerung des Ruins; aber wird der Unglückliche das überlegen? Wird er nicht, in seiner Noth, einen Schritt thun, dessen er bei seinen Erfahrungen, Einsichten, Grundsätzen, völlig unfähig schien? — Oder ein anderes Beispiel! — Nehmen Sie auf einen Augenblick die Lüge

ir wahr an, womit uns einst die öffentlichen Blätter unter-
elten, daß Frankreichs Aerzte die Trüglichkeit und Charlata-
rie ihrer Kunst öffentlich und einmüthig anerkannt hätten: wird
rum der leidende, von Schmerzen gefolterte Kranke aufhören,
n Hülfe zu jammern? wird er nicht, wenn der kunstverstän-
ge Arzt sie ihm verweigert, sich mit halbem oder mit vollem
lauben dem ehemals verspotteten, marktschreierischen Empiriker
die Hände liefern? Wird es ihm nicht immer noch besser dün-
n, mit einer falschen, als mit gar keiner Hoffnung zu leiden?

Daß eine Neigung zu so etwas entstehen könne, sagte L**,
ume ich ein; aber ob es mit dieser Neigung bis zur That kom-
en werde — —

Bei starken Seelen, bei kraftvollen Charakteren nimmermehr!
ef hier F**.

Also doch bei schwächern Seelen, bei biegsamern Charak-
ren, erwiederte J**: das will sagen, in jedem Fall bei den
eisten; und in unserm Fall, eben nicht bei den schlechtesten See-
n, bei den verächtlichsten Charakteren.

In unserm Fall? fragten die beiden Gegenredner. In welchem?

Hm! sagte J**; hätt' ich's doch nicht geglaubt, daß ich meine
eispiele, die ich für so klar und treffend hielt, noch erst an-
enden müßte! Doch wenn Sie es fordern — — Der Mann
n Einsicht und Erfahrung, dessen Credit und Ehre auf dem
piele stehen, und der sich nach Mitteln zu seiner Rettung um-
eht; der leidende Kranke, der um Hülfe und um Linderung
iner Schmerzen jammert: ist das Bild von uns Allen, die wir
schwache, bedürftige, hinfällige Wesen sind, und die wir doch
unserer Natur die unauslöschlichste Begierde nach Glückselig-
it und nach Fortdauer haben; der uneigennützige, aber durch

seine gewagten Unternehmungen selbst in Armuth versunkene Freund, der kunstverständige, aber seine eigene Kunst verlachende und verhöhnende Arzt, ist die ehemals hülfreiche Vernunft, der wir uns mit Zutrauen nahten, und Muth und Hoffnung von ihr empfingen; der schmutzige, unbarmherzige Wucherer, der verspottete marktschreierische Empiriker, ist die Phantasie mit ihrer scheuslichen Ausgeburt, dem Aberglauben: und die ganz vollkommene Aehnlichkeit der Fälle ist's, warum der leidende, von der Vernunft verlassene Denker, wie sehr auch Anfangs Kopf und Herz sich sträuben mögen, doch am Ende zu dem nichtswürdigen Wucherer, zu dem verachteten Marktschreier hinan muß.

Immer muß! sagte L**; nichts als muß! Das ist denn doch wahrlich mehr, als Sie durchsetzen können, mein Freund. Ein Hinneigen dazu räum' ich wiederholt Ihnen ein; aber diesem Hinneigen stemmen sich gleich Anfangs so große Zweifel, so mächtige Ueberzeugungen entgegen — —

Daß es durchaus ohne alle Wirkung bleiben muß, sagte F**. Eine starke, muthvolle, entschlossene Seele —

Ist doch wohl, fragte J**, eine außerordentliche, ungewöhnliche, über die gemeine Menschheit sich weit emporschwingende Seele?

F** machte eine Miene, die den Lobspruch, der in dieser Frage versteckt zu seyn schien, eben nicht ablehnen sollte.

Unvergleichlich! rief J**. Sie geben mir da den Sieg in die Hände. — Schildern Sie uns den Skeptiker nur so, daß er mit der übrigen Menschheit in vollem Gegensatz komme; daß er in seiner Empfind=, wie in seiner Denkart gleichsam ein Geschöpf aus einer ganz andern Welt werde! Lassen Sie ihn bey dem Grabe seines redlichen Freundes, seines zärtlichen Weibes

eines einzigen Sohnes sich gleichgültig darüber hinsetzen, ob er Tod Vernichtung ist, oder Uebergang zu einem andern und essern Leben! Lassen Sie ihn sein eigenes Dasein mit einer Verachtung wegwerfen, womit man eine alte, abgetragene, zerissene Hülle wegwirft; und hören Sie jetzt das Ihnen aufgeparte Dilemma! Entweder ich habe Recht, oder Sie. Entweder fällt unser Denker selbst, gleich einer der schwächern gereinern Seelen, in den verlassenen Aberglauben zurück; oder er leibt, als eine starke ungewöhnliche Seele, in seiner Zweifelei nerschüttert. Den dritten Fall, daß er sich gemach auf einen ernünftigen, bescheidenen Dogmatism zurücksenken sollte, nehmen ir beide nicht an. Setzen wir jetzt von den obigen Fällen en einen, daß der Denker selbst in den Aberglauben zurückürzt, so ist die ehemalige Lichtquelle für die Menschenmenge erloren: denn ich bitte Sie, was für Licht läßt sich von einer usgebrannten Sonne hoffen, die selbst kein's mehr hat? Setzen ir den andern Fall, daß der Denker auf seinem Sinn unerchüttert beharrt, so ist er von der gewöhnlichen Menschheit in inem so ungeheuren Abstand, ist für sie so ganz wie nicht da, ls für unsere Erde ein Firstern nicht da ist, der im äußersten ether irgendwo leuchten mag, ohne daß seit dem Anfang der Dinge nur Ein Strahl von ihm sie erreichen konnte. In beien Fällen also bleibt die arme Menschheit sich selbst und jeem betrüglichen Irrlicht überlassen, das so lange vor ihr herjaukeln wird, bis sie sich, zum Ersticken tief, in grundlose mehitische Sümpfe verirrt hat. — O meine Herren! Lassen Sie ns doch ja die Weisen der ältern Schule in Ehren halten, die em Verstande und dem Herzen der Menschen nahe genug blieen, um auf beide einwirken zu können! Lassen Sie uns den

Himmel bitten, daß diese menschlichern Weisen, deren Licht, indem es erhellte, auch erfreuete und erwärmte, nie unter uns aussterben mögen! Denn nur zu bald möchten wir sonst die Klage des Propheten wieder anstimmen müssen: Siehe! Finsterniß bedecket das Erdreich, und Dunkel die Völker! — —

Es war spät geworden, und man sehnte sich aufzustehen; die Ermüdung, die gewöhnliche Friedensstifterinn, schloß auch diesmal den Krieg. L** nahm mich in seinem Wagen mit sich. Daß es ein wenig scharf über J**, seine Streitsucht und seinen absprechenden Ton in Dingen herging, die doch wahrlich weder Thatsachen, noch geometrische Lehrsätze sind, können Sie denken. Indessen, sagte L**, so viel Unrichtiges er auch vorgebracht, und so wenig er auch seinen Satz mit allen seinen Bildern, Wendungen und Redefiguren erwiesen hat: so scheint mir doch das nicht zu läugnen, daß ein so gränzenloses Zweifeln, wie es jetzt Ton werden will, weder der Natur unsers Verstandes, noch unsers Herzens gemäß ist; daß wir, in Ansehung der religiösen Gegenstände, durchaus Etwas haben müssen, woran wir uns halten, und daß hier zu kühne Schritte in der Aufklärung thun, uns eher der Finsterniß wieder nähert als uns weiter von ihr zurückbringt. Ich verehre das immer weitere Verbreiten der Aufklärung, als eines der größten Verdienste, die man sich um die Menschheit erwerben kann, und ich wünschte, daß es damit so weit und so tief getrieben würde, als immer möglich, bis in die entferntesten Länder hinein, und in die untersten Stände hinab; aber das ewige Erhöhen der Aufklärung, so wenig es auch gehemmt werden kann und gehemmt werden darf, scheint mir, wahrlich! keine sehr verdienstliche, keine sehr dankenswürdige Sache. —

Der Wagen hielt, und der Bediente öffnete den Schlag; wir mußten das Weitere, was wir noch auf dem Herzen haben mochten, einander schuldig bleiben. — Ich habe die Mühe nicht gescheut, das ganze Gespräch, weil ich es noch frisch im Gedächtnisse hatte, für Sie aufzuschreiben: theils, um Ihnen das verlorene Vergnügen einigermaßen zu ersetzen; theils und hauptsächlich, um Ihre Gedanken darüber zu hören, die für mich immer so viel Neues und Belehrendes haben. Ich hoffe, daß Sie dieses Mal mit den meinigen ziemlich nahe zusammentreffen sollen; und ich schreibe diese bloß darum nicht nieder, weil ich sie des schönern Ausdrucks nicht berauben will, den gewiß Sie ihnen geben werden. Ich bin u. s. w.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

J. J. Engel's

Schriften.

Dritter Band.

Fürstenspiegel.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1844.

Vorrede.

Die Moral ist für alle Menschen nur Eine: eben die Wahrheiten, die der Sclave Epiktet sich entwickelte, waren auch brauchbar für einen Statthalter und einen Kaiser, für Arrian und für Marc Aurel. Aber gewisse Anwendungen dieser Moral gehören nur für gewisse Stände, weil sie nur auf die Geschäfte, Verhältnisse, eigenen Vorurtheile und Leidenschaften dieser Stände Beziehung haben. — In eben dem Sinne giebt es eine eigene Moral für das Frauenzimmer und für den Mann, eine eigene für das Alter und für die Jugend.

So wie besondere Sittenlehren, so giebt es auch besondere Erfahrungen von Menschen, besondere praktische Kenntnisse, die für gewisse Stände ganz unentbehrlich, für andere desto unbrauchbarer sind. Wer das Scepter und wer den Pflug, wer den Degen und wer den Richterstab führt, hat jeder seine eigenen Beobachtungen, Grundsätze, Warnungsregeln nöthig. —

Die Absicht bei nachstehenden Aufsätzen ist: jungen Prinzen, und besonders solchen, die zum Regieren bestimmt sind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu sagen; nicht, wie gewöhnlich, in Bildern, als wodurch der Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, sondern mit aller der Offenheit, die sich ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht diesen die Furcht vor Anwendungen bände.

Ist der Ton in manchen dieser Aufsätze spottend, oder selbst bitter, so hat ihn wahrlich weder Muthwillen, noch Galle dazu gemacht: bloß die Wirkung, die der Aufsatz bezielte, hat ihn so vorgeschrieben. Durch zu bescheidene Verschleierung wird keine Scham, und durch zu furchtsame Schonung wird kein Abscheu erregt.

Die einzige pflichtmäßige Schonung war die: Beispiele von Fehlern und Lastern nicht aus der Mitwelt, sondern aus einer schon entferntern Vorwelt zu nehmen.

Uebrigens wird man Recht haben, diesen Versuchen vorzuwerfen, daß sie mehr den Gedanken zu einem Buche geben, als selbst das Buch. Noch weit mehrere Gegenstände hätten können behandelt, und von denen, die vorkommen, hätte so viel mehreres gesagt werden können. Aber wenn die hier gelieferten Aufsätze Beifall finden, so wird das Ermunterung seyn, sie zu vermehren; und wenn sie keinen finden, so war es schon an diesen zu viel.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Krieger-Ehre	3
Fürsten-Wollust	6
Der Mann von Roß	12
Verschwendung	15
Freundschaft	19
Wahrheit	25
Anstand	31
Empfehlungen	39
Spiel	43
Aufwand	46
Redlichkeit	51
Jagd	56
Wildbahnen	58
Feinheit	61
Offenheit	64
Denkfreiheit	68
Witz	74
Nationalehre	77
Culturgrad	81

Seite

Vergeltung. 87
Geschichte. 90
Widerruf. 95
Fassung. 100
Menschenwürdigung. 106
Vertrauen. 110
Jugendfleiß. 118
Zeitvertreibe. 125
Müßiggang. 129
Schmeichelei. 131
Nachruhm. 139
Sittenwerth. 142
Vorsicht. 150
Bescheidenheit. 152
Rache. 157
Sicherheit. 163

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

Fürſtenſpiegel.

Drei Lehren faſſ' ein Herrſcher wohl in's Herz.
Die erſte: daß er über Menſchen herrſcht;
Die andre: daß er nach Geſetzen herrſcht;
Die dritte: daß er nicht auf immer herrſcht.

Agathon nach Voß.

Krieger-Ehre.

„Der Staat, sagte ein Held und Weiser vom ersten Range, hat zweierlei Mittel, wodurch er belohnt: Metall, und Ehre. Beide werden durch Aufopferungen erworben, und nach dem Werth dieser Aufopferungen vertheilt."

„Wessen Dienste nichts als körperliche Kräfte erfordern, der hat dafür nichts als Metall zu erwarten. Anstrengungen von nicht gewöhnlichen Seelenkräften wollen zugleich mit Ehre belohnt seyn; mit mehr Ehre, große Tugenden, große Eigenschaften des Charakters; mit der meisten Ehre, die höchste Tugend."

„Wenn es edel ist, seine Einsichten, seine Fähigkeiten, seine Bestrebungen, ein ganzes Leben hindurch, dem Wohl des Ganzen zu widmen, so ist es noch edler, das Leben selbst, dieses liebste und kostbarste aller Besitzthümer, die Bedingung und den Inbegriff aller Güter, dafür hinzugeben. Der höchste Glanz der Ehre gebührt daher ohne Zweifel dem Krieger." — —

Und so hätte denn der Krieger vielleicht nicht Unrecht, wenn er auf die übrigen Stände mit einer Art von Verachtung herabsähe? Das höchste Unrecht! Denn gerade er, wenn die an-

geführte Schlußfolge auf ihn passen soll, muß gegen alle Stände die größte Achtung, das wärmste Wohlwollen zeigen.

Für wen wagt der Krieger sein Leben? Für den Staat, oder wenn man will, für den Regenten; denn Beides ist Eins. Der Regent ist, nicht als Einzelner, sondern nur dadurch wichtig, daß sich das Interesse Aller in ihm vereinigt. Der Staat aber ist der Inbegriff aller Stände, so wie jeder Stand der Inbegriff aller ihm zugehörigen Individuen ist. Wie könnte nun der denkende Krieger irgend eines davon verächtlich finden, wenn Alle in ihrer Verbindung ihm es werth scheinen sollen, daß nicht nur er, sondern noch Tausende seiner tapfern Mitkrieger, für die Sicherheit und Wohlfahrt derselben ihr Leben opfern? Wäre sie ihm wirklich verächtlich, und er wagte dennoch für sie sein Leben, so würde er das Bekenntniß ablegen: daß er sein Bestes, sein Leben, und das Leben so vieler Tausende seiner Mitbrüder für noch verächtlicher, als das Verächtliche, halte.

Darum aber darf er seinen wahren Werth nicht verkennen. Indem er jedem andern Stande Achtung erweist, darf er für den seinigen eine noch höhere Achtung fordern. Die Krämerseele, die ihm diese verweigert, weil sie ihren kleinen Beitrag zu den Unterhaltungskosten des Kriegstandes berechnet, und Blut und Leben eines edlen tapfern Mannes gegen Gold wägt, ist seiner ganzen Verachtung — vielmehr seines ganzen Mitleidens — würdig. Leben hätte der edle Krieger in jedem andern Stande auch können, und vielleicht besser leben; er wählte den seinigen weil er in ihm den ersten, den verdienstvollsten erkannte. —

Aber wessen Wahl nun nicht aus so edlen Bewegungsgründen geschah? Wen ein stumpfsinniges Vorurtheil, oder Armuth oder Ungeschicklichkeit zu jedem andern Geschäfte, oder gar Scheu

vor Arbeit, zum Helden machte? — Ein solcher freilich hat der Krämerseele, die ihn verachtet, nichts vorzuwerfen, und eben für ihn ist obige Betrachtung geschrieben. Denn, was den wahrhaft edlen Krieger nie anwandeln wird, das könnte leicht ihn in seiner Einfalt anwandeln: daß er auf die übrigen Stände geringschätzige Blicke würfe, und dadurch sich diesen Ständen, als selbst geringschätzig, verriethe.

In Zeiten der Barbarei, wo der Krieger Räuber, oder unter zügellosen Despoten, wo er blindes Werkzeug einer willkürlichen Macht ist; da ist von der Ehre desselben ganz und gar nicht die Rede. Er kann hier nur gefürchtet und geflohen, aber unmöglich kann er geachtet werden. Die Ehre dieses Standes fällt nur auf den edeldenkenden Patrioten, nicht auf den Räuber, oder den Söldner.

Fürsten-Wollust.

Ohne noch auf die Gefahr zu sehen, die aus einem zu großen Drucke des Volks für die Regierungen erwachsen kann, wird jeder Regent von einigem Edelmuth wollen, daß der Geringste im Volk soll leben, und daß er dann und wann auch des Lebens soll froh werden können. Er wird dem fleißigen Arbeiter, dessen saure Mühe die erste Quelle der Nahrung und des Wohlstandes ist, nicht nur für alle Tage sein gutes, reichliches Brot, sondern auch, mit jenem wohldenkenden Könige, für den Sonntag sein Huhn im Topfe gönnen.

Dazu aber wird gehören, daß sich der Fürst, der Alles, was er hat, nur durch sein Volk haben kann, in seinen Begierden zu mäßigen wisse; daß er nicht Forderungen auf Forderungen mache, Abgaben auf Abgaben häufe, sondern für das Vermögen der Unterthanen Achtung und Schonung beweise.

Ein vortreffliches Beispiel, welchem alle Fürsten nachahmen sollten, giebt in dieser Hinsicht Ludwig der Zwölfte von Frankreich. Man erzählt, daß, wenn ihn zuweilen die Noth getrieben, dem Volke irgend eine neue, wenn auch nur geringe,

Last aufzulegen, er es nicht ohne den größten Kampf und ohne Thränen im Auge gethan habe. Aber nie rührte die Noth dieses Königs von seiner Ueppigkeit und Verschwendung, nie von jener übelverstandenen Großmuth her, womit oft Fürsten an einige Einzelne wegwerfen, was viele Tausende haben erarbeiten müssen. Ludwig war, bei aller seiner Herzensgüte, doch nur karg mit Geschenken; er betrachtete das, was er von seinen Unterthanen zog, nicht als eigenes, sondern als fremdes, bei ihm niedergelegtes Gut; und er war viel zu sehr Mann von Ehre, um mit fremdem Gute nach eigener Willkür zu schalten.

Für diese edelmüthige, oder vielmehr für diese pflichtmäßige, rechtschaffene Denkungsart hieß er Vater des Volks: eine Benennung, welche die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, die bis zur Schwärmerei ging, ihm beigelegt, und die Gerechtigkeit der Nachwelt ihm bestätiget hat. —

Kommen Zeiten, in welchen größere Aufopferungen für den Staat nothwendig werden, so wird das geschonte, väterlich behandelte Volk nicht allein fähiger, sondern auch bereitwilliger und freudiger seyn, sie zu machen. Es darf die Nothwendigkeit dieser Aufopferungen nur einsehen; und es wird ohne Murren, ja oft unaufgefordert, seine Schätze, seine Ersparnisse, selbst einen Theil seiner Nothdurft, dem geliebten Fürsten entgegentragen, dessen Erhaltung und Wohl mit Erhaltung und Wohl des Vaterlandes Eins ist. Wenn der patriotische Bürger sein Theuerstes was er hat, das Blut seiner Kinder, für sein Vaterland hingeben kann; wie sollt' er Schwierigkeit machen, für den Schutz desselben einen Theil seiner weit geringern Güter zu opfern?

Aber freilich, wenn mitten im Frieden und im Ueberflusse ein Volk das Elend des Krieges und des Mangels tragen; wenn

es sich von demjenigen selbst, der es gegen fremden Raub zu schützen verbunden wäre, soll ausrauben lassen, und zwar zu Absichten, die auf öffentliches, allgemeines Wohl schlechterdings keine Beziehung haben; wenn es nicht allein jede Freude, sondern selbst die Nothdurft des Lebens, wie in einer belagerter Festung, entbehren soll, damit der Fürst seine sinnlosen Verschwendungen, vielleicht außerhalb Landes, bestreiten, eine Schaar verächtlicher Ausschweiflinge und Schmeichler besolden, oder in den Schooß lasterhafter Wollust ganze Haufen des so schwer gewonnenen und noch schwerer entbehrten Goldes hinschütten könne: da muß nach und nach Kälte, Unzufriedenheit, Erbitterung, Lust zur Empörung, alle Gemüther erfüllen, und Vaterland und Fürst, zu welchen die Liebe sonst so natürlich ist, müssen es endlich kaum mehr werth scheinen, daß man sich ihrer annehme und sie beschütze. —

Ein guter Fürst wird immer suchen zweierlei Vortheile zu vereinigen; zuerst: sein Volk mit so wenigen Lasten zu beschweren, als möglich; und zweitens: ihm von dem, was es hergiebt, einen allgemein nützlichen, wohlthätigen Gebrauch zu zeigen. Der beste Fürst wird seyn, wer dies beides am eifrigsten will; der glücklichste, wer es zugleich am leichtesten kann. Zu diesem Können aber wird gehören: daß ihm sein gutes Gestirn eine ruhige, friedliche Herrschaft verleihe, daß er von seinen Vätern keine zu große, drückende Schuldenlast erbe, und daß er, bei der Beschränkung seiner eigenen Kräfte, das Glück habe, einsichtvolle, redliche Diener zu finden. Mit diesen Vortheilen, und mit seinem großmüthigen Herzen, wird er sich dann eine Quelle öffnen, aus der ihm für sein ganzes Leben die süßesten Freuden strömen werden; und wenn er einst nicht mehr ist, so wird er

sich ein Denkmahl errichtet haben, an dessen Fuße auch die spätere Nachwelt ihm noch Dank weinen wird.

Wahrlich! wenn so manche Fürsten sich besser auf die eigentliche höchste Freude des Lebens verständen; sie würden sehr gern alle nur mögliche Ersparungen für sich selbst machen, um desto mehr für Andre zu wirken. Man wirkt nicht besser für sich, als durch dieses Wirken für Andre: denn je mehr man Gutes, das aus eigener Kraft und Tugend entsprang, um sich her verbreitet; desto mehr wächst die innere Zufriedenheit und das Wohlgefallen an sich selbst, das alle Vergnügungen der Erde nicht geben können, und das nie in der Seele erwacht, ohne sich sogleich als die erste und höchste aller Vergnügungen anzukündigen. Jedes gestiftete Gute ist gleichsam ein Spiegel, der uns das reizende Bild unserer eigenen sittlichen Vortrefflichkeit vorhält; ein Bild, dessen Anschauen eine weit feinere, tiefere Wollust gewährt, als das Anschauen der vollendetsten körperlichen Schönheit, die doch nie eignes Verdienst, sondern nur Geschenk der Natur ist. Ein Fürst, der diese Wahrheit verkennt, oder dem es an Muth zu den Anstrengungen und Aufopferungen fehlt, ohne die jenes höchste Glück freilich nicht zu erreichen steht, die aber im Grunde so äußerst leicht sind, verliert dabei in weit größerm Maaße, als Andre; denn er hatte vor Andern so viel größere Vortheile voraus: einen weit ausgedehntern, freiern Wirkungskreis, und weit mannichfaltigere, kräftigere Mittel zum Wirken. —

Wäre denn die Wollust, Einöden mit Leben zu bevölkern, Armuth in Reichthum umzuschaffen, Niedergeschlagenheit zum Frohsinn zu erheitern, Unvermögende zu versorgen, Träge nützlich zu machen, Unwissenden Kenntnisse zu geben; wäre eine so

edle, so mannichfaltige Wollust nicht einiger kleinen Entbehrungen werth? Oder wären's auch nur Entbehrungen, wenn jene üppigen, verschwenderischen Hoffeste wegfielen, die immer im Genusse so fade, und im Nachschmacke so ekelhaft sind? wenn die übertriebenen Ausgaben für Hofstaat, Tafel, Garderobe, Marstall, Spieltisch, Jagden, Lustreisen, auf die Hälfte herabgesetzt würden? — Soll das Volk zu jenen wohlthätigen Absichten alles allein geben; so erliegt es unter der Last. Aber, nur die bezeichneten Ersparnisse in die Hand genommen, und dann die Augen auf die Mängel des Landes umhergeworfen; wie viel wird der Fürst aus ganz eigener Kraft, oder doch mit nur sehr mäßigen Zuschüssen, ausrichten können! — Dort werden faule ungesunde Moräste sich in fruchtbare Wiesen verwandeln, die ganze Heerden ernähren; hier, auf diesem trocknern, ungünstigern Boden, werden junge für die Nachwelt nutzbare Waldungen keimen, und Reichthum und Schönheit zugleich vermehren. Dort wird ein Strom, der alljährlich die fettesten Felder verheerte, durch Dämme in seine Ufer gewiesen werden; hier werden gepflasterte Heerstraßen, oder schiffbar gemachte, verbundene Gewässer, dem Handel Ausbreitung und Leben ertheilen. Dort werden Werkstätten emporkommen, wo eigner Fleiß gewinnt, was sonst fremder verschlang; hier werden Müßiggänger genöthiget werden, sich selbst zu erarbeiten, worum sie sonst das Mitleid betrogen. Dort werden Lehrer den künftigen Bürger bilden der ehemals in roher Unwissenheit aufwuchs; hier wird für Alter und Unvermögen sich eine Freistätte öffnen, wo es Obdach, Ruhe, Nahrung und Pflege finde. — Doch wer berechnet das unzählige Gute alle, das durch fürstliche Sparsamkeit, Thätigkeit, Menschenliebe, bewirkt werden kann? Und wer beschreib-

die Seligkeit eines Regenten, wenn er die Früchte seiner Sorgen und Arbeiten rings um sich her gedeihen, wachsen, reifen sieht; wenn er die unverdächtigen Gesinnungen seines Volkes wahrnimmt, vor dem er nie erscheint, ohne daß Alles hinzuströme, den allgemeinen Vater und Wohlthäter zu sehen und zu segnen; ohne daß Freude und Dank ihm aus jedem Munde entgegenlalle, aus jedem Blicke entgegenstrahle! —

Ein Fürst von solchem Eifer für das gemeine Beste darf dann auch kühnlich von seinen Unterthanen fordern; und sie werden mit Freuden ihm geben. Dies erkannte der unglückliche Karl von England, aber zu spät. In dem so merkwürdigen und rührenden Briefe, den er an seinen Sohn aus dem Gefängnisse schrieb, heißt es unter andern: „Du siehst, wie alle Menschen ihr Geld da anlegen, wo es ihnen wuchert; und wenn ein Fürst, gleich dem Meere, die frischen Gewässer, welche die Ströme ihm zuführen, nur aufnimmt um sie zurückzugeben, so wird sein Volk nicht murren, sondern sich's zur Freude machen, ihn zu einem Ocean zu erweitern. Diese Betrachtungen, mein Sohn, können dich zu einem so großen Prinzen erheben, als dein Vater ein kleiner ist, und deine Regierung kann um so mehr befestiget werden, je mehr die meinige ist erschüttert worden."

Der Mann von Roß.

Zu Roß, einem Flecken in der Englischen Grafschaft Hereford, lebte noch zu Anfange des jetzt verflossenen Jahrhunderts ein Edler, dessen ganzes Leben in Freuden der Wohlthätigkeit hinfloß. Sein Name war John Kyrle; aber kaum war in der ganzen Gegend dieser Name bekannt: er hieß bei Alt und Jung anders nicht, als der Mann von Roß.

Eine reinere, von aller Nebenabsicht entferntere Tugend, als die Tugend dieses Mannes war, hat es wohl nie gegeben. So viel er baute, hat er seinen Namen, seine Familie, seine Verdienste, in keiner Inschrift, keinem Denkmahl verewigt. Er fand sich überflüssig belohnt durch die Zufriedenheit einer Seele, die keine andere Leidenschaft kannte, als Menschenglück zu vermehren, und Menschenelend zu mindern.

Nicht genug, daß dieser Großmüthige einer Menge von Armen wöchentlich ihr Brot austheilte; daß er alljährlich eine Anzahl dürftiger Mädchen ausstattete, verwaister Knaben in die Lehre gab; daß er zum Beistande jedes Kranken, von dem er hörte, mit Rath und mit Arzeneien bereit war, Streitigkeiten

seiner Mitbürger mit Weisheit und Billigkeit schlichtete, und durch beides die ganze Gegend für die verderblichen Menschenarten der Marktschreier und der gewinnsüchtigen Anwalde brotlos machte: — er unternahm auch große kostbare Werke, die ohne fürstlichen Aufwand nicht vollbracht werden konnten. Mitten durch ein unwegsames Thal ließ er eine bequeme, geräumige Heerstraße pflastern, sie mit schönen Reihen schattiger Bäume bepflanzen, und Ruhebänke für ermüdete Wanderer in gehörigen Entfernungen setzen. Die nackten Gipfel benachbarter Berge, die eine unangenehme Aussicht gewährten, bedeckte er mit Waldung, leitete frische Quellen in die Ebene, um Menschen und Vieh zu erquicken, und machte durch alles dieses die Gegend besuchter, fruchtbarer, schöner. Der Kirche des Fleckens fehlte ein Thurm: Er, aus seinen Mitteln, baute ihn auf; es fehlte an einem Versorgungshause für Alte und Unvermögende: Er, ohne Beisteuren zu sammeln, ließ den Grund dazu legen, vollendete es, und versorgte die Anstalt mit Einkünften. Noch jetzt wird sein Andenken von Greisen und Kranken, die dort Verpflegung finden, gesegnet.

Als der edle, lebenssatte Greis in seinem neunzigsten Jahre entschlief, hörte man in Roß und in der ganzen Gegend umher laute Klage. Alles drängte sich hinzu, um die Züge des Menschenfreundes noch einmal zu sehen; Alles wollte die erstarrten wohlthätigen Hände noch einmal küssen. —

Natürlich schließt man aus einer so verschwenderischen Wohlthätigkeit, daß sie von ungewöhnlichen Reichthümern unterstützt worden sei; daß dieser Edle entweder zahlreiche Landgüter besessen, oder ausgebreiteten Handel getrieben, oder eigene ergiebige Bergwerke gebaut habe. Aber ganz im Gegentheil war

er, nach Brittischem Maaßstabe, so wenig reich, daß er kaum oder nur eben wohlhabend war; der einzige Vortheil, daß er in ehelosem Stande und bis zum höchsten Alter hinauflebte, kam seiner Tugend zu Statten. Sein ganzes jährliches Einkommen war, nach entrichteten Abgaben, mehr nicht, als — fünfhundert Guineen. Mit diesen so eingeschränkten, beinahe dürftigen Mitteln, konnte sparsame Genügsamkeit, im Bunde mit unermüdeter Menschenliebe, solche Wunder verrichten! —

Pope, der in dem dritten seiner moralischen Versuche das Andenken dieses Mannes verherrlicht, ruft aus: „Erröthe, Größe! „Falscher Glanz stolzer Höfe, verschwinde!“ Und wahrlich! nicht bloß erröthen; vor Scham vergehen sollten Fürsten, die, mit so viel mehr Beruf und so viel größern Mitteln zum Wohlthun, auch nicht Ein Denkmahl ihrer Milde und Großmuth stiften, die, wenn sie einst in die Gruft hinabfahren, weiter nichts zurücklassen werden, als Flüche von Unterdrückten, Thränen von Gemißhandelten, und — o der Schande! — zu allen hindurchgebrachten Reichthümern noch eine Schuldenlast, die zu tilgen kaum ein halbes Jahrhundert hinreichen wird.

Verschwendung.

Jakob der Erste von England verschenkte dreitausend Pfund, die so eben in den Schatz sollten gelegt werden, an einen unwürdigen Günstling; bloß, weil er diesen Günstling seinem Nachbar zuflüstern hörte: Wie glücklich, wer im Besitz dieses Geldes wäre!

Eben dieser Jakob machte, vor übergroßer Freude, daß er aus einem Könige von Schottland ein König von Großbritannien geworden war, zweihundert und drei und siebzig Personen, innerhalb sechs Wochen, zu Rittern. — Ein lustiger Kopf bot, bei dieser Gelegenheit, ein Arcanum zur Stärkung des Gedächtnisses an, um die vielen Namen der neugeadelten Herren besser behalten zu können.

Es fragt sich: welche von diesen beiden Verschwendungen die größere war; ob die des Geldes, oder die der Titel und Ehrenzeichen?

Jene erstere war im Grunde nicht klein; denn der an Einkünften beschränkte und immer mit Schulden belastete Jakob hatte sicher keine so beträchtliche Summe zum Wegwerfen. —

Und welcher König auf Erden hat sie? Der reichste wird arm, wenn er alles das Gute überrechnet, das er stiften, die Mängel, denen er abhelfen, die Verdienste, die er belohnen, die Talente, die er ermuntern könnte. Soll ein schmeichlerischer, verdienstloser Günstling wegnehmen, was zu so würdigen, zu so wahrhaftköniglichen Zwecken verwandt werden kann?

Dennoch möchte die zweite Verschwendung, die der Titel und Ehrenzeichen, noch ein wenig tadelnswürdiger seyn. Sie möchte einen noch größern Beweis von jener Schwäche und Unbesonnenheit geben, die in dem Charakter Jakobs, und man darf sagen, aller Stuarte, ein so hervorstechender Zug ist. —

Wenn alle Menschen den Trieb fühlen, sich vor ihren Mitbrüdern auszuzeichnen, so fühlen ihn vornehmlich die talentvolleren, die edleren Menschen: und auf diese kömmt es bei dem Glück einer Regierung immer vorzüglich an. Geld wirkt auf solche Menschen nur schwach; oder wenn es auch auf einige stärker wirkt, so beseelt es doch nie zu so kraftvoller Thätigkeit, zu so glühendem Eifer, als Ehre. Ehre daher ist das edlere, höhere Belohnungsmittel, das weit sorgfältiger, als Geld, geschont werden muß.

Ferner: was von Gelde übrig bleibt, oder was vielleicht noch künftig hinzu erspart werden mag, das behält, trotz des weggeworfenen, seinen Werth, und kann noch immer zu allen den Zwecken dienen, die mit Gelde erreichbar sind. Wie ganz anders ist das mit Würden und Ehrenzeichen! Wenn diese nicht mit der sparsamen Hand einer Elisabet, der Vorgängerinn Jakobs, ausgetheilt werden, so sinkt ihr Werth immer tiefer und tiefer, und wird am Ende zum völligsten, entschiedensten Unwerth. An ganze Schaaren von Menschen diese Ehrenzeichen

auf einmal wegwerfen, heißt vollends, sie wie falsche Münze verrufen. Welcher Mann von feinerm Ehrgefühl, wenn er nicht aus innern höhern Beweggründen dem Staat seine Kräfte opfert — und solcher Edlen giebt es zu allen Zeiten nur wenige — wird die Ruhe von nur Einer Nacht entbehren wollen, um sich eine Auszeichnung zu verschaffen, die keine mehr ist? um mit einem Sterne oder einem Kreuze zu prunken, womit schon jede Hofschranze, jeder unbärtige Knabe herumläuft? — Was zu ausgezeichneten Verdiensten ermuntern soll, das muß auch nur an solche gegeben werden; und weil Verdienste, von Vielen erworben, nicht mehr ausgezeichnet seyn würden, so kann es immer nur an sehr Wenige kommen. —

Welchen Werth auch eine ganz kleine Gabe durch ihre Seltenheit und durch die kluge Auswahl der Theilnehmer erhalten könne, erfuhren einst die Korinthier, als sie Alexandern ihr Bürgerrecht überreichten. Der König lächelte über die Geringfügigkeit des Geschenks. „Wisse," sagte einer der Abgeordneten, der sein Lächeln bemerkte: „seit dem Herkules bist du der Erste, dem wir unser Bürgerrecht gaben." Auf diese Erklärung nahm es der Welteroberer mit Freude und mit Hochachtung an; er sah nun nicht mehr, wie sich Seneca etwas kostbar ausdrückt, auf die, die gaben, sondern auf den, dem sie gegeben hatten. —

Hätte Jakob zu jenen Zeiten gelebt, wo es den Königen noch darauf ankam, den Trotz des Adels zu brechen und den Stolz der Ritter zu demüthigen; so wollten wir sein Verfahren für einen Beweis von Staatsklugheit nehmen. Eben das war zur Erreichung jenes Zwecks ein höchstwirksames Mittel, daß man die Zahl der Ritter, ohne Rücksicht auf rühmliche

Thaten und Eigenschaften, die ehemals allein zu diesem Stande geführt hatten, in's Unendliche mehrte. Der Edelmann von echtem Stolze erröthete nunmehr, sich einem Stande zuzugesellen, den er so schändlich entweiht sah; er fing an zu verachten, was seine Ahnen ehemals mit so bewundernswürdiger Anstrengung, als eine Ehre, die selbst die königliche übertraf, sich errungen hatten. — —

Man preist an Jakob einstimmig, daß er ein sehr unterrichteter, ein gelehrter Herr war; aber wohl nicht immer muß ein gelehrter Herr auch ein kluger seyn. Denn es wäre sonst unbegreiflich, wie Jakob so offenbar und so freiwillig an einem Vermögen hätte verarmen wollen, das für Regenten von so unschätzbarem Werth ist: an dem Vermögen, zu ermuntern und zu belohnen.

Freundschaft.

Wer zuerst den Ausspruch that, daß Fürsten keinen Freund haben können, der mochte eine sehr gute, aber er konnte auch eine sehr boshafte Absicht haben. Jenes, wenn er die Fürsten aufmerksam auf die Fehler machen wollte, wodurch sie sich selbst des höchsten Erdenglückes berauben: auf ihren Leichtsinn, ihren Stolz, ihren Eigenwillen; dieses, wenn er sie gegen die Menschheit erbittern, und sie das gar nicht zu suchen bereden wollte, was doch einmal für sie nicht zu finden wäre.

Laßt einen Fürsten eine theilnehmende, edle, offne Seele besitzen; laßt ihn mit allen den Liebenswürdigkeiten des Geistes und des Charakters geschmückt seyn, die jenes schöne Band unter den Menschen zu knüpfen dienen: warum sollte nur Er seine Arme der Freundschaft vergebens öffnen? warum nur für ihn kein theilnehmendes Wesen da seyn, das sich mit Freuden hineinwürfe?

Wahr ist an jenem Ausspruche nur das: daß Fürsten, auch wenn sie selbst durch keinen Fehler des Charakters sich der Freund-

schaft unwürdig machen, dennoch mehr Schwierigkeiten, als Andere, finden, einen wahren Freund zu besitzen. Zu ihnen hin drängt sich Alles, und der Eigennützige eifriger als der Edle; während zu dem Privatmanne weit eher nur der sich anfindet, den eine gewisse Sympathie, oder auch wahre Achtung für den Charakter anlockt. Es gehört mehr als Unterscheidungsgabe, es gehört auch noch gutes Glück dazu, um unter jenem vermischten Haufen, wo ein jeder die Miene der wärmsten Anhänglichkeit heuchelt, nicht fehl zu greifen, nicht den Falschen mit dem Rechtschaffenen, den bloß angenehmen Gesellschafter mit dem wahrhaft wohlwollenden Freund zu verwechseln.

Und wenn nun auch wirklich ein Fürst so glücklich war, die beste, richtigste Wahl zu treffen; wie soll er sich die Ueberzeugung davon, und mit ihr den vollen Wohlgeschmack seines Glücks verschaffen? wie unterscheiden, was aus Freundschaft, und was aus Eigennutz; was um sein selbst, und was um der Vortheile willen geschah, die mit seiner Zuneigung verknüpft sind?

Sei es, daß der Freund von ihm keine Güter, keine Ehrenämter, keine Standeserhöhung, keine Ordensbänder verlangt; daß er wohl gar, wenn solche Vortheile ihm angetragen werden, sie als überflüssig für seine Zufriedenheit ablehnt: giebt das einen sichern, zweifelfreien Beweis seiner Gesinnungen? — Schon die Achtung und der Einfluß, die der bloße nähere Umgang mit dem Fürsten verschafft, können dem klugen Weltmanne von feinerer Eitelkeit genug seyn, und hinter dem Schein von Uneigennützigkeit kann der höchste Eigennutz sich verbergen.

Aber wenn nun der Freund, bei wichtigen Anlässen, nicht etwa nur dem Staate, sondern unmittelbar der Person des Fürsten sehr große, vielleicht sehr gefahrvolle Dienste leistet? —

Mögen diese Dienste so groß, und so gefahrvoll seyn, als sie wollen! Mit einiger Menschenkenntniß — denn so nennt man ja gern den Unglauben an Tugend und Rechtschaffenheit — lassen sie sich alle verdächtig machen.

Große Dienste fordern große Belohnungen; und wer diese zu ertheilen hat, ist der Fürst. Woher nun entscheiden, ob der Dienstleistende mehr den Fürsten, oder mehr die Belohnung im Auge hatte? — Es ist, sagt man, ein wahrhaft wohlgesinnter, uneigennütziger, vortrefflicher Mann. — Sehr wohl. So bleibt auch dann noch die Frage: ob er nicht bloß aus patriotischer Anhänglichkeit an den Staat handelte, dessen Schicksal mit dem Schicksale des Fürsten so innig verwebt ist? Vielleicht, daß eben der Fürst, den er aus den feindlichen Schaaren mit Gefahr seines Lebens herausriß, ihm für seine Person äußerst gleichgültig war, ja, daß er eben ihn unter allen Menschen zuletzt zum Freunde würde gewählt haben, wenn nicht der Gedanke: Es ist der Fürst! ihn anders gestimmt hätte. — Ohne persönliche Anhänglichkeit aber und ohne wahre herzliche Theilnahme giebt's keine Freundschaft. Nicht, wie Kraterus, nur den König; auch, wie Hephästion, den Mann, muß man lieben: dann ist man Freund Alexanders.

Wer so grübeln will, grüble! Das Gefühl, eines Freundes werth zu seyn, und ein gewisser innerer Sinn für Freundschaft, der sich weder beschreiben, noch mittheilen läßt, der aber mit der Untrüglichkeit jedes andern Sinnes seine Gegenstände zu fassen weiß, wird alle solche Grübeleien verscheuchen, und den verbindlich gemachten Freund mit voller Wärme des Dankgefühls in die Arme des verbindenden werfen.

Als im Treffen bei Steenkerken der Herzog von Vendome

sich zu tief in's Feuer wagte, sah er auf einmal seinen Kammerdiener Campistron an seiner Seite. — „Was wollt Ihr?“ fuhr der Herzog ihn an. — „Ihnen sagen, daß Sie hier fort sollen, gnädiger Herr; hier ist Ihr Ort nicht.“ Ton und Miene des ehrlichen Mannes verriethen seine innere Empörung. — Gesetzt, daß auch bei diesem Zuge von Ergebenheit, so rein er aus dem Herzen zu kommen schien, noch eigennützige Absichten möglich waren; würden wir es dem Herzoge vergeben können, wenn er selbst so etwas geargwohnt hätte? In der Hitze des Kampfes mocht' er den ehrlichen Campistron seiner Wege weisen — und das wird er um so eifriger gethan haben, je mehr ihm seine Treue gefiel; — aber wenn er, bei der Rückkehr in's Zelt, ihm nicht einen herzlichen Händedruck gab, und nicht eine Thräne im Auge ihn sehen ließ, so werden wir ihn nicht werth achten, daß er ein Prinz war. —

Nach ganz entschiedenen, unumstößlichen Beweisen von Freundschaft werden sich Fürsten wohl schwerlich sehnen. Sie müßten da erst in Lagen kommen, die ihnen unmöglich gefallen könnten; müßten, wie Karl von England, auf den Tod gefangen sitzen, oder, wie Anton von Portugal, ohne Hoffnung der Wiedereinsetzung entthront seyn. Wenn Liebe erst so gefährlich wird, als sie gegen jenen durch die Erbitterung eines fanatischen Volkes, gegen diesen durch den Haß und die Meuchelmörder Philipps es wirklich war; dann sind doch wohl endlich ihre Aeußerungen über allen Verdacht der Falschheit erhaben?

Hamilton, der für die Sache Karls sein Aeußerstes gewagt hatte, und jetzt zu Windsor gefangen saß, fand Mittel vor den unglücklichen König zu kommen, als dieser, auf dem

Wege in sein letztes Gefängniß, durch eben jenen Ort mußte. — „Mein liebster Herr!“ sagte Hamilton, und stürzte, voll der innigsten Rührung, dem König zu Füßen. — „Ihr habt mich wahrhaft geliebt!“ erwiederte Karl, indem er ihn aufhob, um die Herzlichkeit dieses Zeugnisses durch eine Umarmung zu bestätigen. Man riß den König hinweg, und Hamiltons Augen schwammen in Thränen. — Karl verdiente einen so schönen Liebesbeweis; denn er selbst hatte, bei dem Anblick eines Mannes, der um einen andern seiner Freunde, um den ermordeten Ritter Karl Lukas, in Trauer war, einen Strom von Thränen vergossen. Ein Tribut, sagt Hume, den kein einziger von seinen eigenen außerordentlichen Unglücksfällen ihm hätte abzwingen können! —

Die Inschrift, die man zu Paris auf dem Grabe des edlen Portugiesen Diego Botelho liest, gehört zu den rührendsten, die man hat. — König Anton hatte seine Ansprüche auf die Portugiesische Krone gegen die Macht Philipps von Spanien nicht durchsetzen können. Er hatte die Schlacht am Alcantara verloren, und mußte, nach erlittenem unsäglichen Ungemach, sich noch sehr glücklich schätzen, aus seinem Reiche nur entfliehen zu können. Sein Begleiter auf dieser Flucht, und nachheriger unzertrennlicher Gefährte aller seiner Leiden und Gefahren, war eben oberwähnter Botelho. Die Grabschrift sagt uns: daß er ursprünglich aus königlich-böhmischem Blute abgestammt sei; daß er Haupt der portugiesischen Familie seines Namens gewesen; daß er Vaterland, Freunde, Gattinn, Kinder, Alles, für seinen König verlassen, und daß er durch keine Bitten, durch keine versprochenen Ehrenstellen und Belohnungen sich zur Rückkehr in's Vaterland habe bewegen lassen. Nach dem Tode des

Königs, den er volle zwölf Jahre überlebte, blieb er noch der Asche desselben getreu. Er ging auch da noch in sein Vaterland nicht zurück, sondern behielt seinen Aufenthalt zu Paris, weil dort Anton begraben lag; und das letzte Wort seiner erstarrenden Lippen war: daß seine Gebeine nirgend anders, als neben den Gebeinen seines Freundes und Königes, ruhen sollten.

Wahrheit.

Wenn man Niemanden lobt, weil er seinem eigenen Vortheile nachgeht, so, scheint es, sollte man auch Fürsten nicht loben, weil sie sich's gefallen lassen Wahrheit zu hören. Wahrheit ist ja Licht auf dem Lebenswege; und welcher Vernünftige wird nicht lieber im Licht, als in der Finsterniß, wandeln?

Gleichwohl ist es nur zu gewiß, daß die meisten Menschen dieses Licht wenig achten, ja daß sie es tausendmal lieber auslöschten, wo es ihnen gerade am nützlichsten werden könnte: bei Beleuchtung ihrer eigenen Irrthümer und Fehler. Fremde Thorheiten geben ein allerliebstes Gespräch, bei welchem die Eigenliebe sich auf's angenehmste gekützelt fühlt; aber eigene Thorheiten müssen, um's Himmels willen! nicht mit zur Sprache kommen, oder die Unterhaltung wird auf einmal höchst geschmacklos und widerwärtig. Ein Diogenes ist ein spaßhafter, vortrefflicher Mann, so lange er die Laterne gegen Andere richtet; er wird unerträglich, sobald er sich umkehrt, und uns selbst unter die Augen leuchtet.

Wer die Menschen genauer kennt, und wem daran gelegen ist, ihre Gunst zu besitzen, der wird auch durch ihre dringendsten Aufforderungen nicht leicht bewogen werden, ihnen Wahrheiten zu sagen. Er wird sich erinnern, wie es dem armen Gil Blas mit seinem Gönner, dem Erzbischofe, und dem guten Sheridan mit seinem Freunde, dem Dechanten, erging. —

Wenn Prinzen, im Punct des Tadels, noch ein wenig zärtlicher und empfindlicher, als andre Menschen, erscheinen; so sind sie in gewisser Absicht zu entschuldigen, und in anderer sogar zu rechtfertigen. Zu entschuldigen, insofern der sie umgebende Haufe, und besonders der adliche, der ganz ausdrücklich dazu erzogen wird, sie von ihrer Kindheit an nichts als Lob und Bewunderung, auch für die seichtesten Urtheile und die thörichtsten Einfälle, hat hören lassen. Zu rechtfertigen, insofern sie, um ihr nothwendiges Ansehen zu schützen, es nicht wohl dulden können, daß man zu sehr auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen lebe, oder wohl gar, wie es bei freierm Tadel der Fall scheint, sich in der Eigenschaft eines Lehrers und Sittenaufsehers über sie hinaussetze. —

In ältern Zeiten hatten die Fürsten den Vortheil, daß sie manche ihnen nützliche Wahrheit von ihrem Hofnarren hörten, und daß dabei ihre Würde durch die Verächtlichkeit eines Menschen gedeckt ward, der bloß zum Spaßmachen da schien, und dem man, weil gegen ihn so gar Manches erlaubt war, auch seinerseits etwas erlauben mußte. — Wenn jener Narr den Namen seines Königs, Alphonsens von Arragonien, in sein Narrenverzeichniß eintrug, weil dieser König einem sehr unsichern Menschen eine sehr ansehnliche Summe vertraut hatte; oder wenn Kunz von der Rosen Kaiser Maximilian seinen

Vetter hieß, weil er doch gewiß aus eben der Arche Noah abstamme, in welche der Kaiser seinen Stammbaum hatte hinaufführen lassen: so waren das Einfälle, die wegen des Charakters der Urheber mehr Lachen als Zorn erregten, und die denn doch nicht ermangelten, im Stillen ihre Wirkung zu thun.

Ob von den heutigen Höfen der Narr so ganz verschwunden sei, wie es scheint, läßt sich bezweifeln. Aber Kappe und Kolbe, diese ehemaligen Insignien der Narrheit, sind doch wirklich verschwunden, und es ist nur Schade, daß der Muth zum Wahrheitsagen ihnen scheint nachgewandert zu seyn. Die Eitelkeit, und der gute Geschmack, wovon die erstere vielleicht noch mehr als der letztere sich verfeinert hat, lassen nicht hoffen, daß jenes nützliche Aemtchen je, nach seinem vollen Umfange, wieder hergestellt werde. Um so mehr müssen wir wünschen, daß die Weisheit an den Höfen immer höher steigen und einen Grad erreichen möge, der die Narrheit, die ihr sonst zuweilen aushelfen mußte, entbehrlich mache.

Indeß, wenn auch dieser Wunsch in Erfüllung geht, so wird doch bei bloßen Erdengöttern, wie man die Fürsten genannt hat, die Weisheit wohl nie so hoch steigen, daß ihre Einsicht in jedem Falle die richtigste, ihr Entschluß überall der vortrefflichste wäre. Und so wird es, wie viel sie auch Weisheit besitzen mögen, immer den besten Theil davon ausmachen, daß sie fremde Einsichten schätzen und also Widerspruch ertragen, fremde Rechtschaffenheit ehren und also Erinnerungen annehmen lernen. Es ist ein so wahres und in einem königlichen Munde ein so schätzbares Wort, was einst Heinrich der Vierte, in Gegenwart Sülly's, zu seiner Gemahlinn sagte: „Sehen Sie, meine Liebe! es giebt keinen so richtigen Verstand und keinen so recht-

schaffenen Charakter, daß man nicht schwer damit zu fallen in Gefahr wäre, wenn nicht gleich beim ersten Straucheln der gute Rath treuer Diener und wohlmeinender Freunde zu Hülfe käme." —

Der Unannehmlichkeit, seine Würde beim Widerspruche verletzt zu sehen, kann ein Fürst dadurch ausweichen, daß er Freimüthigkeit seinen Dienern willig erlaubt, ja sie ihnen zur Pflicht macht. Ein ehrerbietiger Widerspruch — denn ehrerbietig allerdings muß er seyn — giebt alsdann keinen Beweis von Kühnheit mehr, sondern einen Beweis von Gehorsam. — Zwar legt der Fürst, indem er die Erlaubniß zum Widerspruche giebt, das stillschweigende Bekenntniß ab: daß er nichts als ein sterblicher, dem Irrthume unterworfener Mensch ist; aber daß er kein Gott ist, weiß man schon ohnehin, und sich für einen bloßen Menschen zu geben, ist ehrenvoller, als sich für einen Sohn Jupiter Ammons zu halten. Heinrich erscheint uns gewiß nicht nur liebens-, sondern auch hochachtungswürdig, wenn er den Abgeordneten des Pariser Parlements mit seiner gewöhnlichen Treuherzigkeit sagt: „Ich bin nie unzufrieden über Einwendungen, die man mir macht; ich ändre vielmehr meine eigne Meinung sehr gern, sobald ich eine fremde für besser erkenne. Keiner von euch würde mir darum mißfallen, weil er mir frei heraus sagte: Sire, was Sie vorhaben, ist etwas höchst Ungerechtes." —

Doch in Geschäften, und überhaupt, wo es nur auf Meinungen ankömmt, ertragen Fürsten einen bescheidenen Widerspruch noch ziemlich gern, sie müßten denn schon leidenschaftlich Partei genommen haben, oder außerordentlich viel Stolz und Eigenwillen besitzen. Manchem zu widersprechen, möchte

auch gar nicht angehen, weil er, leider! keine Meinungen hat. Das eigentliche Verdienst, in Hinsicht der Achtung für Wahrheit, hat erst derjenige Prinz, der Vorstellungen über seine persönlichen Fehler, Schwachheiten, Leidenschaften duldet, ja, der sich geradezu kann erinnern und tadeln hören, ohne deßwegen ungehalten, oder um standesmäßig zu reden, ohne ungnädig zu werden.

Daß diese Freiheit etwa nur Einem, oder doch nur sehr wenigen Auserwählten zugestanden werden kann, leuchtet ein: Verdienst, Ansehen, Alter, nähere Verhältnisse mit dem Fürsten, müssen dazu berechtigen; aber irgend Einen muß denn dieser doch haben, dem er Freimüthigkeit nicht etwa nur zu gute halte, sondern sie als Liebesdienst von ihm fordere. — Man wird sagen, daß ein solcher Vertrauter schwerlich zu finden seyn wird; aber wenn man Recht hat, so ist die hauptsächlichste, wo nicht einzige, Ursache die: daß man schwerlich ihn sucht. Sei der Prinz nur ein Heinrich, der Offenheit fordere, und Offenheit schätze; so wird sehr wahrscheinlich auch ein edler, ehrwürdiger Sülly da seyn, von dem er ohne Erröthen sich, wo er irrt, darf zurechte weisen, und wo er strauchelt, darf unter die Arme greifen lassen. Liebt er aber dergleichen Hülfsleistungen nicht, und fordert er für seine Person jene übertriebene Ehrfurcht, welche die spanische Etikette für die Person der Königinn vorschreibt; nun, so muß er dann auch zufrieden seyn, wenn sein Roß ihn schleift, ohne daß irgend jemand herzueile, der ihm den Fuß aus dem Bügel ziehe. —

Wie viel Heinrich von seinem Sülly hören konnte, und wie sehr er die Freimüthigkeit dieses vortrefflichen Dieners schätzte; davon finden sich in den Denkwürdigkeiten des Letzteren so ange-

nehme, als überzeugende Proben. Er konnte zuweilen nicht wenig empfindlich, ja sogar zornig werden; aber immer war das Ende dieses Zorns, daß seine Freundschaft und sein Zutrauen wuchsen. „Es giebt der Narren," sagte er einmal, „die sich einbilden, wenn ich mit Herrn von Sülly gespannt bin, daß das lange dauern soll; aber sobald ich erwäge, daß er mir nie Einwendungen macht, und nie mir entgegen ist, als zu meinem eigenen Besten und um meiner eigenen Ehre willen, so gewinn' ich ihn immer lieber und lieber, und werde dann gleich ganz ungeduldig, es ihm zu sagen." —

In diesen und andern ähnlichen Aeußerungen hört man ohne Zweifel den guten und wohlgesinnten, aber nicht auch den weisen und glücklichen König? — Zwar weise hätte Heinrich noch etwas mehr seyn können, wenn er den Ermahnungen seines Sülly öfter gefolgt wäre; aber glücklicher kann man sich ihn unmöglich denken, als in Augenblicken der vertraulichsten Herzensergießung gegen einen Mann, der mit jedem Blicke und jedem Wort ihm sagt, wie so innig er Theil an ihm nehme. Gewiß zählte auch Heinrich selbst diese Augenblicke zu seinen schönsten, und fühlte sich überreichlich für die kleine Verläugnung entschädigt, die sie seinem Stolze zuweilen kosten mochten. Diese Verläugnung zu üben, hatte er in eben der Schule gelernt, worin er noch sonst so viel Gutes und Großes lernte: in der Schule des Unglücks. Aber sollte denn Weisheit, nicht auch mitten im Glücke, zu dieser Verläugnung führen können, wenn ein so süßer und herrlicher Genuß, als der Genuß der Freundschaft, der Preis ist? Oder wäre vielleicht diese Freundschaft, mit der ganzen Weisheit selbst, so fest an das Unglück gekettet, daß sie davon durchaus nicht zu trennen wäre?

Anstand.

So wie jedes Alter und jedes Geschlecht, so hat auch jeder Stand sein ihm eigenes Schickliche, sein Decorum. Dies ist so wahr, daß selbst der Narr von Profession keinen Unterschied macht. Er erscheint als zwiefacher Narr, wenn er sich ein Ansehen geben, eine Würde behaupten will, die mit seinem bekannten Charakter in Widerspruch steht.

Gundling, der am Preußischen Hofe, trotz des goldnen Schlüssels, den er trug, nichts als der Lustigmacher war, vermehrte das Lächerliche seiner Person durch seine hochmüthige, verachtende Miene, durch seinen pathetischen feierlich abgemessenen Gang, durch seine lang herabhangende spanische Knotenperücke. Man würde sich seltner an ihm gerieben und ihn weniger bitter verspottet haben, wenn er sich in seine Lage hätte finden und gute Miene zu schlechtem Spiel machen können. —

Das Schickliche, wie sich schon hieraus abnehmen läßt, ändert sich nach Verschiedenheit der Personen unendlich ab; aber die Regel desselben ist doch nur Eine: Uebereinstimmung des

äußern Betragens mit einem solchen innern Charakter, als entweder schon die Natur ihn angiebt, oder doch das sonstige bekannte Verhältniß eines Menschen ihn schließen läßt.

Warum wird ein Weib verlacht, wenn es die Fäuste keck in die Seiten stämmt, oder mit ausgreifendem Schritt und von sich geschleudertem Arm einhergeht? Warum ein Mann, wenn er Schminke und Schönpflästerchen auflegt, oder ängstlich vor einem Frosch, einer Spinne davonläuft? — Warum macht sich ein Krieger verächtlich, wenn er seinen Putz zu sorgfältig wählt, oder wohl gar von Ambra und wohlriechenden Wassern düftet? und warum ein öffentlicher Volkslehrer, wenn er zu muthwilligen Scherz treibt, oder sich von wilden, heftigen Leidenschaften hinreißen läßt? —

Weil wir immer wollen, daß der Mensch das seyn soll was entweder die Natur aus ihm haben will, oder wozu ihr Wahl, Geburt, Umstände bestimmt haben. Weil wir daher von dem Weibe wollen, daß es nachgebend und sanft; von dem Manne, daß er edeleinfach und muthvoll; von dem Krieger, daß er gesetzt und abgehärtet; von dem Volkslehrer, daß er bescheiden, und daß er Herr über sich sei.

Was für ein Aeußeres einem Fürsten anstehen könne, läßt sich hiernach ohne Schwierigkeit aus seinem Beruf, seiner Bestimmung, finden. Er ist der erste Beschützer, Gesetzgeber, Richter, Sittenaufseher des Volks. Alle diese so wichtigen, großen Verhältnisse deuten auf hohe Bildung, auf Weisheit, auf Männlichkeit hin; und das Bewußtsein derselben kann unmöglich anders, als der Seele, wenn sie einigermaßen denkt und fühlt, ein gewisse Erhebung geben. Unsere erste, unnachlaßliche Forderung an einen Fürsten ist daher: Würde.

Diese Würde kann überspannt, oder vielmehr, der Ausdruck derselben kann verfehlt, kann vergriffen werden; wie denn Philipp der Zweite von Spanien und der Sohn des großen Constantins ihn vergriffen. Die wahre Würde zeigt sich weder in der verachtenden Kälte des einen, noch in der unbeweglichen Steifheit des andern; sie bindet sich vielmehr äußerst gern mit Freundlichkeit, mit Güte, mit Anmuth; und wenn diese letztgenannten Eigenschaften eine so große, siegende Gewalt über die Herzen haben, so kömmt das weit weniger von ihnen selbst, als von der Würde, die sich ihnen beigemischt hat.

Indeß, wenn doch einer von beiden Fehlern seyn soll, so ist der Fehler der Uebertreibung der Würde noch unendlich erträglicher, als der ihrer zu großen Vernachlässigung. Ein Volk kann nicht tiefer gekränkt und nicht empfindlicher beschämt werden, als wenn es in seinem Fürsten, den es zu verehren verpflichtet ist, und den es auch wirklich zu verehren, wegen Erhabenheit des Amtes, sich kaum entbrechen kann, bald einen verzärtelten Weichling, bald einen possenhaften Tändler, bald einen rohen zügellosen Wüstling gewahr wird.

Das sind harte Benennungen, in der That; aber man urtheile, ob sie in Vergleichung mit dem verächtlichen Betragen so mancher Fürsten nicht noch viel zu schwach, viel zu schonend und sanft sind. Aus den neuern Zeiten darf man sich nur des einzigen Heinrich des Dritten von Frankreich, und aus den ältern nur jener Mißgeburt des Menschengeschlechts, des Kaisers Nero, erinnern.

Welch ein König, dieser Heinrich der Dritte von Frankreich! In seinem Geschmacke sich zu kleiden, zeigt er sich als ein Weib; in seinen Liebhabereien als ein kleines, spielendes Kind; in sei-

nem Umgange und seinen Ergötzlichkeiten als ein wilder, schamloser Jüngling. Wie mag die Galle so manches ehrliebenden Franzosen innerlich gesprudelt haben, wenn er sich unter den Befehlen eines so lächerlichen, eines so wahrhaft verächtlichen Halbmannes dachte!

Der Kopfputz Heinrichs war ganz von den Hofdamen entlehnt: eben die Art, das Haar in den Nacken hinab und wieder gegen den Scheitel zurückzuschlagen; eben das kleine sammetne Käppchen, und eben die niedlichen kleinen Locken um dies Käppchen herum! Sein Latz war in gleichem Geschmack: mit eben den drei Kragen geziert, die damals beim Frauenzimmer gebräuchlich waren; auch weit genug offen stehend, daß man die nackte Brust und zugleich eine Perlenschnur sehen konnte, die er vom Halse herabhangen hatte. Die Beschäftigung dieses Weichlings war seines Anputzes würdig: er schnitt Bilderchen aus, die er an den Wänden seiner Gemächer umherklebte; oder er begab sich, in Begleitung seiner geliebten, ihm in Kleidung und Sitten vollkommen ähnlichen Günstlinge, mitten unter seine Hunde, Affen und Papageien, an deren Anschaffung und Unterhalt er, Jahr für Jahr, an die zwei Tonnen Goldes verwandte. Das Spielen mit diesen Thieren war ihm so zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden, daß er sie, mit dem ganzen dazu gehörigen Personengeschlepp, überall, auch auf seinen Reisen mitnahm; ja gegen die Hunde ward er zuletzt so äußerst zärtlich, daß er sich ein rundes Körbchen an die Schärpe befestigen ließ, und in diesem Körbchen immer einige der niedlichsten Schooßhündchen liegen hatte, die seine königliche Hand nicht müde ward, unter tausend süßen Benennungen zu streicheln und zu liebkosen.

Dieser läppische, verächtliche Nichtsthuer Heinrich war indeß bei weitem der bessere Heinrich: der schlimmere warf sich, zur Carnevalszeit, mit dem ganzen nichtswürdigen Gefolge seiner Lieblinge, in Masken; durchschwärmte, bald zu Pferde und bald zu Fuß, unter tausend Kindereien und Possen, die ganze Hauptstadt; brachte nicht allein bei Tage alle Straßen in Aufruhr, sondern brach auch bei Nacht in das Innere der Wohnungen ein; störte die Ruhe der Familien und das Vergnügen der Gesellschaften, beschimpfte, beleidigte, mißhandelte Alles, was er ansichtig ward. — Da es sein Gewissen ihm vorhielt, daß mehrere dieser Unanständigkeiten auch Sünden wären, die dem Heil seiner Seele Gefahr brächten, so war er schlau genug, daß er sie bei dem Himmel durch gewisse andere Unanständigkeiten wieder gut zu machen suchte. Frankreichs König zog einen Pilgerrock an, und wallfahrtete an heilige Oerter; Frankreichs König warf einen Sack um, und trug an seinem Gürtel hier eine Geißel, dort einen Rosenkranz, dessen Korallen zu lauter kleinen Todtenköpfen geschnitzt waren; Frankreichs König trieb sich in allen Klöstern umher, machte zu Fuß alle Processionen mit, stiftete, zur Erbauung des Volks, eigene Brüderschaften von Büßenden.

Daß er durch diese Gaukelwerke weder sein Volk, noch die Nachwelt versöhnt hat, zeugt die Geschichte. Er hat auf die Schande eines höchstverächtlichen Weichlings noch die eines abergläubischen Phantasten, eines schwärmerischen Andächtlers gehäuft. —

Allein so viel auch Paris an diesem seinen Heinrich gesehen hat, so hat doch Rom, welches die ganze übrige Welt im Ungeheuren, wie im Großen, hinter sich läßt, an seinem Nero

noch etwas mehr gesehen. Es ist unmöglich, zu dem Sittengemälde dieses Nichtswürdigen den Pinsel nur aufzuheben, ohne daß die Scham sich abwende und Schonung fordere; einige einzelne Züge aus diesem Gemälde werden genug seyn müssen.

Und so denke man sich denn diesen ersten Mann seiner Zeit, diesen Beherrscher Roms und fast der ganzen bekannten Erde, wie er, in Sclavenkleider gehüllt, unter Begleitung einer Bande von Nichtswürdigen, alle Straßen durchschweift, sich in öffentlichen Wirthshäusern und gemeinen Badstuben herumtreibt, seine Begleiter ungeahndet rauben und plündern läßt, schimpfliche Wunden im pöbelhaften Handgemenge davon trägt, und von dem Gemahl einer edlen Römerinn, die er zur Nachtzeit auf der Straße anfällt, so empfindliche körperliche Züchtigungen empfängt, daß er ganze Tage das Zimmer hüten muß, und beinahe sein Leben darüber einbüßt.

Oder man denke sich diesen glorreichen Imperator, wie er als Schauspieler und Sänger und Citharschläger zuerst zwar nur in Privathäusern und vor Personen von Rang und Ansehn, dann aber auch öffentlich auf der Schaubühne des Volks, und im Angesichte des ganzen versammelten, ja ausdrücklich dazu eingeladenen Pöbels auftritt. Um ihn herum steht eine Cohorte seiner kaiserlichen Leibwache, und eine Anzahl der vornehmsten Kriegsbedienten; aus ihrer Mitte und vor den Augen derselben tritt er schamlos hervor, gesellt sich zu der Bande der gemeinen Citharschläger und Sänger, unterwirft sich demüthig jeder Regel, welche die Ehrerbietung gegen die Zuschauer vorschreibt, sinkt fast nieder vor Ohnmacht, aber wagt es nicht, nur einen Augenblick sich zum Ausruhen zu setzen, steht dann endlich mit gebeugtem Knie vor allem Volk, und erwartet mit

aufgehobenen, flehenden Händen das Urtheil. Der gegen die Scham schon abgehärtete Römer jauchzt Bewunderung und Entzücken; der durch Zufall anwesende gesittetere Einwohner der Freistädte oder entfernter Provinzen steht erstaunt, unwillig, erbittert: seine Zunge und seine Hände schweigen, aber die Schläge der überall vertheilten Soldaten wissen sie in Bewegung zu setzen. — Trunken von dem überströmenden Beifall eilt der gekrönte Sieger, mit ganzen Schaaren von Schauspielern, Sängern, Possenreißern, auch nach Griechenland hin, gewinnt dort zu Olympia über alle seine Mitstreiter den Preis, ja sogar, ob ihn gleich seine Pferde vom Wagen geworfen haben, auch über die Kutscher; durchzieht dann weiter, unter unaufhörlichem Singen und Citharschlagen, das ganze Land, und erfüllt alle griechischen Städte mit seinem Kunsttalent, seinem Kaiserglanze, und — seiner Schande.

Es ist kaum möglich, so ungeheuere, aber von den glaubwürdigsten Schriftstellern bestätigte Ausschweifungen anders, als durch eine Art von Wahnsinn, von Wuth zu erklären, in welche den Nero vielleicht jene Furien geißelten, die ihn unablässig wegen des Mordes seiner Mutter, seiner Lehrer, und so vieler edlen, unschuldigen Römer verfolgten. — —

Wofür aber, könnte man sagen, zu unsern jetzigen Zeiten so empörende Sittengemälde? Hätte man uns nicht den Ekel und den Widerwillen ersparen können, den die Betrachtung derselben einflößen muß? Heinrich ist nun lange schon Staub, und Nero noch länger; und wie sehr auch eine unwissende Frömmelei den immer zunehmenden Verfall der Sitten bejammern mag, so sind doch gewiß diese Sitten, nach so langen Zeiträumen, immer besser, immer feiner geworden. Alle Warnung, welche sich aus jenen Beispielen etwa ziehen ließe, kömmt für

unsere heutigen Fürsten zu spät. — Unvergleichlich, wenn dem so ist! Mögen dann diese Blätter zu weiter nichts dienen, als jungen Prinzen zu zeigen, wie schamlos ehemalige Regenten ihre Fürstenwürde mit Füßen traten, und wie treu dagegen unsere jetztlebenden sie bewahren!

Empfehlungen.

„Gut, daß ich Sie hier treffe!“ — sagte der Aufseher der fürstlichen Vergnügungen zu dem Capellmeister, den er bei Hofe im Vorzimmer fand. — „Der Fürst ist unzufrieden, höchst unzufrieden mit der Capelle.“

Das geht mir nahe. —

„Es muß damit anders werden. Es müssen bessere Instrumente hinein.“

Wir haben so gute, als möglich. Nur die, welche sie spielen sollen — —

„Davon red' ich ja nur. Es sind Stümper, wahre Stümper darunter.“

Gewiß! — Und ich habe also Erlaubniß, ihrer einige zu verabschieden? Den Geiger zum Beispiel, der vor einigen Monaten angesetzt ward?

„Den habe ja ich empfohlen! Der bleibt!“

Ich muß sagen: es ist der Elendeste unter Allen. —

„Er bleibt. Er ist der Sohn meines Kammerdieners."

So werd' ich wohl auch den Bruder von der Kammerfrau der Fürstinn nicht wegschicken dürfen; den Flötenisten.

„Wo denken Sie hin? Sie würden Sich die höchste Ungnade der Fürstinn zuziehen. Ihro Durchlaucht lieben die Kammerfrau über Alles."

Da ist noch ein schwindsüchtiger Fagottist, den hat der Erbprinz; ein halblahmer Contrebassist, den hat die Frau Oberhofmeisterinn empfohlen.

„Die bleiben alle. Aber unter den Uebrigen — —"

Da wüßt' ich keinen, der zu entbehren wäre. Wir würden Mühe haben, ihres Gleichen zu finden.

„Eine Aenderung aber muß seyn. Schlechterdings!"

So werden also mehrere Stellen doppelt besetzt werden müssen; und dann bitte ich nur, die dazu nöthigen Summen anzuweisen.

„Sind Sie bei Sinnen? Der Fürst ist so eben in größter Verlegenheit wegen Geldes. Alle Cassen sind leer."

Wenn man aber Leute ansetzt, muß man ihnen zu leben geben.

„Schon recht! Aber von Gelde kein Wort; darum bitt' ich. Sie müssen Sich anders zu helfen suchen." — —

Daß durch ein so abgeschmacktes Gespräch die Capelle nicht besser ward, läßt sich errathen; vielmehr ward sie tagtäglich schlechter. So wie gute Spieler abgingen, kamen durch Empfehlungen, die größtentheils von dem weichern, theilnehmendern Geschlechte herrührten, mittelmäßige, auch wohl elende, an ihren Platz; und am Ende war die Capelle nicht mehr Capelle, sondern Institut zur Versorgung. Der Fürst, der sich

an seinem Vergnügen beeinträchtiget sah, griff zuletzt mit einem Machtworte durch, vor welchem Alles verstummen mußte. — Jetzt stehen nun die Unterthanen und erwarten mit banger Sehnsucht, daß ein ähnliches Machtwort auch die Collegien treffen und sie von einer Menge unnützer Glieder reinigen soll, die durch ähnliche Gunst und Fürsprache hineingekommen. Die würdigsten Personen haben bis jetzt zurückstehen müssen; die ältesten, gerechtesten Ansprüche sind überhört worden; alle Geschäfte stocken, und die fürstlichen Räthe sind in Gefahr. eben so mit der Regierung umzuwerfen, wie die Capelle schon mehrmalen mit Musikstücken umwarf. Indeß, da hier nicht vom Vergnügen des Prinzen, sondern nur vom Landesbesten die Rede ist, so steht dahin, was geschehen wird.

Allerdings ist es auch keine Kleinigkeit, Aemter, die einmal gegeben worden, wieder zu nehmen. Das Geschrei der Verabschiedeten würde nicht ungerecht seyn; es würde selbst diejenigen rühren, die von der Nothwendigkeit einer Aenderung am meisten durchdrungen sind; alle würden urtheilen, daß man keinen Untüchtigen anstellen, aber auch keinen Angestellten brotlos machen müsse. Der Fürst, um sich nicht durch Grausamkeiten verhaßt zu machen, würde eine Menge Gnadengelder zu zahlen haben; und seine Cassen, wie wir von dem Aufseher der Vergnügungen wissen, sind leer. Es ist also sehr zu fürchten, daß zum größten Nachtheil des Landes Alles bleiben wird, wie es ist.

Wie Recht hatte doch der Vater des jetzigen Fürsten! Er selbst nahm durchaus keine Empfehlungen an; er hielt sich wegen der untergeordneten Diener schlechterdings an die vorgesetzten Oberhäupter, die er zu ihrem Posten mit großer Sorg-

falt zu wählen pflegte: diese allein durften vorschlagen; und sie wußten, daß sie sich der höchsten Ungnade des Fürsten aussetzten, wenn sie bei ihren Vorschlägen auf irgend ein Fürwort, und wenn auch von den höchsten Personen, Rücksicht nahmen. Das Empfehlen kam hiedurch nach und nach aus der Mode; der eigene Vortheil trieb die Oberhäupter an, zu ihren Unterarbeitern die geschicktesten, würdigsten Männer auszusuchen; alle Geschäfte wurden auf's beste besorgt, und alle Unterthanen segneten die Ordnung und Thätigkeit dieser Regierung.

Spiel.

Es hat große Fürsten gegeben, die sich nie herabgelassen haben, weder mit Fremden, noch mit Unterthanen, und am wenigsten mit den letztern, zu spielen.

Das Spiel führt, unter denen die daran Theil nehmen, eine Art von vollkommener Gleichheit ein. — Beleidigte es vielleicht den Stolz jener Fürsten, sich Niedrigern auch nur auf einen Augenblick gleich zu setzen? Wir wollen ihnen lieber den bessern Bewegungsgrund geben, daß sie überhaupt am Spiel keinen Geschmack gefunden.

Sei das Spiel nur nicht eine Art von Erwerb, sondern wirklich Spiel; übe es nur auf eine vortheilhafte Art die Kräfte der Seele oder des Körpers; werde nur nicht die nöthige Zeit den Geschäften des Staats darüber entzogen: so ist es sicher einem Fürsten nicht unanständig. Ein Schach, um der blossen Ehre willen, in einer müßigen Stunde gespielt, hat durchaus nichts was der fürstlichen Würde entgegen wäre.

Weniger anständig wird das Spiel, sobald der Preis desselben Gewinn ist. Die Börse des Unterthanen zu leeren, den man nach der Regel für ärmer annehmen muß, hat etwas Kleines und Ungroßmüthiges; und es zu machen, wie Auguſt, der mit Fleiß verlor, da er hätte gewinnen können, hat für den Spielgenossen etwas Kränkendes und Herabsetzendes. Es müßte denn, wie in der That beim Auguſt, der Spielgenoß ein engerer Vertrauter, oder wohl gar ein Glied der Familie seyn.

Am unanständigsten wird für Fürsten das Spiel, wenn es zu den bloßen Glücksspielen gehört, die alle Ueberlegung, alle Geschicklichkeit ausschließen. Daß Auguſt das Spiel liebte, war so sehr nicht zu tadeln; daß er um Gewinn spielte, war bei seiner Wahl der Gesellschaft und bei seiner Großmuth mehr als verzeihlich; daß er ein gedankenloses Würfelspiel spielte, das verdreußt uns auf ihn.

Es scheint, als ob es auch die Römer verdrossen. Während des Sicilianischen Krieges, wo der jüngere Pompejus zwei Mal seine Flotten schlug, erschien ein Sinngedicht, in welchem die Liebe Auguſt's zum Würfeln durch die Begierde, doch auch einmal zu gewinnen, hämisch genug erklärt ward.

Hohe Glücksspiele sollte ein Fürst schon darum verabscheuen, weil sie in wohlgeordneten Staaten, als verderblich für das Vermögen und die Sitten der Unterthanen, pflegen verboten zu werden. Einem Laster, das aus allen öffentlichen, vielleicht auch aus allen Privathäusern durch die Gesetze verbannt wird, sollte doch wahrlich der Wächter der Gesetze keine Zuflucht in seinem eigenen Palaſt gönnen.

Auch findet sich bei diesen hohen sinnlosen Glücksspielen noch sonst eine Bedenklichkeit. Sie erregen oft die brausendsten, wü-

thendsten Leidenschaften, denen ein Fürst, um der Gefahr seiner Ehre willen, mit größter Sorgfalt ausweichen, nie sich ihnen bloßstellen sollte. Man erzählt von einer großen Unannehmlichkeit, die dem Könige von Polen, Kasimir dem Zweiten, beim Spiel widerfahren. Ein Edelmann seines Hofes, dem er sein ganzes Vermögen abgewonnen hatte, vergaß sich in seiner Wuth so sehr, daß er sich an dem Könige mit etwas mehr, als mit Worten, vergriff. Die Gesetze erkannten dem Edelmanne das Schwert zu; aber Kasimir dachte zu billig, um dieses Bluturtheil zu bestätigen. — „Ich allein," sagte er, „bin hier strafbar; ich hätte eine Gewohnheit nicht mitmachen sollen, die, wenn sie allgemein würde, das Verderben der Nation bewirken müßte. Auch war der Verurtheilte in jenem Augenblicke seiner selbst nicht mächtig; er schnaubte in seiner Wuth nach Rache, und da er sie an dem Glücke selbst nicht nehmen konnte, so nahm er sie an dem Günstling desselben."

Aufwand.

Das erste Todesurtheil zu unterzeichnen, muß für einen Regenten, der nicht mit der Seele eines Caligula geboren ist, ein höchsttrauriges Geschäft seyn. — Königinn Christina von Schweden sagte einst von sich selbst: daß sie, aus Liebe zur Gerechtigkeit, zwar nur selten Missethäter begnadigt, aber auch nie einen verurtheilt habe, ohne Thränen dabei zu vergießen.

In der That, wenn der junge Regent nur einige Einbildungskraft hat, um sich die Scene des Gerichts zu vergegenwärtigen, das zitternde, schon halb erstorbene Opfer, das von Blute triefende Schwert, das im Sande hinrollende Haupt: wie verhaßt muß er sein Richteramt, und wie verhaßt das Angesicht seines Kanzlers finden, der ihm das weggewiesene schauerliche Blatt immer hartnäckig zurückschiebt, und endlich durch Gründe auf Gründe ihm den Federzug abpreßt, womit er einen Menschen — ein ihm ähnliches Wesen — vernichtet! —

Aber, junger edler Regent! nicht diesen würdigen rechtschaf-

jenen Greis sollten Sie hassen, der bei aller anscheinenden Härte doch ein fühlendes Herz hat, und der gewiß, wenn er das Gesetz zu strenge oder die Anwendung zweifelhaft fände, mit Freuden der Erste seyn würde, Sie zum Gebrauch Ihres schönsten Rechtes, des Rechtes der Begnadigung, aufzufordern. Ein ganz anderer ist es, und leider! Ihr Vertrauter, Ihr Günstling, dem Sie seine ruchlosen Plane, die Sie so unbefangen zu zeichnen pflegen, in Stücke reißen; den Sie mit Ihrem bittersten, gerechtesten Abscheu verfolgen sollten. Was Ihnen der Kanzler vorlegt, ist doch nur Ein Todesurtheil, und über einen Verbrecher; was Ihnen der Günstling vorlegt, sind tausend vereinigte Todesurtheile, und über ganz schuldlose Wesen.

Sie lieben Pracht und Vergnügen, und wünschen Sich einen Landsitz, der an Größe, Geschmack und Auszierung weit und breit alle Fürstenwohnungen übertreffe. Sie wünschen einen Park voll mannichfaltiger kostbarer Anlagen: hineingeleitete Wasser zu Cascaden und ganzen Seen; marmorne Bildsäulen von den Händen der ersten Meister; Gewächshäuser, wovon das eine, um ostindische Temperatur darin zu erhalten, des Holzes mehr fressen wird, als woran das ganze Armuth Ihrer Hauptstadt sich wärmen könnte. Sie wünschen ein Schauspiel, das den vornehmsten Bühnen Europens, die Sie auf Ihren Reisen sahen, weder an äußerer Pracht, noch an innerem Werthe der Künstler weiche; ein glänzendes Carneval, das der Fremde, wie der Einländer, bewundere, und das von vielen Meilen her alle Neugierigen und alle Freunde des Vergnügens an Ihren Hof locke: kurz, Sie hegen eine Menge fürstlicher Wünsche, die auf den ersten Blick nicht nur unschuldig, sondern selbst rühmlich und ehrenvoll scheinen.

Aber, Prinz, die Ausführung aller dieser Ideen wird unsäglich kostbar werden; sie wird nicht Tonnen Goldes, worauf man aus Unwissenheit oder Hinterlist sie Ihnen anschlägt; sie wird vielleicht Millionen verschlingen: und in welch einem Zustande sich Ihre Cassen durch den hohen Geist, die Reisen, die militärischen Spielwerke Ihrer in Gott ruhenden Vorväter befinden, wissen Sie Selbst. — Doch Sie haben ja den immer lächelnden, immer gefälligen Vorsitzer der Kammer: ihm entdecken Sie Ihre Wünsche, und er wird gewiß aus dem Reichthume seines unerschöpflichen Genies neue Entwürfe hervorziehen, und wird es um so freudiger, da der Witz des Erfinders bei der Ausführung solcher Entwürfe nicht ohne Lohn bleibt. — — Sehen Sie, wie sehr Sie Recht hatten, ihm zu vertrauen? Er ist schon fertig mit seinem Entwurf; und da die Abgabe nicht auf das Entbehrliche, das sich die Meisten versagen möchten, da sie klüglich auf Nothwendigkeiten des Lebens gelegt ist, wo auch der Aermste und der Sparsamste ihm nicht entwischen kann: so ist nach allem Ansehn der Ertrag, den er Ihnen so meisterhaftfertig vorrechnet, unfehlbar. — Sie werden doch in Ihrer Dankbarkeit mehr thun, als den edlen Mann bloß umarmen? Sie werden doch endlich das ersehnte Ordenszeichen ihm mit eigener Hand um den Nacken werfen? —

Das Volk, an Druck und an Gehorsam gewöhnt, unterzieht sich dem Joche, und schweigt; aber nur zu bald werden die schrecklichen Folgen der Ueberspannung sichtbar werden. Während einige Wenige sich bereichern, wird die Dürftigkeit, die vorher schon in jeder Hütte wohnte, sich in tiefes Elend, der Unmuth in volle düstre Verzweiflung, der Fleiß, der sich nicht mehr vergebens abmatten will, in Lust zu Missethaten verwan-

deln. Dann, Prinz, werden zuerst Ihre Versatzhäuser und die Schränke der Wucherer sich mit Gütern, bald darauf Ihre Gefängnisse sich mit Verbrechern füllen, und Ihre Henker werden Arbeit erhalten. — Sehen Sie dort den kleinen unmündigen Knaben? Er ist schon Bettler! Der hülflose Vater, von schlechter Nahrung bei harter Arbeit erkrankt, hat ihn an die Landstraße geschickt. Schaudert Sie's nicht bei der Aussicht auf eine Nachwelt, die im Geschmack am Müßiggange, im Schmutz, in Unwissenheit und in Schamlosigkeit aufwuchs? Welche Sitten werden entstehen! Dieses zarte weibliche Geschöpf hier, mit Lumpen bedeckt, aber nicht ohne Spuren von Schönheit; wie frühe wird es, und auf welch' einem Lager, und an welch' einer Krankheit wird es verblühen! —

Es bleiben freilich der Rechtschaffenen, der Edlen, auch in der niedrigsten Volksklasse übrig; aber wie ist ihr Zustand beschaffen! Können Sie, Prinz, wenn Sie in der That jene fühlende Seele haben, die Sie bei Unterzeichnung des ersten Todesurtheils verriethen; können Sie Sich diesen Zustand nur denken, ohne erschüttert zu werden? Jener Greis mit dem redlichen Angesichte, und jenes treue gute Weib ihm zur Seite: sie saßen sonst Tag und Nacht, bei magerer spärlicher Kost, er am Weberstuhl, sie an der Spindel; und bei dem Ehrgefühl, das in den Seelen der Geringern oft so viel feiner und zärter, als in den Seelen der Vornehmsten ist, war ihr ganzer Wunsch für ihr Alter nur der: nicht nach Brot gehen zu dürfen. Jetzt fühlen sie ihre Kräfte erschöpft, und ein tödtliches Fieber hält sie an ihr Lager gefesselt. Wären denn diese Unglücklichen, nach einem so mühevollen, so nützlichen, so rechtschaffen vollbrachten Leben, keiner Hülfe des Arztes, keiner kleinen Erquickung

im Tode würdig? Sie hatten gesorgt für diese Erquickung; sie hatten in besseren Jahren, auf den Fall einer Krankheit, ihren Sparpfennig zurückgelegt; aber nachfolgende schlimmere Zeiten haben ihn weggenommen: Sie, Prinz, haben ihn in Ihren Gärten verbaut, und Ihre Sänger und Sängerinnen haben ihn mit über die Gränze getragen. —

Nieder, rufen Sie, mit dem Vorhang vor diesen Scenen! — Es sei! — Aber, Prinz, entfernen Sie auf immer von Ihrem Angesichte den gefälligen Fühllosen, der, auf Kosten des Glücks und der Sittlichkeit Ihres Volks, jedem Wunsche von Ihnen so demüthig entgegenkriecht; rufen Sie den kühnen Widersprecher zurück, der Ihnen durch lauten pflichtmäßigen Tadel Ihrer Verschwendungen so verhaßt ward, und lassen Sie tausend Mal eher alle Ihre Anlagen verfallen, als daß die Hütte des Fleißes und der Tugend verfalle!

Redlichkeit.

Octavius und Antonius hatten sich, nach verabredetem Frieden, auf das Schiff des jüngern Pompejus zu einem Gastmahl begeben. — „Willst du Herr der Welt seyn und den Tod deines Vaters und Bruders rächen?“ zischelte dem Pompejus sein erster Schiffshauptmann Menas in's Ohr: „ich darf nur gehen und das Ankertau kappen.“

Pompejus mißbilligte und verwarf diesen Antrag; aber mit welch' einer Aeußerung? — — „Wenn du für deinen eigenen Kopf die That gethan hättest,“ sagte er, „so hätt' ich sie gut seyn lassen; ich selbst kann mich unmöglich entschließen, mein Wort zu brechen.“

Wie? Macht es denn einen Unterschied, ob man eine nichtswürdige Handlung vor oder nach ihrer Ausübung billigt? Kann ein edler Mann sie zwar nicht selbst befehlen, aber ohne Bedenken sie gut heißen und die Früchte davon genießen? Pompejus blieb ja Herr, die Verrätherei wieder gut zu machen; er durfte die Feldherren, die sich ihm auf Glauben vertraut hat-

ten, nur sicher wieder an's Land setzen: und konnt' er denn das mit Ehren unterlassen, wenn er die That selbst nicht mit Ehren befehlen konnte?

Ein gewisser deutscher Fürst, Albrecht, soll einst mit dreitausend Reisigen nach Wien gekommen seyn, und eine völlig ähnliche Antwort gegeben haben. — „Wollt Ihr," sagte sein oberster Hauptmann zu ihm, „so nehm' ich den Kaiser gefangen, und Ihr seid Herr über Wien und ganz Oesterreich." — „Ihr hättet handeln können, ohne mich zu fragen," soll Albrecht erwiedert haben; „ich selbst kann Euch eine schlechte That, wie die, nicht befehlen." — Ganz derselbige Mißverstand und derselbige Mangel an wahrer Ehre! Hätte denn Albrecht den gefangenen Kaiser nicht wieder losgeben können? losgeben müssen? Hätt' er nicht, zu seiner Rechtfertigung vor der Welt, noch obendrein den Hauptmann bestrafen, oder ihn dem Kaiser selbst zur Bestrafung ausliefern müssen?

Wie ganz besser klingt eine andere Erzählung des Vorfalls zwischen Pompejus und Menas! — „Ein Mann wie Menas," soll der Erstere gesagt haben, „mag sein Wort brechen und seine Ehre schänden: eines Sohns des Pompejus ist das nicht würdig." — Dieser Ton ist der echte, der wahrhaft edle: an ihm erkennt man den Mann von ungeheucheltem Ehrgefühl, der Anspruch auf unsere ganze Hochachtung und Zuneigung hat. — Man bemerke, daß Menas ein bloßer Freigelassener war, und daß Pompejus ihm gleichsam die Gesinnung eines Sclaven vorwirft, die nie die Gesinnung eines freigebornen, edlen Römers seyn könne.

Nach jener ersten Erzählung ist Pompejus, so wie sein Gegenbild Albrecht, nicht im mindesten besser, als jener berüch-

tigte König von Bithynien, der seinen Gastfreund Hannibal zwar nicht selbst ausliefern wollte, aber ihn den Römern verrieth. Vielmehr ist jenes Paar noch ein wenig schlechter und tadelnswürdiger. Der Bithynier, wie man annehmen kann, hielt die Rettung Hannibals für unmöglich, und sich selbst glaubte er in Gefahr zu setzen, wenn er den Aufenthalt desselben nachzuweisen sich weigerte. Er handelte also aus Furcht und aus Noth, wie er nicht gehandelt haben würde, wenn er seinem Herzen hätte folgen dürfen; und es war noch immer löblich von ihm, daß er seinen Gastfreund selbst zu fangen, entweder zu gefühlvoll oder zu ehrliebend war. Aber welche Furcht oder welche Noth konnte einen Pompejus und einen Albrecht bewegen, den Ersatz des begangenen Unrechts zurückzuhalten? Der Bithynier erscheint in seiner Handlung mehr als ein Unglücklicher; diese in ihren Erklärungen mehr als Heuchler, als Schlechtdenkende, die an dem Verrath nicht sowohl das Wesen, als die Schande des Namens hassen. — Dennoch hatte Hannibal noch immer Recht, über beleidigte Gastfreundschaft zu klagen: denn hätte der Bithynier ganz untadelhaft handeln wollen, so hätte er den ungerechten Zorn der Römer nicht achten, seinen Freund, wenn auch nicht schützen, doch warnen, und falls er auch das für nicht thunlich oder für unnütz hielt, wenigstens an seinem Unglücke nicht den mindesten Theil nehmen müssen.

Noch mehr Recht aber hatte Hannibal in seinen Klagen über die Römer. Es war höchstunwürdig gehandelt, einen Greis, der durch Jahre und widrige Schicksale schon so unschädlich geworden, in seinem letzten Zufluchtsorte aufzusuchen, und seinen Beschützer zur Verletzung des bei allen Völkern heilig geachteten Gastrechtes zu reizen. — „Sind das die Römer," rief der er-

bitterte Feldherr aus, „deren Vorfahren den Pyrrhus, ob er gleich als Feind mit einem Kriegsheere in Italien stand, so edelmüthig vor einer Vergiftung warneten? Können die Söhne solcher Väter einen Gesandten, der Consul war, abfertigen, um einen fremden Fürsten zu der Schandthat aufzufordern, seinen Gast zu ermorden?“ — —

Ein vortreffliches Beispiel unbedingter Redlichkeit, das ganz im Geiste der alten Ritterschaft ist, giebt die Geschichte Johanns des Ersten von Frankreich. Dieser König war von dem Prinzen von Wallis in dem blutigen Treffen bei Poitiers zum Gefangenen gemacht, aber gegen eine Menge von Geisseln, die er für die Bezahlung eines sehr ansehnlichen Lösegeldes stellte, wieder frei gegeben worden. Unter diesen Geisseln befand sich auch sein zweiter Sohn, Herzog von Anjou; und dieser beging die Unwürdigkeit, sich, wider Wissen und Willen des Königs von England, aus seiner Gefangenschaft zu entfernen. Johann, um sein Mißfallen an dieser That öffentlich zu zeigen, und die Treulosigkeit seines Sohnes auf's vollkommenste wieder gut zu machen, schiffte sich ein nach England, und stellte sich selbst. Besser konnte er die schöne Maxime nicht bestätigen, die man ihm beilegt: daß, wenn Treue und Glauben von der ganzen übrigen Erde verschwunden wären, sie in dem Munde der Könige sich wiederfinden müßten.

Ein ähnliches, nicht minder schönes, Beispiel von Redlichkeit enthält die deutsche Geschichte. — Kaiser Ludwig von Baiern hatte seinem gefangenen Gegenkaiser, Friederich von Oesterreich, die Freiheit unter gewissen Bedingungen wiedergegeben, die dieser, in der vollsten Hoffnung sie erfüllen zu können, eingegangen war. Diese Hoffnung aber schlug fehl, und

Friederich kam in den unangenehmen Fall, daß er entweder seinem gegebenen Worte untreu werden, oder in seine Gefangenschaft zurückkehren mußte. Es wäre ihm äußerst leicht gewesen, sich durch den Papst, der ganz dazu gestimmt war, seines Eides entbinden zu lassen; aber über eine solche Maßregel, so wenig sie zu jenen Zeiten befremdet hätte, fühlte Friederich sich erhaben: er entschloß sich kurz, und ging nach München zurück. Ludwig, von so viel Tugend gerührt, empfing ihn mit aller Zärtlichkeit eines Bruders; er aß mit ihm an Einer Tafel, schlief mit ihm in Einem Bette, und nahm ihn in der Folge, vermittelst eines feierlichen Vertrages, zu seinem Mitkaiser an. —

Wie angenehm wird durch solche Beispiele von edler Fürstentreue das Herz gerührt und erweitert! Und welche unglückliche Wirkung thut dagegen eine treulose, wortbrüchige, immer nur auf den eigenen, oder vielmehr auf den gegenwärtigen Vortheil sich einschränkende Politik! Diese Politik macht das Andenken Ferdinands des Katholischen so verhaßt, der von allen Königen, die Europa gesehen hat, der unzuverlässigste und bundbrüchigste war. — Ein gewisser Schriftsteller, der ihn loben wollte, sagte mit großer Naivetät: er sei in der That ein sehr preiswürdiger Monarch gewesen; nur mit dem einzigen kleinen Fehler, daß er nicht Wort gehalten. — Welcher Fürst, der noch einiges Gefühl von Ehre hat, möchte so ein Lob mit dem falschen Aragonier theilen?

Jagd.

Die ehemaligen, eben so grausamen als kostbaren Hetzjagden sind endlich, dem Himmel sei Dank! aus der Mode. Noch im Anfange und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machten sie eine der vornehmsten fürstlichen Vergnügungen aus.

Es war auch wohl, wahrhaftig! sehr fürstlich, ein armes unschuldiges Thier, unter der wüthendsten Todesangst, bis zum Stürzen zu hetzen, um am Ende den unnützen Brotfressern, den Hunden, einen leckern Fraß zu verschaffen. —

Sonst, sagt man, ist die Jagd eine der anständigsten und nützlichsten Vergnügungen. Sie erhält die Gesundheit des Körpers, weckt den Muth, schärft das Auge, härtet ab gegen Beschwerden.

Alles recht schön! wenn nur nicht bei so manchen Fürsten die Jagd zu einer Leidenschaft würde, die sie von ihren nothwendigern, bessern Geschäften abzieht. Denn über Recht und Ordnung im Lande zu wachen, ohne sich blindlings den Die-

nern des Staats zu vertrauen; Anstalten zum allgemeinen Wohl in allen Fächern zu treffen, und selbst den Fortgang dieser Anstalten zu beobachten und zu befördern: das ist denn doch, beim Himmel! ein wenig wichtiger, als einen Hasen aus seinem Lager zu stöbern, oder einem Schmahlthiere die Kugel durch's Herz zu jagen, oder mit eigener höchster Hand eine Sau abzufangen.

Ein gewisser Antiochus von Syrien, der sich einst auf der Jagd von den Seinigen verloren hatte, soll in einer Bauernhütte, worin man ihn nicht erkannte, sehr derbe Wahrheiten hierüber gehört haben. Wenn doch jeder fürstliche Jäger sich eben so, wie Antiochus, verirren und gleiche Wahrheiten über sich hören müßte! Doch wer weiß, ob er den Edelmuth hätte, sie eben so dankbar, wie Antiochus, aufzunehmen? —

Die einzige Leidenschaft, die sich einer fürstlichen Seele bemächtigen sollte, ist die der Ehre, der wahren, wohlverstandenen Ehre. Es giebt Fürsten genug, die durch Thaten im Kriege, und Gottlob! auch solche, die durch schönere, wenn gleich nicht so schimmernde, Thaten im Frieden sich einen großen Namen gemacht haben; aber durch Thaten der Jagd und durch erlegte Hirschböcke und Rehe hat es, seit dem Nimrod, noch keiner.

Wildbahnen.

Der größte Schaden, den die heutige Jagdlust der Fürsten stiftet, kömmt nicht mehr von ihnen und ihrem Gefolge selbst, aber von ihrem Wilde. Die Felder, die sie nicht mehr am lichten Tage zertreten lassen, lassen sie nächtlicher Weile abäsen oder umwühlen. Den Unterthanen wird die saure Frucht ihrer Arbeit nicht mehr öffentlich geraubt, sie wird ihnen nur heimlich gestohlen.

Und nun komme der arme, zu Grunde gerichtete Landmann mit leeren Händen in's Amt, und erkläre sich unvermögend, die ihn drückenden ungeheuren Abgaben zu zahlen. — Er mag sich vorsehen, der Thor! Denn er wird doch nicht Lust haben, den Topf, in dem er kocht, und das Bett, auf dem er schläft, zu verlieren?

Besser, er bedient sich des Vortheils der Nacht, und schafft sich durch eine gute Kugel den Feind, der ihm seine Aecker verwüstet, vom Halse. — Was? schreit hier laut die Gerechtigkeit:

der Bube will zum Wilddiebe werden? Er will sich an den erklärten Schützlingen seines gnädigsten Landesvaters vergreifen? Weiß er denn nicht, daß er in Ketten und Bande kommen, und Jahre lang auf der Festung die Karre schieben würde? —

Und so bleibt denn dem Landmanne nichts übrig, als daß er das, was er nicht vertheidigen darf, bewache, und durch blinden Lärm, so gut es gehen will, seinen Feind zu verscheuchen suche. Freilich ist es für ein fühlendes Herz empörend, daß der so nützliche und doch so unglückliche Bettler, der Landmann — denn was ist er in so manchen Gegenden mehr, als Bettler? — nachdem er vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne unter drückender Arbeit geächzt hat, nun noch der Erquickung des Schlafes entbehren soll, um das Erarbeitete — nicht für sich, der ja so wenig davon genießt, sondern für den Fürsten, der fast allen Gewinn davon zieht, zu bewachen. Wer eigentlich für diese Bewachung zu sorgen hätte, wäre nach aller Vernunft der Fürst; denn sein ist das Wild, und sein der Vortheil der Aernte: aber was gilt nun einmal Vernunft gegen Macht? — Und Menschlichkeit und Gerechtigkeit vollends! — Wo ja noch Einhägungen um die Wildbahnen befindlich sind, da möchten wohl die Meisten, wie König Johann von England, sie lieber niederreißen lassen, um ihrem theuren, werthen Wilde einen reichlichern Fraß zu verschaffen. —

Wunder, daß die Fürsten nicht auch mit ihrem zahmen Viehe thun, was sie sich mit ihrem Wilde erlauben! Sie könnten viel Kosten ersparen, und an rühmlichen Beispielen dazu, aus sehr gesitteten und sehr nachahmungswürdigen Zeiten, würd' es nicht fehlen. Ein gewisser Ferdinand von Neapel drang seinen Unterthanen Schweine zum Mästen auf, und zwang sie, den

Schaden zu ersetzen, wenn ihnen diese Thiere, auch ohne all' ihr Verschulden, starben. Ein Anderer, ein gewisser Eberulph, Zeitgenosse des Merovingischen Königes Chilperich, ließ Huf und Klaue geradezu auf die Aecker und in die Weinberge der Geringern treiben, und jeden, der sich widersetzte, nach Beschaffenheit seiner Laune, entweder nur abprügeln, oder auch gar verstümmeln.

Mit seinen Jagdhunden hat es, noch im letzten Jahrhunderte, ein deutscher Fürst so gemacht, daß die Bürger seiner kleinen Residenzstadt sie in ihre Häuser nehmen und füttern mußten, und daß jeder unglücklich ward, der sich nur im mindesten an ihnen vergriff. — —

Seit einigen Jahren, wie es heißt, hat die Grausamkeit des Wildhegens sich ein wenig vermindert. Es kamen so böse Gerüchte über den Rhein her, daß man es auf einmal billig fand, dem Landmann Erleichterung zu verschaffen, und alle Büchsen aller Förster gnädigst dazu in Bewegung setzte. — Das war gut an sich selbst! Aber mußte denn nur durch schändliche Furcht bewirkt werden, was so ehrenvoll durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit hätte bewirkt werden können?

Feinheit.

Was man im sittlichen Verstande Feinheit nennt, ist, mit Bosheit verbunden, das Hassenswürdigste; mit Güte verbunden, das Liebenswürdigste in der Menschheit.

Es giebt eine rauhe unfreundliche Art des Wohlthuns, die kaum dem gemeinen Bettler gerecht ist, und die den Mann von Ehre kränkt und beleidigt. Es giebt eine andere, zwar gutgemeinte, aber plumpe unzärtliche Art, wodurch die Wohlthat ihr Erfreuendes, ihr Verbindliches verliert; wodurch sie für den Empfänger zu einer neuen, und oft drückendern Last wird, als die war, die man ihm abnahm.

Das wahre Geheimniß der Wohlthätigkeit ist, daß man die Wohlthat zu verbergen, wenigstens sie herabzusetzen wisse; daß man dem Unglücklichen die Beschämung, seinen Mangel und seine Abhängigkeit zu gestehen, erspare; daß man sich weniger das Ansehn gebe, einen Schuldner zu machen, als ein Schuldner zu werden. Durch eine solche Schonung des Ehrgefühls kön-

nen die unbedeutendsten Dienstleistungen einen Werth, eine Kraft zu verbinden, erhalten, die ohne sie die größten, wesentlichsten Aufopferungen nicht hätten. —

„Sie reiten da ein gutes, sehr ruhiges Pferd," sagte Türenne zu einem Officier, der eigentlich ein altes, sehr schlechtes ritt, der aber zu arm war, um ein besseres bezahlen zu können. „Die meinigen sind für mich alten Mann ein wenig zu flüchtig, zu feurig: Sie würden mich Ihnen verbinden, wenn Sie einen Tausch treffen wollten." — Im Grunde, sieht man wohl, war dieser Tausch ein Geschenk, und für einen Mann, wie Türenne, eben kein großes; aber wie ausnehmend gütig und schonend war die Art, womit er es antrug. Wie sehr mußte sich der Officier diesem edlen Manne verpflichtet fühlen, der mit der Aufmerksamkeit auf sein Bedürfniß so viel feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband. —

Verweise sind, ihrer Natur nach, beschämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Superiorität gesprochen, müssen sie eher erbittern, als bessern. Auch hier giebt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis seine Herbe, aber durchaus nicht seine Wirkung verliert; ja wodurch seine Wirkung vielmehr nur größer und sicherer gemacht wird. Türenne, der sich so gut auf's Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut auf's Verweisegeben.

Seine Soldaten plünderten im Hennegauischen ein Schloß, das sie im Sturm erobert hatten. Sie fanden darin eine Frau von bewundernswürdiger Schönheit, und brachten diese Frau, als den besten Theil der Beute, dem Feldherrn. Türenne, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, ließ sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich

fordern. — „Hier, mein Herr," sagte er, „empfangen Sie Ihre Gattinn zurück! Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie sie zu mir, ihrem Feldherrn."

Offenheit.

Verstellung ist für edle Seelen unerträglicher Zwang; ihr Element, worin sie leben, ist Wahrheit. — Es läßt daher auf einen guten Charakter bei Fürsten schließen, und es ist rühmlich für sie, wenn sie keine falsche Gesinnungen erheucheln; wenn sie, zum Beispiel, ein gefaßtes Mißtrauen nicht in ihr Herz verschließen können. Aber wieder ist es unaussprechlich klein, wenn sie dieses Mißtrauen nicht geradezu in Worten, sondern nur von weitem durch Blicke und durch finstre Gesichter äußern.

So wie Falschheit, so ist auch alles versteckte, hinterhältische Wesen einer edlen Seele zuwider; denn es hängt sich darin an einen Rest von Falschheit noch eine gewisse Feigheit, die es nicht wagt gerade und offen herauszugehen, oder eine gewisse Tücke, die ihre Lust daran findet, Personen, welche doch unschuldig und redlich seyn mögen, auf die Folter zu spannen.

Vielleicht zwar, daß dieser Schein von Feigheit und Tücke trügt, und daß vielmehr eine gewisse Gutherzigkeit zum Grunde

liegt, der es schwer wird, zu beschämen und wehe zu thun. Aber dann ist diese Gutherzigkeit wenigstens sehr übel verstanden. Mag immerhin der Schuldige erblassen und zittern, wenn nur nicht der Unschuldige gekränkt und beleidiget wird!

Oft auch mag ein Fürst seiner eigenen Einsicht nicht trauen; er mag fürchten, beim Geständniß seines Argwohns als ein schwacher Kopf erfunden zu werden, der sich von jedem Schleicher, jedem Ohrenbläser mißbrauchen läßt. — Aber muß er sich denn gleich das Ansehen geben, als ob er glaube? Muß er sein Mißtrauen geradezu bekennen, da er es ja in Form einer bloßen Angabe, eines bloßen Zweifels vortragen kann?

Ueberdies, was ist denn so Unerhörtes darin, wenn selbst die besten und klügsten Fürsten einmal getäuscht werden? Ward es doch auch Heinrich der Vierte, und zwar in Ansehung seines Rosny, eines so geprüften, rechtschaffenen, ihm so eifrig ergebenen Dieners! Jene heroische Sicherheit und Festigkeit im Urtheil, die einst Alexander gegen seinen Leibarzt bewies, ist nicht jedermanns Sache; und auch Alexander selbst wird gewußt haben, Unterschiede zu machen.

Anklagen mit der vorläufigen Bitte um Schweigen, um Gebeimhalten, muß ein Fürst gar nicht hören. Denn die einzige gute, würdige Art, wie er sich bei Anklagen nehmen kann, ist die: daß er beides, sich und den Angeklagten, durch offene Darlegung der Sache auf einmal in's Licht setze; daß er von der einen Seite Beweise der Schuld, von der andern Beweise der Unschuld fordere, und daß er dann handle, wie er es findet: entweder den treulosen Diener, oder den verläumderischen Ohrenbläser bestrafe.

Hätte Heinrich aus falscher Furcht, seine Leichtgläubigkeit

zu verrathen, oder einen würdigen Mann unverdient zu kränken, hinter dem Berge gehalten, so hätte er sich und seinen Minister um einen der schönsten Augenblicke ihres Lebens gebracht. Ja, vielleicht hätte er diesen großen, unersetzlichen Minister darüber verloren. Denn ganz verbergen konnte sich ihm ein Heinrich unmöglich; und welcher Mann, der sich fühlt, wird sich lange das laulichte, mißtrauische Wesen, das Schmollen und das Gesichterziehen gefallen lassen? Er wird denken, daß man einem Herrn, der nicht mehr traut, nicht mehr dienen, und Arbeiten, die nicht mehr fruchten, nicht mehr fortsetzen müsse.

So wie sich Heinrich nahm, nahm sich auch Johann der Fünfte von Portugal, einer der besseren Könige unsers Jahrhunderts. Zwei seiner Finanzräthe vereinigten sich aus Neid gegen einen dritten, der wegen seiner vorzüglichen Fähigkeiten auch in vorzüglicher Gunst stand. Sie überreichten dem Könige eine geheime, mit vieler Wahrscheinlichkeit ausgedachte Anzeige von allerhand Unterschleifen und Betrügereien, die ihr Amtsgenoß sich erlaubt haben sollte. Johann gerieth in Erstaunen; aber, einmal zum Mißtrauen aufgefordert, wandt' er es noch mehr gegen die Ankläger, als gegen den Angeklagten. Er ließ ungesäumt den Letztern rufen, legte ihm, Punct vor Punct, die Anklage vor, und gab ihm zugleich sein königliches Wort: daß, wenn er sich schuldig wüßte und es nur frei und offen gestände, dieses Geständniß seine ganze Strafe ausmachen, und er gegen das Versprechen, künftig rechtschaffener zu handeln, nichts von seinen Vortheilen verlieren sollte. Der Finanzrath bestand darauf, sich zu rechtfertigen, und es gelang ihm damit auf eine Art, daß kein Schatten eines Zweifels zurückblieb. Jetzt schrieb und siegelte der König mit eigner Hand einen Brief, den der Prä-

sident des Finanzdepartements, an den er gerichtet war, Marquis von Alegrete, nicht anders als in voller Sitzung eröffnen sollte. Der Brief enthielt: daß die beiden boshaften Verläumder ihrer Stellen entsetzt, zu jedem andern Amte für unfähig erklärt, und nicht nur aus der Residenz, sondern auch aus dem Königreiche entfernt werden sollten. So verband der weise Regent mit dem Vortheile, sich einen redlichen Diener zu erhalten, auch den, zweier unredlicher los zu werden, und allen übrigen eine nachdrückliche Warnung zu geben.

Denkfreiheit.

Ein Gewässer, das nicht freien Abfluß und nicht immer frische Zuflüsse hat, wird zum faulen stehenden Sumpf, unter dessen grüner Decke nur Fröschen und Unken wohl ist. Einen solchen Sumpf wollte aus der Menschheit die Hierarchie, und wollen noch jetzt gewisse Eiferer daraus machen, die ihr das laute, gemeinsame Denken gar zu gerne verwehren möchten.

Das stille, einsame Denken zu verwehren, sind diese Herren, wie man rühmen muß, allzu billig. Auf seinem Kopfkissen, und im Verborgensten seines Herzens, mag ein jeder die Lehrsätze des eingeführten Glaubenssystems oder die Verordnungen einer hohen Landesregierung mit den verwegensten, bittersten Zweifeln angreifen: sie werden das nie, auch nicht mit einem Gedanken, zu ahnden suchen.

Weil sie, leider! nicht können: wird man hier sagen; aber wenn nur sonst jene Herren einige Einsicht besitzen, so darf man ihnen zutrauen, daß sie auch wirklich nicht wollen. Darum nicht: weil zuerst jenes leise, einsame Denken immer unwirksam und

also unschädlich bleibt; und weil zweitens es auch hiemit ein Ende nehmen muß, sobald nur erst die heilsame Absicht, das laute gemeinsame Denken zu verwehren, erreicht ist.

Jener Seemann, der auf eine wüste Insel des Südmeers ausgesetzt und beim Absegeln des Schiffes zurückgeblieben war, hatte, als man nach einer Reihe von Jahren ihn endlich wiederfand, seine Sprache verloren. Warum? weil er in so langer Zeit Niemanden gehabt hatte, mit dem er laut hätte reden können. — Laßt die Menschen, nur Ein Menschenalter hindurch, nicht mehr laut mit einander denken dürfen; und seid gewiß, sie haben ihre Denkkraft verloren. —

Was bewegt denn aber jene Eiferer zu ihrem so bittern, erklärten Haß gegen das Denken? — Wenn wir sie selbst hören, so ist es theils ihre Frömmigkeit, ihre herzliche Anhänglichkeit an die Religion; theils ihr patriotischer Eifer für den Staat, ihre Vaterlandsliebe. „Die Zweifel, sagen sie, werden so frech und so wild, daß sie Alles umzukehren und aufzulösen drohen, und wenn man sich nicht bei Zeiten entgegenstämmt, so werden sie zuletzt alle Staaten, ja selbst den Himmel erschüttern." — Den Himmel! — Es scheint als ob die Herren noch an das alte Mährchen von einem himmeltragenden Atlas glaubten, und als ob sie Lust hätten, die Ehre eines so erhabenen Amtes mit ihm zu theilen. Aber sie mögen den gekrümmten Nacken nur wieder aufrichten, und die angestrengten Arme nur wieder sinken lassen: denn jenes große Gewölbe hat seine volle Sicherheit in sich selbst, und braucht zum Feststehen wahrlich nicht solcher ohnmächtigen Stützen. So lange eine Vernunft noch denkt und ein Herz noch fühlt, ist die Gottheit sicher auf ihrem Throne.

Mit den Staaten freilich ist es ein anderes; aber doch klingt es seltsam, daß gerade die Denkfreiheit sie untergraben und umstürzen sollte. Was diese thun kann, ist doch nur einzig das: daß sie die Schwächen in der Grundlage und Verfassung des Staats, die Fehler in der Führung und Verwaltung desselben aufdeckt; daß sie den Mitteln nachforscht, wodurch ihm kann geholfen, wodurch er blühender und glücklicher kann gemacht werden; und das soll heißen: ihn umkehren, zerrütten, zertrümmern? — Wenn ein Bauverständiger mit aufmerksamem Blick ein schadhaftes Gebäude durchgeht, und nun dem Besitzer räth, welche Wand er einschlagen, welchen Boden er aufbrechen soll: wirft er ihm damit das Haus über den Kopf zusammen? Oder wenn ein Arzt die Ursache von den Leiden seines Kranken ausspäht, und ihm die Mittel nennt, wodurch ihm kann geholfen, wodurch sein Schmerz kann gelindert werden: thut er ihm damit an seiner Gesundheit, an seinem Leben Abbruch? — Wer Gefahr läuft, ist hier offenbar nicht der Hausbesitzer und nicht der Kranke: es ist das Ungeziefer, das in der Wohnung des einen, oder in den Eingeweiden des andern sein Wesen treibt, und das freilich in große Noth kömmt, wenn es beim Einreißen und Umbauen seine gewohnten Schlupfwinkel verliert, oder wenn die Arzenei an dem Schlamm und dem Moder, worin es zuchtet, zu lösen und wegzuräumen anfängt.

Mag es seyn, was man klagt: daß es den meisten der Rathschläge, die gegeben werden, an Weisheit und Anwendbarkeit; dem Tone, worin sie gegeben werden, an ehrerbietiger Bescheidenheit fehlt: muß man darum ein allgemeines todtes Schweigen, auch dem Klugen und dem Bescheidenen, gebieten? — Ob jene erstere Klage Statt finde, das kann man doch, beim Him-

mel! nicht eher wissen, als bis man hört; und durch diese letztere wird man doch nimmermehr sich wollen abhalten lassen, einen wirklich weisen, heilsamen Rath zu erfahren? Ueberdies wird ja den Thoren ein Klügerer schon zurechte weisen; und dem Machthaber bleibt es ja unbenommen, Frechheit an einem Denker so gut, als an jedem Andern, zu strafen.

Doch wozu eine Sache noch erst vertheidigen wollen, deren Güte auch ihre eigenen Feinde wohl nicht bezweifeln! Oder wie? Sollten wirklich die Herren, die gegen die Denkfreiheit ein so lautes Geschrei erheben, und uns den Schaden, den sie in Zeit und Ewigkeit anrichten soll, mit so gräßlichen Farben schildern; sollten sie wirklich nicht wissen, daß eine bis zur höchsten Einfalt geläuterte Religion zu den beiden Zwecken, der Besserung und der Beruhigung des Menschen, noch immer hinreichend, ja daß nur sie zur Erreichung dieser Zwecke geschickt ist? Sollten sie wirklich nicht wissen, daß man einem Staate Glück wünschen muß, wenn er in seinem Schooße recht viel der denkenden, patriotischen Bürger nährt, die seine Mängel, wie seine Vorzüge, ergründet haben, und die keins der Mittel unerforscht oder ungeprüft lassen, wodurch seine Wohlfahrt kann erhöht, seinem Verfalle kann vorgebaut werden? — Es scheint, daß Eins von Beiden jene Herren uns nothwendig werden erlauben müssen: entweder, daß wir sie ihres Verstandes wegen bedauern, oder sie ihrer Denkungsart wegen verachten. Denn bewundern und lobpreisen werden wir doch die Falschheit nicht sollen, womit sie immer nichts, als Himmel und Vaterland, auf den Lippen, und nichts, als ihr eignes armseliges Ich, auf dem Herzen tragen. —

Die Religion sollt' es seyn, wofür der Diener des Altars

mit diesem frommen Schaum vor dem Munde eifert? Das Vaterland sollt' es seyn, wofür der Diener des Machthabers in einem so empörten und so empörenden Ton seine Edicte abfaßt? — Das Ansehen, die Vortheile sind's, die der eine dieser Herren dem blinden Glauben des Volks, der andre seinem blinden Gehorsam verdankt, und die sie nun beide sich wollen erhalten wissen, sollte auch alle Wahrheit und alles Menschenwohl darüber zu Trümmern gehen. — Daß sie so eifrig einer für des andern Rechte, wie für ihre eigenen, kämpfen; das mag uns weder irren, noch Wunder nehmen: sie wissen zu gut, diese Herren, daß ihre Vortheile, wie verschieden sie immer scheinen und in andern Verhältnissen auch wirklich sind, doch im Kriege gegen die Denkfreiheit ganz genau in einander greifen; daß blinder Glaube für blinden Gehorsam, und wieder blinder Gehorsam für blinden Glauben, die eigentlich passende Stimmung giebt, und daß Gewissen allein, oder Furcht vor Strafen allein, lange nicht so sicher und kraftvoll wirkt, als beide Mittel vereinigt. Daher ihr Zusammentreten, ihr großmüthiges Vergessen aller gegenseitigen Klagen, sobald es ihrer gemeinschaftlichen Feindinn, der verhaßten Denkfreiheit, gilt. Und freilich ist diese Denkfreiheit von so unruhiger, aufrührerischer Natur, daß sie auf nichts weiter sinnt, als wie sie die Altäre des Aberglaubens umstoßen, Mißbräuchen und Unordnungen aller Art auf die Spur kommen, Entwürfe und Absichten jedes Schlechtdenkenden an das Licht ziehen, und Fürsten und Völker über ihre eigentlichen wahren Vortheile belehren soll. Was, nach ältern Rechten, für so schreiende Bosheiten der Empörerinn zukäme, wäre, wenn Geistliche urtheilten, der Scheiterhaufen, wenn Weltliche urtheilten, das Schwert; aber in unsern verderbten — oder,

ie man es gerne beschönigen will, in unsern verfeinerten, ge-
teten — Zeiten darf man ein so hartes Urtheil schon nicht
ehr sprechen, um nicht ganz seinen Zweck zu verfehlen. Das
lindeste indessen, was gesprochen werden kann, ist: Verban-
ung. —

Unbegreiflich bleibt hiebei nur das: woher man den Muth
er vielmehr die Schamlosigkeit nimmt, dem Fürsten ein sol-
es Verbannungsurtheil vorzulegen, und ihm zur Vollziehung
sselben, auch nur von fern, einen Antrag zu thun. Ist er
eise, und versteht er sich auf seinen wahren Vortheil, der mit
m Vortheile des Staats immer so Eins ist, so scheint das
nternehmen in der That etwas tollkühn. Denn ihm sagen:
nterzeichnen Sie, gnädigster Herr, diesen Befehl gegen die
enkfreiheit! heißt dann anders nichts, als ihm sagen: Ver-
ugnen Sie, gnädigster Herr, Ihre gewohnte Einsicht und Klug-
eit! handeln Sie einmal, als ob Sie ganz so schlecht und so
nedel dächten, wie wir! Treten Sie mit uns, den unwürdi-
n Dienern des Hauses, von welchem Sie Vater und Herr
nd, zu Einer Verschwörung zusammen; und werfen Sie diese
eschwerliche Aufseherinn, die Denkfreiheit, die uns bei unsern
einen Diebereien jeden Augenblick zittern macht, mit eigner
öchster Hand über die Schwelle!

Witz.

„Aber was haben Sie denn gegen den Herrn?“ — fragt man einen Gelehrten, als er seine Abneigung gegen einen gewissen Staatsminister zu erkennen gab, und ihn durchaus nicht besuchen wollte.

„Er ist witzig,“ erwiederte der Gelehrte.

„Nun? Und ist Witz denn ein Fehler?“

„An einem Großen — ja!“ —

Vorausgesetzt, daß hier der neckende, der spöttelnde Witz gemeint war, so hatte der Gelehrte nicht Unrecht: denn wirklich hat der Große weit mehr Ursache, über seinen Witz zu wachen, als der Privatmann.

Mit einem Privatmanne kann man zu thun, oder nicht zu thun haben, kann zu ihm kommen, oder nicht zu ihm kommen. Zu dem Großen führen uns theils unsere Verbindungen, theils sind wir ihm, Standes und Ansehns wegen, die Aufmerksamkeit schuldig, wenn er selbst uns sucht, ihm nicht auszuweichen. Im Dienste fehlen, ist oft lange nicht so gefährlich, als, wenn man geladen ist, an der Tafel fehlen. Gnade von Höhern will

genommen seyn; Höflichkeit von unsers Gleichen läßt sich ver-
itten.

Dem witzigen Privatmanne kann man mit seiner eigenen
Münze bezahlen, wenn man selbst nicht ohne Witz ist; mit ei-
em Großen muß man behutsamer gehen. Ihn zu beleidigen,
t gefährlich, und im Witzspiel einen empfindlichen Fleck zu
effen, so leicht. Ja selbst, daß man ihm im Witz überlegen
t und ihn zum Stillschweigen bringt, kann ihm Beleidigung
änken.

Der Geringere also, wenn er einige Weltklugheit besitzt, fin-
t sich gegen den Großen in einer sehr nachtheiligen Lage, und
ist von dem Letztern höchst unedelmüthig, diese nutzen zu
ollen.

Aber auch für den Großen selbst ist wenig Vortheil bei
inem Witze. Schweigt der Angegriffene, oder sucht er eine
escheidene Wendung, um auszuweichen, so mögen Schmeichler
en Witz des Erstern mit noch so lautem Lachen bewundern:
n Herzen fühlt doch ein jeder, daß der Kampf nicht wegen
eberlegenheit des Geistes, sondern des Standes, ungleich ist,
nd daß der Spötter sehr unsanft möchte zu Boden gestreckt
erden, wenn nicht seine äußere Würde ihn hielte.

Und wenn nun der Angegriffene frei genug denkt, um sich
ber sein Verhältniß hinwegzusetzen, und es auf Wohl- oder
ebelnehmen zu wagen: wie unangenehm kann der Ausgang des
ampfes für den Großen werden! Vorzüglich, wenn der Ge-
ingere wirklich gereizt worden, und Galle in seinen Witz mischt;
der wenn der Große, wie das so oft der Fall ist, zwar gerne
Stöße austheilt, aber die Miene nicht finden kann, womit er Ge-
enstöße hinnehmen soll.

Gleichwohl würd' es Albernheit verrathen, wenn man nur immer Ausfälle thun, und keine Gegenausfälle erlauben wollte. — Wem für seine Würde bange ist, der bleibe in seiner Würde!

Zaar Peter, den seine Zeit, sein Vaterland, seine Erziehung entschuldigen, zeigte einem gewissen Koch, so oft er ihn ansichtig ward, das Zeichen der Hahnreihschaft, weil die Untreue von dem Weibe des Kochs öffentlich bekannt geworden. Er trieb den Scherz so oft und so ausgelassen, daß der erbitterte Koch ihm endlich derb auf die Finger schlug, um sich Frieden vor ihm zu schaffen.

Schickte es sich für den Zaar, so etwas zu dulden? Und gleichwohl: mit welchem Rechte konnt' er es übelnehmen oder bestrafen? —

Nicht, als ob aus dem Umgange und von der Tafel der Großen aller gesellschaftliche Witz, alles frohe Gelächter verbannt seyn sollte. Es ist hier offenbar nur von muthwilligen persönlichen Neckereien und Ausfällen die Rede, die dem Großen gegen den Geringern nie ziemen, obgleich der Hang dazu so gemein ist.

Nationalehre.

Zu dem letzten Herzoge von Celle, der mit einer Französinn ermählt und von lauter Franzosen umringt war, sagte einst ner dieser Ausländer: „Drollicht, Monseigneur! Sie sind der nzige Etranger hier im Zimmer."

Ob dieser Einfall bei dem Fürsten mag Glück gemacht haen? O ganz gewiß! Was von einem Franzosen herkömmt, ist eckerbissen; es sei Ragout oder Bonmot. —

Aber, ruft hier ein deutscher Prinz, kann man denn auch it andern Menschen leben, als mit Franzosen? Sie sind mitnter ein wenig zudringlich, frivol, süffisant; immerhin! Sie aben doch unendlich viel Geist, Lebhaftigkeit, Witz, und daei etwas so Souples in ihrem Charakter, etwas so Sociales — —

Wohl! So leben denn Ihro Durchlaucht mit Franzosen! s wäre sehr anmaßend, Ihren Geschmack bespötteln, oder Sie n der Wahl Ihres Umgangs beschränken zu wollen. Auch haen Sie in dem, was Sie sagen, nicht Unrecht: die Franzosen

sind wirklich ein Volk, das sich eben so viel Liebe zu erwerben weiß, als es Hochachtung verdient.

Nur, wenn man bitten darf, so lassen es Ihro Durchlauch mit dem Lobe des fremden Volks genug seyn, und gehen Sie nicht zu einer Vergleichung desselben mit dem Ihrigen über. Der Nationalcharakter, den Sie kennen, möchte sich sonst ins Spiel mischen, und die Vergleichung ein wenig zu deutsch gerathen.

Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn Ihro Durchlauch dem lebhaften Franzosen nun gleich den trägen Deutschen, den feinen Franzosen den plumpen Deutschen, dem witzigen Franzosen den geistlosen Deutschen entgegenstellten.

Möglich, daß über ein solches Urtheil Niemand so sehr erschräke und so sehr in Verlegenheit käme, als ein eben anwesender Franzose selbst. — Himmel! würde er bei sich denken sind Monseigneur denn nicht selbst ein Deutscher? Trifft nicht Sie die Verachtung mit, die Sie auf Ihr ganzes Volk wälzen wollen? Glauben Sie, die Natur eines Deutschen darum ausgezogen zu haben, weil Sie eine fremde Sprache jargonniren?

Jargonniren klingt hart; aber im Denken, muß man wissen, ist der Franzose eben so geradezu, als der Deutsche; er ist nur darin feiner, daß er seine Gedanken versteckt.

So würd' er, zum Beispiel, in vorliegendem Falle weder zustimmen noch abstimmen wollen; er würde sich mit einer Wendung herausziehen. Das Genie, würd' er etwa mit Lächeln sagen, thut doch nichts so gern, als verstärken: der lebhafteste Dichter bringt in seine Charaktere den schärfsten Contrast, der ausdrucksvollste Maler in seine Gesichter den meisten Schatten.

Und damit hätte er dann dem Prinzen ein scheinbares Com-

iment hingeworfen, das dieser selbst vielleicht für Lob, jeder ndere für Spott nehmen würde.

Wär' es nicht besser gewesen, Ihro Durchlaucht hätten Ihr rtheil ein wenig gemildert, und lieber bloß gesagt: die Na- on hat der Stufen zu erreichen noch vor sich; andere Natio- en sind ihr in diesem, in jenem Stücke zuvorgekommen; sie ist dessen auf gutem Wege, und man darf viel von ihr hoffen?

Ein solcher Ton würde weder den Deutschen verdrossen, noch n Fremden gejammert haben: beide würden den Prinzen seiner insichten, seines Geschmacks wegen loben; und wenn vollends r Letztere in wahre Bewunderung ausbrechen sollte, so dürften hro Durchlaucht nur noch fortfahren: Was Literatur betrifft, ist der Deutsche mit den Werken der Ausländer genau be- mmt; es ist unmöglich, daß die Wunder, welche er von diesen thun sieht, ihn nicht eifersüchtig machen sollten, und diese Ei- rsucht wird ihn anfeuern, spornen; sie wird ihn über sich selbst heben.

Vortrefflich! würden hier vereinigt Franzose und Italiäner fen, die nun weder mit ihrer Eitelkeit, noch mit ihrer Artig- it mehr zu kämpfen hätten. Einen solchen deutschen Prin- n lassen wir gelten; der weiß sich in seiner eigenen Nation schätzen, und ist dabei gegen fremde Nationen so höchst ge- cht. — —

Aerger als arg macht es derjenige Prinz, der die Nation, n Hinsicht auf ihre Geisteskräfte, nicht bloß für jetzt, sondern ir alle Zukunft herabwürdigt; der sie nicht bloß darum ver- chtet, weil sie noch wenig ist, sondern auch darum, weil sie ie etwas seyn wird.

Aber, fragt man, wie ist ein solches Urtheil wohl möglich?

So: daß Seine Durchlaucht, wie Sie so gerne thun, über d
ganze Sprache der Nation Gericht halten, und solche für äußer
rauh, barbarisch, mißtönend, weitschweifig, ungelenk; kurz, fü
elend in Bestandtheilen und im Zusammenbaue erklären. M
einer solchen Sprache, wie man wohl sieht, führe die Natio
äußerst übel: sie könnte sich nicht von ihr losreißen, und do
auch nichts mit ihr leisten; alle Seelenkräfte wären ihr wie g
lähmt, und all' ihr Aufstreben nach Vortrefflichkeit wäre eit
Das Vögelchen säße an der Leimruthe fest, und könnte wo
flattern, aber nicht fliegen.

Soll man hier lieber ausrufen: die arme Nation! ode
der arme Prinz? — Daß Letzterer die Sprache fast gar nic
kennt, ist entschieden; und doch wagt er es, sie zur Beschämun
eines ganzen Volks zu verwerfen? Weiß er denn nicht, d
Völker, wie einzelne Menschen, sich nichts so ungern absprech
lassen, als ihren Kopf, ihren Witz? —

Nordens Herrscher haben sich hierin anders genommen, un
wie man sagen muß, feiner. Sie haben dem Geiste der N
tionen, denen sie einmal angehörten, keine verächtliche Blicke g
geben; haben die Sprache derselben sich nicht anekeln lasse
Gustav und Katharina haben es Ihrer nicht unwürdig g
glaubt, in der eigenen Sprache ihrer Völker zu schreiben.

Steht Geist und Sprache Deutschlands hinter Geist un
Sprache Schwedens und Rußlands zurück? Oder fehlte
etwa Gustaven und Katharinen an Kenntniß, an fein
Empfindung, an Urtheilskraft und Geschmack? —

Laßt uns den Himmel bitten, daß es den Prinzen Deutsc
lands nur nie mehr daran fehle!

Culturgrad.

Prinzessinn Kunegunde von N.., ein Kind von nicht weiger Geist als Herzensgüte, sah aus ihrem Fenster dem traurigen Abschiede zu, den Väter, Mütter, Geschwister, von einer Menge junger Leute nahmen, die der Fürst, ihr Vater, nach Amerika hin bestimmt hatte. Sie fühlte sich durch diesen Anblick bis zu Thränen bewegt; und da sie weiter nichts für die armen Unglücklichen thun konnte, so raffte sie wenigstens ihr ganzes Bischen Baarschaft zusammen, um es ihnen hinunter zu schicken.

Noch an eben diesem Tage hatte sie eine Stunde in der Erdbeschreibung. — Wir gehen jetzt, sagte der Lehrer, nachdem wir die vier Welttheile im Allgemeinen betrachtet haben, zu unserm Europa, und gleich zu demjenigen Staate über, der für uns das meiste Interesse haben muß, zu Deutschland. — Deutschland ist eines der größten, volkreichsten, mächtigsten, und in Ansehung seiner meisten Provinzen, wozu auch ganz vorzüglich die Provinzen Ihres Durchlauchtigsten Herrn Vaters ge-

hören, eines der aufgeklärtesten und gesittetsten Länder Europens. —

„Ich bitte Sie, lieber Herr S...," unterbrach ihn hier die Prinzessinn, „geben Sie doch ja auf Alles, was Sie mir sagen, recht Achtung, und machen Sie nicht, daß ich wieder, wie gestern, an öffentlicher Tafel beschämt werde."

Beschämt, meine gnädigste Prinzessinn?

„Man sprach von einer abscheulichen Menschenart, die man Seelenverkäufer nannte, und bezeichnete die Häfen, in welchen sie ganz vorzüglich ihr Wesen trieben. Ich, um zu zeigen was ich gelernt hätte, fuhr heraus: das wären Afrikanische Häfen. — Der fremde Prinz, der jetzt hier ist, und der sich immer so gern über Alles aufhält, fing an zu lachen; die Uebrigen an der Tafel folgten ihm nach; und cher père, nachdem er erst recht gewiß geworden, daß wirklich die genannten Häfen Europäische wären, wollte gar nicht aufhören mich auszuschelten."

Aber wie kamen Sie denn auch auf diesen Gedanken, liebste Prinzessinn?

„Durch Sie! — Wissen Sie noch, als wir die vier Welttheile mit einander durchgingen, daß Sie mir von Afrika so sehr viel Böses und Häßliches sagten, und mir am Ende, als das Allerhäßlichste, den abscheulichen Menschenhandel nannten, der in der Welt nirgend, als dort, getrieben würde? Konnt' ich denn anders glauben, als daß die Häfen, wo die schändlichen Seelenverkäufer sich aufhielten, in Afrika liegen?"

Es war aber damals, meine gnädigste Prinzessinn, nur von dem großen Menschenhandel die Rede; von dem nach Amerika hin.

„Da machen Sie mich nun wieder ganz irre. — Heute

agen Sie mir, unser Deutschland sei zu Europa gehörig, und och sehe ich, wird auch hier Menschenhandel getrieben, und uch im Großen, und auch nach Amerika hin. Denn hat nicht her père alle die schönen jungen Leute, die diesen Morgen von ier mußten, nach Amerika hin verhandelt? Es waren ihrer ja nehr, als einige Tausend. Da müßte denn doch gewiß, wenn uch keiner der Seehäfen, wo man die Menschen nur einzeln ufgreift, wenigstens unser Land hier, wo man sie bei Tausen= en fortschickt, in Afrika liegen. — Und daß Sie es nun zu den ufgeklärtesten und gesittetsten Ländern Europens rechnen!" —

Wär's denn das nicht, liebste Prinzessinn?

„Unmöglich! Oder ich habe Alles von Ihnen ganz falsch erstanden. Sie sagten mir, eben bei Gelegenheit von Afrika, aß sich Aufklärung und Cultur dieses Welttheils schon aus em einzigen Umstande des Menschenhandels beurtheilen ließe. Denn gewiß sei in einem Lande weder Licht noch Bildung — ! ich erinnere mich genau Ihrer Worte — — wo die Ge= ingeren es duldeten, daß man sie wie Schlachtvieh verhandeln ürfte, und wo die Großen den Muth und die Abscheulichkeit jätten, dergleichen zu wagen. — Ach, Sie setzten noch so Vie= es hinzu, lieber Herr S..., das mir seit diesem Morgen gar icht mehr aus dem Sinne will, und das mir ein recht schwe= es, drückendes Gewicht an das Herz hängt. Ich seufze in ei= em fort; und gewiß nicht bloß wegen der armen Menschen, ie man hier weggeschleppt hat, sondern auch besonders, ganz esonders wegen cher père."

Gnädigste Prinzessinn, sagte der sehr beunruhigte Lehrer: as kann ich gesprochen, was auch nur gedacht haben, das Sie Ihres gnädigsten Herrn Vaters wegen in diese Bewegung

setzte? Ich beschwöre Sie bei der Güte, die Sie gegen mich zu hegen so oft versichert haben — —

„Seyn Sie ruhig, lieber Herr S...! Was wir hier reden, bleibt ja ganz unter uns: die Hofmeisterinn ist zum Glücke nicht da; und wenn ich's auch nicht um Ihrentwillen verschwiege, da man Ihnen wohl Manches sehr übel deuten möchte, so würd' ich es schon aus Wehmuth verschweigen; aus Scham, daß es mein sonst guter und lieber Vater seyn muß, den solche Vorwürfe treffen."

Aber was denn für Vorwürfe? Um's Himmels willen! —

„Meinen Sie etwa, daß ich nicht Achtung gebe? — Es war gleich in einer der ersten Stunden, daß Sie mir von den vier Welttheilen im Allgemeinen einen Begriff zu machen suchten. Hier bei dieser großen und bei den andern kleinen Inseln dort — — sie hatte in ihrem Atlas die Karte vom Südmeere aufgeschlagen — — sagten Sie mir, daß man sie zum Fünften Welttheile hätte erheben wollen — womit aber Sie wenig zufrieden schienen; — und dann erzählten Sie, als Sie mir hier Neuseeland zeigten, von den dortigen Einwohnern und ihrer abscheulichen Sittenrohheit, und wie sie die armen Gefangenen, die ihnen in die Hände fielen, nicht allein todtschlügen, sondern sich auch ein Freudenmahl daraus machten und sie verzehrten. Eine Sitte, die sich auch noch bei andern wilden Völkern, als z. B. in Amerika, fände. Die Engländer, fuhren Sie fort, hätten sich selbst von dem Wohlgeschmacke, den diese Barbaren am Menschenfleische fänden, durch gemachte Probe überzeugt; und ein Otaheitischer Knabe auf ihrem Schiffe hätte sich still in einen Winkel gesetzt, und über das Elend der Menschheit Thränen vergossen. Ach, er ward mir so werth, dieser Knabe! — Merken

Sie, sagten Sie dann zum Schluß, daß es die allerunterste Stufe der Barbarei ist, wenn Menschen ihres Gleichen verzehren: ein Gräuel, wovor auch unter den vernunftlosen Thieren alle edlere Gattungen einen Abscheu haben."

Nun, meine liebste Prinzessinn? ich sehe nicht ein — —

„Lassen Sie mich nur erst Afrika haben! Da ist es! — Hier bei dieser Küste, lieber Herr S..., und dort weiter oben bei jenen Flüssen, wiederholten Sie erst, was Sie bei Gelegenheit von Neuseeland gesagt hatten; und dann machten Sie mich auf die zweite Stufe der Barbarei aufmerksam, von der Sie ausdrücklich behaupteten, daß sie über jene unterste des Menschenfressens sich nur wenig erhebe: auf das Menschenverhandeln. Sie konnten gar nicht fertig werden, mir Ihren Abscheu vor einer so ungeheuren Nichtswürdigkeit auszudrücken. — Nichtswürdigkeit, lieber Herr S..., war Ihr Wort! — und dann sprachen Sie noch so Vieles von der Rohheit, der Verworfenheit Aller derer, die in diesen schändlichen Handel verwickelt wären; besonders auch von den afrikanischen Hungerleidern von Prinzen, die um eines geringen nichtswürdigen Gewinnstes willen das Blut ihrer Unterthanen an ein fremdes Volk nach einem fremden Welttheile hin verkauften. — Ich gab Ihnen damals in Allem so Recht, und stimmte in Ihren Abscheu mit ein; aber seit diesem Morgen — — ach, lieber Herr S..., ich möchte mich hinsetzen, wie der gute junge Mensch aus Otaheiti, und möchte vor Jammer und Scham über mein Vaterland, über cher père, und über das Schicksal der armen Menschheit weinen." — Ihre Thränen flossen hier wirklich, indem sie ihr Gesicht, das ganz mit Schamröthe bedeckt war, zur Seite wandte. Sie bestätigte die Wahrheit von der Bemerkung des alten Grie-

chen: daß ein Kind durch nichts so gedemüthiget werde, als durch Gefühl von der Schmach seiner Eltern.

Die Verlegenheit des Lehrers über diese, freilich von ihm veranlaßten, aber so wenig beabsichtigten Ideenverbindungen läßt sich begreifen. Er versuchte allerhand Erklärungen, Einschränkungen, Unterscheidungen; deren aber keine dem zu feinen und richtigen Verstande der Prinzessinn genug that. Zum Glück für ihn war sie edeldenkend genug, daß sie schwieg; sonst, wenn die böse Laune Sauls über den Durchlauchtigsten Herrn Vater gekommen wäre, hätte Herr S..., zum Dank für seine Bemühungen, das Schicksal haben können, daß er den nächsten Transport nach Amerika hätte schmücken müssen.

Vergeltung.

Bei dem steten, oft so schrecklichen Wechsel der Dinge können Personen vom höchsten Ansehn in den Fall kommen, daß sie des Erbarmens der Niedrigsten bedürfen. Wohl dann denen, die selbst, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben! sie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unsern Zeiten geschehen ist, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch Niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiß, daß auch von dem rohsten, ergrimmtesten Pöbel, mitten in der wildesten Wuth des Aufruhrs, Unterschiede gemacht wurden, die ihren Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geschichte hat uns ähnliche Beispiele hinterlassen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der Gracchen, das Elend der dort befindlichen Sclavenmenge, die fast die Hälfte der Bevölkerung dieser Insel ausmachte, bis auf's Höchste gestiegen. Einer der fühllosesten Wüthriche war ein gewisser Damophilus aus Enna, der alle seine Sclaven mit

glühenden Eisen an der Stirne hatte brandmarken lassen, sie Nachts in enge Kerker zusammenpreßte, und mit anbrechendem Morgen sie bei der magersten Kost, die kaum ihr Leben zu fristen hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib Megallis war gegen den weiblichen Theil des Gesindes nicht minder grausam. Die geringsten Fehler wurden mit den entsetzlichsten Züchtigungen bestraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter diesen unerträglichen Leiden war der einzige Trost der Elenden die junge Tochter des Hauses, deren Herz für die Gefühle der Menschlichkeit eben so offen, als das Herz ihrer Eltern dafür verschlossen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte sie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte sie Qualen, die sie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit ersetzte sie, so viel sie konnte und durfte, die den Sclaven versagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der sich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoff, bis in alle drei Spitzen der Insel verbreitete. Auf den Feldern des Damophilus brach er aus: er selbst, dieser Nichtswürdige, sein Weib, seine Tochter, da sie sich eben in einem Garten der Vorstadt sorglos erlustigten, fielen in die Hände der Sclaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewissen Eunus, sollte über den Damophilus ein förmliches Verhör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltsame Wuth zweier Sclaven, die vorzüglich grausam waren behandelt worden, machte diesem Scheingerichte ein Ende: sie stürzten über ihren Tyrannen her, und schlugen ihn mit wie-

derholten mörderischen Streichen zu Boden. Das Schicksal seines Weibes war fürchterlicher; denn sie fiel in die Hände ihrer Sclavinnen, die erst mit Furienwollust jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erschöpften, und sie dann, nach ersättigter Rache, auf eine Anhöhe schleppten, um sie in die Tiefe zu stürzen.

Mitten unter diesen Stürmen der empörtesten, sinnlosesten Wuth blieb die Tochter nicht allein verschont, sondern erhielt auch die unverkennbarsten Beweise der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr so oft bewiesenes Erbarmen war in Aller Herzen; das Lob ihrer Menschlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringste Vergehen gegen sie mit Wort oder That würde auf das empfindlichste seyn gerächt worden. Man beschloß, sie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Eltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorstehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein sicheres Gefolge brachte man sie hinweg nach Catanea, und überlieferte sie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geschichte hat uns so manche verabscheuungswürdige Namen, auch die eines Damophilus und einer Megallis, aufbehalten; warum hat sie uns doch den Namen dieser Guten, dieser Edlen verschwiegen? Doch auch ohne Namen verehrt der Freund der Menschheit ihr Andenken, und freut sich der so schön an ihr bestätigten Wahrheit: daß auch über die rohesten und fühllosesten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

Geschichte.

Die Geschichte ist für Könige eine treffliche Lehrerinn, d
aber so unglücklich ist, etwas unachtsame Schüler zu haben. –
Würden wir sonst die ehemaligen Fehler mit den ehemalige
schlimmen Folgen immer zurückkommen sehen? Würden so o
neue Beispiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älte
rer Beispiele gefruchtet hätte? —

Könige! ruft so laut die Geschichte: wagt es nicht, gegen de
herrschenden Geist Eurer Zeit anzukämpfen; er ist durch ein
Folge von Jahrhunderten eben so unwidertreiblich herbeigeführ
als es durch die periodischen Umwälzungen des Himmels die Jah
reszeiten sind. Es ist gleich thöricht, diese oder jenen zurückha
ten zu wollen; und das geringste Uebel, was für Euch daraus
erwachsen kann, ist, daß man an Euren Einsichten zweifelt. –
Könige! laßt endlich ab von dem Wahne, als ob Ihr durch
stete Erweiterung Eurer Gränzen immer mächtiger würdet: de
gedrungene, saftreiche Staatskörper ist stärker, als der aufge
dunsene, entnervte; und wollt Ihr mächtiger werden, so sor

für Thätigkeit, Sparsamkeit, Sitten, Gemeingeist. — Könige! verlaßt Euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zusammengestückte: Cabale, Ungehorsam, Eifersucht, Neid, drohen Euch mit Zerrüttung Eurer durchdachtesten Plane; und am Ende werdet Ihr nicht, wie Ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer möglich, daß nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zusammentreffe: besänftiget die Gemüther durch Herstellung der alten Ordnung, eh' Ihr Euch in den Krieg wagt; sucht und sichert den Frieden, eh' Ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt: denn Faulstoff in den Eingeweiden des Staats, und äußere Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieses, und wie viel mehr! ruft so laut die Geschichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn sie ja etwas fassen, so verlieren sie's wieder im Taumel der Ehrsucht, aus deren Zauberkelche sie nicht satt werden sich zu berauschen. — —

Man hat vergleichende Lebensbeschreibungen von einzelnen großen Männern geschrieben; vergleichende Erzählungen von einzelnen großen Weltbegebenheiten wären vielleicht keine schlechtere Arbeit. Hier zur Probe solcher parallelen Erzählungen nur eine, oder vielmehr nur die Hälfte davon: denn sobald der Fall aus der Vorwelt erzählt ist, wird den Fall aus der Mitwelt das Gedächtniß eines Jeden ihm selbst erzählen. —

Die anfängliche Macht und Größe des Griechischen Kaiserthums war im siebenten und achten Jahrhundert schon tief herabgesunken, und das Reich in nicht der vortheilhaftesten Lage. Seine östlichen Provinzen wurden unablässig von einem eben so tapfern als grausamen Feinde, den Saracenen, bedroht, die schon öfter

die kaiserlichen Heere überwunden, und vor den Thoren von Constantinopel selbst ihre Feldzeichen aufgepflanzt hatten. In den westlichen entferntern Provinzen hatte die Macht der Longobarden sich immer weiter verbreitet, und es war von der fruchtbaren obern Italien dem Kaiser schon nichts mehr übrig als das sogenannte Exarchat von Ravenna. Im Norden hatte das Reich einen eben so muthigen, als mächtigen Feind an dem Bulgarenkönige, der in mehrern Schlachten gesiegt, sich in Thracien festgesetzt, und die umliegenden Gegenden der Hauptstadt auf das fürchterlichste verwüstet hatte.

So groß noch immer, trotz allen diesen Unfällen, die Macht des Kaiserthums blieb, so gehörte doch nicht weniger Weisheit als Tapferkeit dazu, um sie unter so nachtheiligen und schwierigen Umständen zu erhalten. Was man am sorgfältigsten zu verhindern hatte, waren innere Unruhen und Empörungen, als wodurch die Kraft, der Menge äußerer Feinde zu widerstehen, nothwendig gelähmt werden mußte. Reformen, und besonders in Religionssachen, wo sie immer so sehr bedenklich und gefahrvoll sind, mußten entweder ganz unterbleiben, oder doch nicht ohne die äußerste Vorsicht und Behutsamkeit unternommen werden. —

Das Bilderstürmen, das dessen ungeachtet Kaiser Leo, mit dem Zunamen der Isaurer, anfing, giebt uns freilich einen Beweis von seiner richtigern tiefern Einsicht in das eigentliche Wesentliche der Religion; auch können wir nicht anders, als den Muth und die Standhaftigkeit bewundern, womit er, trotz dem Widerstande herrschsüchtiger Geistlichen und eines schwachsinnigen fanatischen Volks, darin fortfuhr. Aber ganz wider alle Staatsklugheit war die Heftigkeit seines Verfahrens, da er das

lebel nicht bloß allmählich einschränken, sondern auf einmal
usrotten, nicht durch Lehre und Unterricht das Volk nach und
nach vom Aberglauben abziehen, sondern auf einmal durch An=
ehn und Befehl erzwingen wollte, was unmöglich zu erzwingen
teht: eine vernünftige Gottesverehrung. Alle Rechtgläubigen,
der was ganz das Nehmliche sagt, alle Altgläubigen wurden
on Entsetzen und Abscheu ergriffen, als sie die so heilig ge=
chteten Gegenstände ihrer Verehrung, und unter diesen selbst
as Bildniß des Religionsstifters, überall heruntergebrochen, in
Winkel geworfen, zerstückt oder verbrannt; in der Folge auch
Klöster eingezogen, und Personen, die bereits der Gottheit ge=
weiht waren, in die Welt und das bürgerliche Leben zurück=
geführt sahen.

Der Geist der Empörung ward unter dem abergläubischen
Volke, über diese zu rasche Aufklärung, in allen Provinzen rege;
indessen gelang es dem Kaiser, obgleich nicht ohne Kämpfe und
Blutvergießen, die Hauptstadt und die zunächst sie umgeben=
den Länder in Ehrfurcht zu erhalten. Aber unmöglich fand er
dieses in Ansehung der entlegenern westlichen Provinzen, wo
seine Macht natürlicher Weise schwächer, und das Volk dem al=
ten Aberglauben, so wie dem Beschützer desselben, dem Bischofe
von Rom, mit äußerster Schwärmerei ergeben war. Die Un=
zufriedenheit brach hier in öffentliche Empörung aus, die bei
der Beharrlichkeit des Kaisers auf seinem einmal erklärten Ent=
schlusse, durch nichts mehr gedämpft werden konnte. Das ganze
Land gerieth unter die Herrschaft der Longobarden, der es zwar
Anfangs durch fremde Hülfe wieder entrissen ward, aber auch
sogleich unter dieselbe zurückfiel. Als die Longobarden es den=
noch endlich verloren, so geschah dieses nicht an die ehemaligen

Besitzer, die Griechischen Kaiser, sondern an den Gallischen Usurpator Pipin, der diese wichtige Eroberung dem Stuhle zu Rom zum Geschenke machte, und dadurch den ersten Grund zu der weltlichen Hoheit und Souveränetät des Römischen Erzpriesters legte. Für das Griechische Kaiserthum waren diese schönen Provinzen nun auf immer dahin; die Nachfolger Leo's fanden es unmöglich, auch noch im Westen zu fechten, da sie schon im Osten und Norden fochten, und da sie nicht selten alle ihre Kräfte anstrengen mußten, um sich nur aufrecht zu halten. —

Hätte, nach einer so deutlichen Warnung, als sich aus diesem Falle für alle künftigen Herrscher ergab, der Fehler der Leo je wiederholt werden sollen? Hätte ein neues, schöneres und blühenderes Exarchat in die Gefahr kommen sollen, ebenso wie Ravenna, und aus Anfangs sehr ähnlichen Ursachen, verloren zu gehen?

Widerruf.

Daß unsere Großen lieber die Französische, als die Landessprache reden, ist an sich eben nicht tadelnswürdig. Ein gemeinschaftliches Mittel zur Verständigung mit Fremden, als mit welchen die Großen ohne Unterlaß zu thun haben, muß freilich seyn; und um dieses Mittel in die Gewalt zu bekommen, muß man es üben. Aber zu bedauern ist es, daß gerade im Französischen so manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin sie von ihrer Wahrheit verlieren.

Redensarten sind gleichsam das Kleid der Gedanken, und es ist nicht bloß von Personen, sondern auch von Begriffen wahr, daß man sie nach ihrem Kleide behandelt. Nur zu oft richten sich Achtung oder Verachtung, Wohlgefallen oder Mißfallen, nach bloßen Ausdrücken, die, nachdem sie zu milde oder zu hart sind, das Böse angenehm, oder das Gute verächtlich zeigen.

Die Redensart: seine Meinung widerrufen, seinen Entschluß zurücknehmen, läßt unser Urtheil über den Werth der Handlung unentschieden, und verweist uns, um diesen zu finden, auf

Untersuchung der jedesmaligen Umstände. Die Redensart: sich Lügen strafen, sich ein démenti geben, rennt dieser Untersuchung zuvor, und läßt uns jeden Widerruf, wie pflichtmäßig und heilsam er seyn mag, als schändlich und gehässig betrachten. Wenn uns ein Fremder ein démenti giebt, so reißen wir den Degen aus der Scheide, um es zu rächen; und wie? wir sollten so leichtsinnig mit unserer Ehre spielen, daß wir uns selbst eines gäben? —

Freilich hat sich der Fürst eine Verordnung entreißen lassen, die tausend Unruhen und Verdrießlichkeiten nach sich ziehen kann; freilich hat er ein Versprechen gegeben, das wider alle Staatsklugheit ist, oder in die Rechte eines Dritten unverantwortlich eingreift; freilich hat er, durch ein unvorsichtiges Wort die Ehre eines rechtschaffenen Mannes auf's empfindlichste gekränkt; aber so gern er alles das wieder gut machte, wie soll er es anfangen? Das bloße Widerrufen, wie es der Deutsche nennen würde, ginge schon an; aber sich ein démenti zu geben, wie es der Franzose nennt, ist doch unmöglich. Ja wenn es hieße: sich eine Aufklärung geben! da wäre auf einmal die ehrlose Sache, wenigstens in solchen Ländern, ehrlich wo die Aufklärung nicht noch verhaßter klingt, als die Lüge.

Aber sollte man denn einer bloßen Redensart, einem bloßen armseligen Worte, diesen Einfluß verstatten? Sollte um eines übelgewählten, zu harten Ausdrucks willen, unterlassen werden, was Klugheit und was Gerechtigkeit fordern? — Heinrich der Vierte, mit allem seinen richtigen Sinn für das Schickliche, gab sich, kurz vor der Schlacht bei Ivry, ein ganz öffentliches démenti, indem er einen beleidigten Officier, den Obersten Schomberg, mit einer Art von Abbitte umarmte;

und wer fühlt nicht, wie sehr ihm dieses démenti zur Ehre gereicht? — Schomberg, der brave Deutsche, verachtete den König darum so wenig, daß er eben in dieser Schlacht mit einem Muthe und einer Hitze focht, die ihm sein Leben kosteten. — —

Die Sache genauer erwogen, so heißt Widerrufen freilich: sich zu einer Unvorsichtigkeit, zu einem Fehltritte des Verstandes oder der Leidenschaft, kurz, zu einem Irrthume bekennen; und darin liegt nun Schlimmes und Gutes neben einander: der Irrthum, und das Bekennen des Irrthums. Nur ist das Schlimme, wie man bald einsehen wird, bei weitem nicht in gleichem Grade schlimm, als worin das Gute gut ist.

Irren, wissen wir, ist das Schicksal der Menschheit; und wer sich zu einem Irrthume bekennt, giebt sich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit schuldig, und einer Schwachheit, die er mit den weisesten, edelsten Menschen gemein hat.

Hingegen, wer seine Schwachheit abläugnen und beschönigen möchte; wer, um sich nicht bloß zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich sie immer seyn mögen, fortdauern läßt: der vermehrt zuvörderst die alte Schwachheit mit einer neuen, und setzt dann noch wahre Schande hinzu; er läßt sich, durch falsche Scham einer armseligen Eitelkeit, zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

Der edle Mann, der seine Eitelkeit so gut wie jeder Andre hat, fühlt den Widerstand derselben, aber ohne daß er ihr nachgäbe: er bekämpft und besiegt sie, und bringt sie der wahren Ehre zum Opfer. Durch das Geständniß einer sehr verzeihlichen Schwachheit giebt er den Beweis einer sehr hochachtungswürdigen Stärke.

Aber ohne Mühe ist denn doch nie dieser Kampf; ohn Scham ist für feinere Seelen, die den Trieb nach Vollkom menheit fühlen, und lieber schon in ihrem Besitze wären, al um sie würben, nie das Geständniß von Schwachheiten: un so nehmen sich diese aus jedem solchen Falle die Warnung nicht so leicht von neuem zu irren, um nicht von neuem wi derrufen zu dürfen. —

Verächtlich kann der Widerruf nur in zwei Fällen machen wenn er entweder nicht freiwillig, sondern erzwungen, nicht au Edelmuth oder verbesserter Einsicht, sondern aus Furcht un aus Feigheit erfolgt; oder wenn er so oft, mit so vielem Leicht sinn geschieht, daß man sich nicht entbrechen kann, auf Mange an Einsicht und Mangel an Ehre zugleich zu schließen.

Der weise Fürst wird sich vor beiden Fällen so sorgfältig hüten, als möglich; er weiß, daß er in dem erstern seinem per sönlichen Ansehn, und in dem andern der ganzen Kraft seine Regierung unendlich schaden würde. Einmal dafür bekannt daß er sich durch Widerstand eintreiben lasse; wie viel Wider stand bei jeder Gelegenheit muß er fürchten! und einmal sein Verordnungen in dem Rufe, daß sie nach Monaten, Wochen Tagen schon ihm selbst nichts mehr gelten; was für Folgsam keit für diese Verordnungen, auch in den dringendsten, wich tigsten Fällen, kann er erwarten?

Aus diesem Grunde ist es ihm Regel: ehe er irgend einen Entschluß von Wichtigkeit faßt, alle Gründe dafür und dawide genau gegen einander abzuwägen, um, wenn er erst einmal die sen Entschluß erklärt hat, mit mannhafter Festigkeit ihn durch zusetzen, und den Schein eines schwankenden Willens, der im mer von so übler Wirkung ist, zu vermeiden. Kleinere Unvoll

kommenheiten der getroffenen Einrichtungen wird er aus eben dieser Ursache so sehr nicht achten; nur, wenn er größere, die von ernsthaften, bedeutenden Folgen seyn können, gewahr wird, so wird er durch keine falsche Scham sich hindern lassen, diese Einrichtungen wieder aufzuheben; er wird jeden besondern Entschluß dem allgemeinen unabänderlichen Entschlusse unterordnen: so viel er kann und weiß, die Glückseligkeit seines Volks zu erhöhen. Eben so, wenn ihn einmal Menschlichkeit zur Beleidigung der Unschuld, oder gar des Verdienstes, hinriß, wird er nicht erröthen, seinen Fehler zurückzunehmen; er wird auf das Beispiel Heinrichs des Vierten, oder das gleichermunternde Karls des Fünften von Frankreich sehen, der darum in der Geschichte gewiß nicht weniger glänzt, weil er eine Ungerechtigkeit gegen einen würdigen und edlen Diener, den berühmten du Guesclin, wieder gut machen konnte.

Fassung.

Mangel an Geistesgegenwart bei unerwarteten widrigen Vorfällen ist einer der größten Fehler an einem Fürsten. Wer sich an ein Steuerruder setzt, es sei um ein Schiff oder einen Staat zu regieren, der darf nicht immer nur auf heitern Himmel und hohes Meer, er muß auch auf Stürme und klippige Ufer rechnen, und in Gefahr sich zu nehmen wissen.

Philipp von Spanien, der durch alle übrigen Eigenschaften seines Charakters empört und zurückstößt, zeigt sich in dem einzigen Stücke groß und bewundernswürdig, daß er die widrigsten, selbst die schrecklichsten Nachrichten mit so viel Ruh und Gleichmuth aufnahm. Als er den Untergang seiner gegen Elisabet gerüsteten unüberwindlichen Flotte erfuhr, sagt er ohne sichtbare Erschütterung: „Ich hatte sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme gesandt.“ — Diese Besonnenheit, diese augenblickliche Fassung des Gemüths, scheint uns einen wahrhaften König, einen Mann anzukündigen, der über ein ganzes

zahlloſes Volk nicht bloß durch ſeinen Rang, ſondern auch durch ſeine Seelengröße hervorragt.

Klein und ärmlich finden wir dagegen Philipp den Sechſten von Frankreich, wenn wir von der Noth und Angſt ſeiner Hofleute leſen, da ſie ihm die unglückliche Seeſchlacht bei Sluys hinterbringen ſollen. Es war zwar freilich nichts Kleines, eine ganze Flotte von vierhundert Segeln an einem einzigen Tage einzubüßen; aber, einmal in Krieg begriffen, mußte Philipp auf Verluſt, wie auf Gewinn, auf Niederlagen, wie auf Triumphe, gefaßt ſeyn, und man mußte ihm ein Unglück ankündigen können, ohne daß man für ihn oder für ſich ſelbſt zu zittern brauchte.

Völlig kalt, oder wie man es zu nennen pflegt, ſich völlig gleich, auch bei den größten Unfällen, zu bleiben, iſt nur dann möglich, wenn man gedankenlos iſt; und eine ſolche Kälte würde alſo keinen Anſpruch auf Ehre haben. Aber wahrlich hat ihn auch nicht jenes Unvermögen zum Widerſtande, jene Seelenſchwäche, die den Unfällen ſo ganz erliegt, daß der Menſch entweder ohnmächtig niederſinkt, oder in eine wilde, ſinnloſe Wuth verſetzt wird. In welchen von dieſen Zuſtänden das Schrecken ſich auflöſen mag, ſo fühlen wir uns gewiß zur Verachtung gereizt; nur wird das eine Mal dieſe Verachtung einen Zuſatz von Mitleiden, das andere Mal von Hohn oder von Abſcheu haben. Tobt nehmlich der Unglückliche gegen todte, fühlloſe Gegenſtände oder gegen Weſen der bloßen Einbildung an, wie gegen die Elemente, die Geſtirne, das Schickſal: ſo hören wir nichts, als kindiſche Thorheiten, und können ſpotten; bricht er gegen lebende, empfindende Weſen aus, wie gegen den unſchuldigen Boten oder den unglücklich geweſenen Führer: ſo ſehen

wir vielleicht auch Gräuelthaten, und müssen zittern. In Karthago hätte man den Admiral, den Philipp von Spanien gütig bei sich aufnahm, an's Kreuz geschlagen. —

Wie unendlich wichtig die Gabe der Fassung, des ruhigen Gleichmuths sei, das zeigt sich vorzüglich da, wo gehandelt werden soll; wo ein großes Interesse, vielleicht von ganzen Staaten, an der Entscheidung steht, und wo die Augen Aller, wie mit Einem Blick, sich auf den Mann an der Spitze heften. Hier nicht jeden sich darbietenden Vortheil, jeden vom Gegentheil begangenen Fehler, auf der Stelle inne werden und nutzen; zweifeln und Anstand nehmen, wo mit Blitzesschnelle müßte gedacht und ausgeführt werden; sich selbst erschrocken und bange zeigen, und gleich beim ersten Schwanken der Schale verzweifeln statt mit rascher, kühner Hand sie zu ergreifen und niederzudrücken: welche Hoffnung zum guten Erfolg läßt das übrig und welchen vortheilhaften Eindruck auf die Seelen der Mithandelnden kann es machen?

„Auch in mein Lager?" — ruft der ganz verwirrte Pompejus, da er nach der Schlacht bei Pharsalia hört, daß Cäsar zur Bestürmung desselben heranrücke. Und so, ohne irgend eine Vorkehrung zu machen, ohne die tapfern Cohorten die nach seiner Flucht noch so muthigen Widerstand thaten, zu sammeln, zu ordnen, durch eigenen Muth zu befeuern, wirft er die Zeichen seiner Würde von sich, und flieht — einem Schicksal entgegen, das für ihn unendlich trauriger seyn muß, als der Tod auf dem Schlachtfelde. Das Glück, das sein ganzes Leben hindurch bei ihm ausgehalten hatte, verläßt hier den Mann der sich selbst hat verlassen können.

„Labienus flieht!" — ruft der unerschütterte Cäsar

nicht, weil der tapfre Feldherr wirklich floh, sondern weil er sich einen Augenblick entfernte, um sein Lager zu decken. Und durch dieses einzige Wort wie zu neuem Leben erweckt, sammeln die schon wankenden, ermatteten, kaum mehr fechtenden Truppen ihre letzte Kraft, stürmen mit unwiderstehlicher Wuth auf den Feind, und entscheiden die berühmte, blutige Schlacht bei Munda, wo es, nach Cäsar's eigenem Geständniß, nicht bloß den Sieg galt, sondern das Leben. Ein einziger wohlgenutzter Augenblick wirft dem Feldherrn das stolze Rom und fast alle Königreiche der Erde zu Füßen. —

In neuern Zeiten hat vielleicht Niemand durch Ruhe in den mißlichsten Lagen, durch Festigkeit und Furchtlosigkeit mehr sich ausgezeichnet, als Cromwell. Das Schicksal, das er befürchten mußte, wenn der junge Karl, mit Rache für seinen ermordeten Vater im Herzen, sich auf den Thron schwang, war schrecklich, und in mehr als einem Zeitpunct war dies Schicksal ihm nahe. — Das eine Mal hat Karl, oder haben vielmehr seine trefflichen Generale, die in Schottland stehenden Truppen Cromwell's und den aus Irland zur Verstärkung herübergeeileten Ireton schon auf's Haupt geschlagen; der Schottische Thron ist gewonnen, und der Weg zum Englischen scheint geöffnet. Das andre Mal steht Karl schon tief in England selbst, mit einem furchtbaren, durch Englische Große verstärkten und unterhaltenen Heere; schon ist er Herr von Worcester, und wie bald ist nun Oxford, wie bald ist London erreicht! — Cromwell, als ob er ausdrücklich die Gefahr ihren höchsten Punct will erreichen lassen, um mit desto größerem Ruhme sie niederzuschlagen, und Krieg und Empörungsgeist auf immer zurückzuschrecken, bleibt ruhig zu London bei seinen Geschäften;

keine Miene, kein Wort von ihm verräth die mindeste Sorge; man sollte die Nachricht von den Fortschritten Karls für Erdichtung halten, so faltenlos und so heiter ist seine Stirn. Durch diesen Gleichmuth, diesen festen Glauben an sich selbst und an die Ueberlegenheit seines Geistes, wirkt er so, wie er will, beides auf Freunde und Feinde: der Haß von diesen, so gern er in Thaten ausbräche, liegt ruhig fort an der Kette der Furcht; und der Muth von jenen, so natürlich er sinken müßte, schwillt empor und wird kühner. Auf einmal heißt es: Cromwell steht an der Spitze des Heers! und gleich darauf: Cromwell hat Alles vor sich niedergetreten; der Feind ist nicht bloß besiegt, ist vernichtet! — —

Aber, kann man hier sagen, ist es erlaubt, einen Mann wie Cromwell, der in der Geschichte eine so äußerst verhaßte Rolle spielt, gleichsam zum Muster der Nachahmung aufzustellen? — Er war Kronenräuber, dieser Cromwell, Fanatiker, Königsmörder, ein in vielen Rücksichten verabscheuungswürdiger Mann; aber sein Muth und seine Festigkeit waren doch sicher gut und groß, und Gutes und Großes muß man nicht verschmähen, auch an einem Böswicht zu bewundern.

Schade nur, daß man hier mit dem bloßen Bewundern sich wird begnügen müssen; denn zu lernen und nachzuahmen ist so etwas schwerlich. Beispiele, wie das angeführte, wirken bloß auf diejenigen Seelen, in denen sie die schon vorhandene Kraft nur zu reizen und zu beleben brauchen; schwächern Seelen theilen sie die Tugend, die sie aufstellen, eben so wenig mit, als der Magnet seine Eigenschaften, außer dem harten ihm befreundeten Eisen, irgend sonst einem Metalle mittheilt. In andern Hinsichten läßt eine unvollkommene Natur durch Einsicht und

eſten Vorſatz ſich um ein Groſſes verbeſſern; in Hinſicht der Entſchloſſenheit und des Muths gerade am wenigſten: und das ſt denn freilich wohl ſchlimm, da man ſeine Natur ſich nicht ählt.

Ohne allen Nutzen wird indeſſen das Geſagte nicht ſeyn, wenn Fürſten von ſchwächerem Charakter ſich die Lehre daraus abziehen wollen: daß ſie mit dem Schlimmſten, was in einer Lage geſchehen kann, ſich bei Zeiten vertraut machen, um, wenn es eintritt, weniger heftig davon gerührt zu werden. Vornehmlich aber: daß ſie aus eitler Ruhmbegierde ſich bei keiner Gelegenheit an die Spitze ſtellen, wo ihre Verwirrung, Unſchlüſſigkeit, Muthloſigkeit, dem Vaterlande und ihnen ſelbſt höchſt verderblich ſeyn könnte. Doch dieſer letztere Rath wird ſo gar wichtig nicht ſcheinen; die Muthloſen geben ihn am liebſten ſich ſelbſt.

Menschenwürdigung.

Könige und Fürsten sehen die Menschen so viel öfter von ihrer schlechten, als guten, von ihrer verächtlichen, als hochachtungswürdigen Seite, daß sie gewissermaßen zu entschuldigen sind, wenn sich Geringschätzung oder gar Haß der Menschheit bei ihnen festsetzt.

Sind sie von Natur zur Milde geneigt, so wird dieser Haß sich mehr in Betrachtungen, als in Handlungen ergießen; sind sie mit geringerer Empfindlichkeit geboren, so wird er sie hart und grausam, und dadurch, außer ihrem Volke, auch sie selbst elend machen: denn Menschenhaß duldet keine Zufriedenheit in der Seele.

Das Verwahrungsmittel gegen dieses Uebel muß die Betrachtung geben: daß zum richtigen Urtheil über die Menschheit die Lage eines Regenten die am wenigsten vortheilhafte ist. Wenn dieser sich fragt: was sehe ich, das nicht böse oder verächtlich wäre? so muß er zugleich sich fragen: was kann ich viel weiters sehen?

Der Regent ist zuerst Ausspender von Aemtern, Ehrenstellen, Reichthümern, Gnadenzeichen. Wie natürlich ist es, daß ihm hier Habsucht und Hochmuth, mit den sie begleitenden Lastern des Neides, der Verläumdung, der Schmeichelei, jeden Augenblick sichtbar werden, indessen die sanften ruhigen Tugenden der Genügsamkeit und Bescheidenheit sich seinen Blicken entziehen!

Der Regent ist ferner nicht bloß Gesetzgeber; er ist auch oberster Richter. Wie selten kann er da Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Großmuth, die alle keiner richterlichen Erkenntnisse bedürfen, und wie oft muß er Streitsucht, Unterdrückung, Raublust, Bosheit erblicken!

Der Regent führt endlich über alle untergeordneten Diener und Verwalter des Staats die Aufsicht. Wie leicht übersieht er hier Treue, Pflichtmäßigkeit, Ordnungsliebe, die, weil sie der Regel gemäß sind und nicht anders erwartet werden, immer nur schwachen Eindruck machen; aber wie nothwendig müssen Untreue, Versäumniß, Verrath, als wider die Regel und dem öffentlichen Wohl gefährlich, seine ganze Aufmerksamkeit fesseln!

Sind denn aber jene liebens- und hochachtungswürdigen Tugenden darum, weil sie weniger sichtbar als die entgegenstehenden Laster sind, in der Menschheit nicht da? — Man mache doch nur die einzige Betrachtung: daß ohne Genügsamkeit und Bescheidenheit das Gewühl um den Thron unabsehlich, ohne Friedfertigkeit und Gerechtigkeit die Zahl der Gerichtshöfe unendlich, ohne Wohlthätigkeit und Großmuth das Elend viel verbreiteter und schrecklicher, ohne Treue und Pflichtliebe die ganze Verwaltung des Staats unmöglich seyn müßte. —

Jungen Prinzen sollte man, zu ihrem und ihrer Völker Besten, recht früh es einprägen: daß die bei weitem größere Zahl ihrer Mitmenschen wenigstens nicht ihrer Verachtung und ihres Hasses, viele ihrer ganzen Hochschätzung und Liebe, und einige, wenn der Fürstenstolz dieses Wort nicht zu stark findet, sogar ihrer Verehrung werth sind. Auf Verehrung nehmlich macht das größere Verdienst, die erhabenere Tugend Anspruch; und wohl sehr selten, wenn anders je, mocht' es der Fall seyn, daß unter den Tausenden, oder gar unter den Millionen, die ein Staat befaßt, gerade der Herrscher der edelste, würdigste Mann war. Was er von Tugenden besaß, konnte freilich, wegen Erhabenheit seines Standortes, in vollerm Lichte und in weitere Ferne strahlen; aber dieser nur äußere, zufällige Vortheil giebt doch für den wesentlichen innern Werth keinen Maaßstab. —

Indessen läßt sich noch zweifeln, ob Haß und Verachtung gegen die Menschheit, diese traurigsten Erscheinungen in der sittlichen Welt, nicht vielmehr aus dem Bewußtsein seiner selbst, als aus der Beobachtung Anderer, entspringen. So wie bei den übrigen empfindenden Wesen, so ist es wahrscheinlich auch bei dem Menschen das Selbstgefühl, das, gleichsam instinctartig, sein Benehmen und seine ganze Gesinnung gegen die Mitgeschöpfe leitet; eine Gesinnung, die durch äußere Veranlassungen nur zum Ausbruche geweckt, nicht ursprünglich durch sie hervorgebracht wird. Eben deßwegen sind Menschenverachtung und Menschenhaß, wie sehr auch Manche in diesen Gesinnungen sich gefallen mögen, fast immer Schande für den, der sie nährt; sie öffnen einen Blick in sein Innerstes, und lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit auf seine eigene Hassenswürdigkeit und Verächtlichkeit schließen. Wer selbst gut ist, hegt einen fast un-

iberwindlichen Trieb, die Menschen zu lieben; wer selbst böse st, sie zu hassen.

Laßt also nie, Prinzen, durch die zunächst Euch umgebenen oder am öftersten Euch vorkommenden Unwürdigen Euer Urtheil von der Menschheit überhaupt bestimmen! Laßt, um der Ehre Eures eignen Charakters willen, Euch nie zu Handlungen, oder auch nur zu Aeußerungen hinreißen, die Euer Volk zur Wiedervergeltung auffordern und es reizen könnten, Euch für Menschenhaß Fürstenhaß, für Menschenverachtung Fürstenverachtung zurückzugeben! Ihr wähnet irrig, wenn Ihr Euern Stand zu erhaben glaubt, als daß Ihr die Folgen dieser traurigen Wechselgesinnung zu fürchten hättet; es wird von Umständen, und oft von solchen abhangen, die völlig außer Eurer Gewalt sind, für welchen von beiden Theilen diese Wechselgesinnung verderblicher werden soll: ob für Euer Volk, oder für Euch? —

Vertrauen.

Rosny hatte von Heinrich dem Vierten den Auftrag, mehrere der größten und wichtigsten Generalpachtungen von Frankreich zu bereisen, und die Verwaltung der Finanzen zu untersuchen. Seine Rechtschaffenheit, mit der ihm eignen Thätigkeit und Klugheit verbunden, machte den Mitgliedern des Finanzrathes bange, daß ihre Unterschleife hiebei an's Licht kommen möchten. Um sich zu retten, sprengten sie über das Benehmen Rosny's die nachtheiligsten Gerüchte aus, und wurden am Ende mit ihren Lügen so laut, daß Heinrich wenigstens Unvorsichtigkeiten von seinem Günstlinge argwohnte, und ihn eiligst zurückrief.

Der Empfang des guten Rosny war ziemlich frostig. — „Warum beladet Ihr Euch nun," fragte der König, „mit Gelde, das an Ort und Stelle von den Personen, denen ich es schuldig bin, pflegt gehoben zu werden? Ihr reizt dadurch Leute, an denen mir viel gelegen ist, zum Mißvergnügen gegen mich."

„Sire! von Allem, was ich mitbringe, gehört kein Pfennig weder den Prinzen von Geblüt, noch irgend jemanden, der von Euer Majestät Besoldung zieht. Die sind alle bezahlt." —

„Nicht möglich!" versetzte der König.

„Und werden auch den laufenden und die folgenden Monate bezahlt werden; denn vom Vorschußnehmen bin ich kein Freund."

Heinrich ließ sich diese Aussage mehr als einmal wiederholen und am Ende sogar beschwören: so fest hatte man ihn vom Gegentheil zu überreden gewußt. — „Aber," fuhr er fort, „daß Ihr eine solche Menge von Einnehmern und Beamten beim Kopfe genommen und sie hieher geschleppt bringt" — —

„Ich, Sire? — Ich habe wohl freilich einigen Ernst gebraucht; aber von Leuten, die ich beim Kopfe genommen und hieher geschleppt brächte, weiß ich kein Wort."

Das Erstaunen des Königs stieg immer höher. „Denkt Euch," rief er voll Unwillens aus, „was für Niederträchtigkeiten man sich erlaubt! was für Lügen man ausheckt! — Ich begriff auch nicht, wie Ihr so viel Lärmens hättet machen sollen, um eine so kleine und armselige Summe aufzutreiben, als ich weiß daß Ihr mitbringt."

„So klein und so armselig, Sire? — Es sind anderthalb Millionen Reichsthaler." — —

Man urtheile, wenn die Verläumdung mit solcher Frechheit vor einem klugen Könige lügt, mit welcher Frechheit sie vor einem einfältigen lügen werde; und wenn sie selbst Vertraute und Günstlinge angeht, deren Sache doch höchstwahrscheinlich zur Sprache kömmt, was von ihr der Fremde und der Gleichgültige zu erwarten habe, den sie hoffen darf ungehört zu erdrücken.

Wahrlich! es ist keine Untugend an Fürsten, etwas schwergläubig zu seyn: denn nie oder selten fehlt es, daß sie nicht mit feinern oder gröbern Cabalen umsponnen wären; und Parteigeist, Eigennutz, Rachgier, Neid — was ließen wohl diese kleinen, eben so unruhigen als nichtswürdigen, Leidenschaften zu ihrer Befriedigung unversucht?

Nur schließe man nicht zu voreilig, daß ein Fürst also wohl thue, keiner Anklage sein Ohr zu leihen, und in seiner vorgefaßten vortheilhaften Meinung durch nichts sich irren zu lassen. Glaube an Rechtschaffenheit und an Ehre ist freilich schön; aber blinder Glaube, so wie er nirgends in der Welt taugt, so taugt er auch hier nicht.

Einem Fürsten zwar, dessen eigener Charakter zweideutig ist, darf man diese Warnung kaum geben; ein solcher wird weit eher durch Mißtrauen fehlen. Aber ein Fürst von einer ehrenvollen, biederer Denkungsart bedarf ihrer um desto mehr; die Leichtigkeit, womit er sein Vertrauen hingiebt, kann ihn in das größte Ungemach, oft wohl gar in's Verderben stürzen. —

Ein solcher Fürst, wenn sonst irgend ein andrer, war Franz der Erste von Frankreich: voll Ehre, voll Freimüthigkeit, voll Zutrauens, und durch diese so schönen und liebenswürdigen Eigenschaften einer der anziehendsten Charaktere in der Geschichte. Wer betrachtet ihn nicht mit Wohlgefallen, wenn er mit Heinrich dem Achten von England in dem sogenannten Lager von Goldstück zusammenkömmt, und durch einen einzigen Beweis edlen Zutrauens alle ängstlichen Verabredungen aufhebt? Oder wenn er mit Vergessenheit aller Beleidigungen, die in einer schlechtern Seele den unvertilgbarsten Groll würden erzeugt haben, sich auf das Schiff Karls des Fünften wagt, das im

Sturm an die Küsten von Provence verschlagen worden, und n Person den Kaiser an das Land nöthiget, wo er ihn mit höflichkeit überhäuft?

Aber eben diese arglose, gutmüthige Denkungsart führte auch en König in die nachtheiligsten Unbesonnenheiten. — Daß er Karln, den er auf der bekannten Reise zur Bestrafung der Genter so vollkommen in Händen hatte, ruhig seinen Weg zie- hen ließ, ohne, wie es dieser in ähnlichem Falle gewiß gethan hätte, ihn bis zur Erfüllung seiner Versprechungen zu verhaf- ten: das wahrlich! kömmt hier nicht in Betrachtung; denn so zu handeln, war Franz der Achtung für sein Wort, war es dem Edelmuth seines Charakters schuldig: und wenn er am Ende betrogen ward, so fällt die Schande davon einzig auf Karln, der bei dieser Gelegenheit sich als echten, würdigen Enkel Fer- dinands des Katholischen zeigte. — Was hier vorzüglich ge- meint wird, ist das Benehmen des Königs gegen den schon ver- dächtig gewordenen, verrätherischen Bourbon, der durch seinen großen Ruf, seine Verbindungen, seine Talente, für ihn so wich- tig war, und als Feind ihm so nachtheilig werden konnte.

Es lag ganz in der offnen, biedern Denkungsart Fran- zens, daß er, gleich auf den ersten Wink von den verrätheri- schen Absichten Bourbon's, in Person zu ihm aufbrach, um von der Wahrheit oder Falschheit seines Verdachtes gewiß zu werden. Der Herzog war angeblich krank; es ließ sich annehmen, daß diese Krankheit bloß gemacht sei, um den König auf seinem vorhabenden Feldzuge nicht begleiten zu dürfen; der er- haltene Wink von den geheimen Verbindungen des Herzogs machte diesen Argwohn natürlich. Offenheit ließ sich schon ohnehin von dem stolzen, verschloßnen Charakter Bourbon's,

auch bei gleichgültigern Gelegenheiten, kaum hoffen, und wie viel weniger bei einem so schändlichen, so verbrecherischen Entwurfe! Dennoch konnte Franz die Krankheit des Herzogs für wahr, dennoch die Betheuerungen der Unschuld, mit denen dieser freilich nicht karg war, für aufrichtig, und seine Aeußerungen von Empfindlichkeit und Kummer für lautre Sprache des Herzens nehmen. Die klügsten und wohlmeinendsten Räthe des Königs drangen auf die Verhaftung des Herzogs, obgleich diese in dem eigenen Lande desselben nicht ganz ohne Gefahr war; aber Franz, von seiner Gutmüthigkeit und seinem Glauben an die Ehre eines sonst tapfern Ritters hingerissen, verwarf diesen Rath.

Was den Verdacht gegen Bourbon auf's höchste trieb, oder vielmehr, was ihn eigentlich recht begründete, war ein Umstand, der Franzens ganze Aufmerksamkeit hätte fesseln sollen. Bourbon sah sich von der Herzoginn von Angoulême, Mutter des Königs, und von dem Könige selbst auf das bitterste gekränkt; sein Stolz und sein Eigennutz waren bei dem berüchtigten Rechtshandel, den er mit der erstern über die großen Besitzungen seiner verstorbenen Gemahlinn führte, gleich sehr verwickelt, und dieser Rechtshandel nahm für ihn eine höchstunglückliche Wendung. Die Schuld davon lag keineswegs an der Schwäche der Gründe, die der Sachwalter des Herzogs für ihn anzuführen hatte; sie lag ganz sichtbar an den Ränken seiner mächtigen, durch verschmähte Liebesanträge empörten Gegnerinn, und an der zu zärtlichen Nachgiebigkeit Franzens, der bei dieser Gelegenheit wohlgethan hätte, etwas weniger guter Sohn, und desto mehr guter König zu seyn. Bourbon's ganzer, nur zu bekannter Charakter mußte den König fürchten lassen,

daß er auf die ausgezeichnetste, bitterste Rache sänne; wenn gleich freilich von der andern Seite es kaum zu glauben stand, daß ein Prinz von Geblüt, und ein so ruhmvoller, sein Vaterland sollte verrathen, und es seinem Untergange, seiner gänzlichen Auflösung nahe bringen wollen. Genug, daß, bei dem Widerstreit dieser Gründe, es wenigstens sehr zweifelhaft blieb, welche von beiden Empfindungen, ob die der Rache, oder die der Ehre und Vaterlandsliebe, die mächtigere seyn würde; und so hätte Franz allerdings den Rathschlägen der Klugheit mehr, als den Eingebungen seiner Gutmüthigkeit, folgen; hätte nicht zögern sollen, das Vaterland und sich selbst durch Verhaftung eines so gefährlichen Mannes sicher zu stellen.

Um indessen gerecht gegen den König zu seyn, muß man bemerken, daß eben der Grund, der den bloß klugen Mann hauptsächlich zu dieser Maßregel hintrieb, den edlen gefühlvollen Mann desto mächtiger davon abzog. — Franz, der nur durch kindliche Anhänglichkeit an seine Mutter bei dem Rechtshandel des Herzogs geblendet und irre geleitet war, fühlte gewiß in seinem Innersten, was er sich laut nicht gestand: daß der Herzog unverantwortlich gemißhandelt werde; und er sollte ihn jetzt, ohne noch entscheidende Beweise von seiner Verrätherei in Händen zu haben, von neuem, und noch grausamer, mißhandeln? sollte durch Verhaftung desselben dem ganzen Königreiche, ja dem ganzen Europa sagen, daß er den schimpflichsten Verdacht gegen seine Treue und Ehre hege, indem er ihn einer Felonie fähig halte, die, wie es vor Bourbon's und aller Menschen Augen da lag, außer der Herzoginn und dem Könige, diesen eigentlichen Gegenständen seiner Rache, auch den ganzen schuldlosen Staat in's Verderben reißen mußte? — So zu

handeln, fühlte Franz ohne Zweifel einen gerechten Abscheu, und dieser Abscheu, mit seiner natürlichen Arglosigkeit zusammengenommen, verführte ihn, dem Herzoge Glauben zu geben, und sich mit der unzulänglichen Maßregel zu begnügen, daß er ihn, unter freundschaftlichem Vorwande, bloß der heimlichen Beobachtung Pierrot's von Warry übergab. Der Mann von Gewissen scheut neue Beleidigungen um so mehr, je mehr er schon ältere zu bereuen hat; und der Mann von Ehrgefühl behandelt Andere so gern mit eben der Zärtlichkeit, womit er sich selbst will behandelt wissen. —

Bei der Achtung, die man für diesen König zu empfinden, und bei dem Antheil, den man an seinem Ruhme zu nehmen, sich nicht entbrechen kann; wie sollte man nicht wünschen, daß er hier, statt einer Handlung der Gutmüthigkeit, lieber eine Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt, oder wenn er jene sich nicht versagen konnte, wenigstens diese der erstern vorausgeschickt hätte? — Ein freies Geständniß, daß er nicht völlig klar in der Sache des Herzogs mit seiner Mutter sähe, begleitet von dem königlichen Versprechen, daß er die Vollziehung eines widrigen Urtheils ohne eigne Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit desselben nie gestatten würde, hätte wahrscheinlich den Vorsatz Bourbon's, zu den Feinden Frankreichs überzutreten, erschüttert; hätte ihn in der pflichtmäßigen Treue gegen seinen angestammten rechtmäßigen König erhalten, oder wo nicht, so hätte doch ein solches Versprechen den Verräther in den Augen aller Welt noch weit schwärzer, so wie die Unvorsichtigkeit des Königs, der auf die Wirkung seines Edelmuths bei einem nicht ganz fühllosen Manne rechnen durfte, weit geringer gemacht. Wir hätten dann über den Fall mit dem Her-

oge ohngefähr eben so, wie über den Fall mit dem Kaiser, geurtheilt.

Möchten doch Fürsten den tiefsten Abscheu gegen alle Ungerechtigkeiten gewinnen, weil jede sie so gern entweder in eine Kette von neuen Ungerechtigkeiten, oder auch in Fehler und Widersprüche hineinzieht, die gleich nachtheilig für ihre Ehre, als für ihre Ruhe und Zufriedenheit sind.

Jugendfleiß.

Jünglinge von einigem Geist tragen sich gern mit allerhand großen Erwartungen, mit allerhand stolzen Entwürfen für ihre Zukunft. — Wenn aus dem, was sie einst zu werden sich einbilden, kein Schluß auf das gilt, was sie einst wirklich seyn werden, so ist doch gewiß, daß die gänzliche Abwesenheit solcher Jugendträume nicht viel Gutes verspricht. Wünsche können ohne Kraft und Talent seyn; aber nie sind Kraft und Talent ohne Wünsche.

Den Inhalt jener wachenden Träume giebt gemeiniglich die vorhergesehene künftige Bestimmung, verbunden mit der überwiegenden Neigung. Der Prinz von feuriger Seele wird in Gedanken an der Spitze siegreicher Heere glänzen: nicht, wenn er edel ist, als Eroberer, aber als Schutzgott eines geängsteten Volks; der Prinz von milderer Gesinnung wird seinen Namen durch weise Wohlthätigkeit und durch Gesetze verewigen, die einen Numa eben so, wie die Thaten von jenem einen Cäsar, verdunkeln werden. —

Um zu wissen, welche Hoffnung zur Frucht diese lieblichen Blüthen geben, die den Frühling des Lebens so schön und angenehm machen, müssen wir aufmerken, wo die Thätigkeit des Jünglings hinwirkt. Ein sehr schlimmes Zeichen wird seyn, wenn er zu sehr den Zerstreuungen und Vergnügungen nachhängt, als welche die Seele nicht allein leer lassen, sondern sie auch erschlaffen; ein desto bessers, wenn er den regen lebendigen Trieb fühlt, sich alle die Fertigkeiten und Kenntnisse zu verschaffen, durch welche die Erreichung seines Zwecks einzig möglich ist: Kenntnisse, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, so wie die Menschheit vorwärts geht, immer verwickelter, mannichfaltiger, mühsamer werden.

Also: mit welchem Eifer bereitet der Prinz sich zu dem großen Manne vor, der er einst künftig im Felde oder im Cabinette seyn will? Welche Meister in der Kunst, worin er zu glänzen denkt, sucht er auf, und mit welcher Aufmerksamkeit, welcher Theilnahme hängt er an ihren Lippen? Wie viel hat er schon in den nöthigen Vorarbeiten geleistet; welche Fortschritte in Meßkunst, Länderkunde, Geschichte, populärer Weltweisheit gemacht? Ueber welche Feldzüge welcher Helden, oder welche Verfassungen welcher Länder, weiß er schon mit einiger Einsicht zu reden? Welche der vortrefflichen Werke, die für sein Fach geschrieben worden, hat er bereits gelesen, und welche andere liegen noch da zum Lesen?

Daß man uns ja nicht antworte: alles das werde kommen; die Jugend sei die Zeit des Genusses, und man sei nicht umsonst mit großen Ansprüchen geboren; jetzt schon anhaltenden eisernen Fleiß von dem Prinzen fordern zu wollen, sei grausam. Einmal will doch der Prinz zu dem Ziele hin, wo er

den Lorbeer aufgesteckt sieht, und der Weg bis zu diesem Ziele ist weit; wer nicht, raschen muntern Tritts, gleich am Morgen des Lebens ausgeht, der mag sehen, wie früh vor Abend er ankömmt. — Aber leider! müssen wir fürchten, daß der jetzt noch unthätige, auf nichts als Vergnügen erhitzte Jüngling den ganzen Weg nie betreten, daß er die Ausführung seiner Vorsätze von einem Tage, Monate, Jahre zum andern aufschieben, und so am Ende entschiedenen Hang für jenes selige Far niente gewinnen werde, worin schon so mancher große, edle Gedanke zum ewigen Vergessen entschlief. „Der Faule stirbt über seinem Wünschen," hat der Mund eines weisen Königs gesagt.

Hiemit ist indessen nicht ausgemacht, daß die Regierung des Prinzen nicht einst wirklich sehr glänzend seyn werde; aber wohlgemerkt: sie ist es nun nicht mehr durch ihn selbst, sondern durch seine Diener; nicht mehr durch seine eigenen, sondern durch fremde, für ihn thätig gewordene Kräfte. Der Antheil, der von der Ehre dieser Regierung ihm zufällt, wird genau derselbige seyn, den er an ihren Sorgen und Arbeiten nahm, und dieser, wie man leicht erkennt, wird wieder im genausten Verhältniß mit den ihm beiwohnenden Einsichten, Kräften, Tugenden stehen. So wie diese sich stufenweise vermindern werden, so auch nothwendig sein Ruhm; bis hinab zu jener untersten Stufe, wo weiter nichts von ihm gesagt werden kann, als daß er das Gute wenigstens nicht gehindert, die großen Männer, die das Glück ihm zuführte, nicht neidisch entfernt, die ihm vorgelegten Entwürfe gutgeheißen, und ihre Ausführung begünstiget habe. Waltet bei diesem Allen noch einige eigne Einsicht und wirkliche Neigung ob, Gutes und Großes, wenn auch nicht selbst zu stiften, doch zu befördern: so hat der Prinz noch immer einige Ehre, und die

Geschichte nennt ihn nicht ohne Beifall. Geschiehet Alles aus bloßem Unvermögen zum eigenen Wirken, aus Sorglosigkeit, aus Furcht wohl gar vor den schon zu angesehenen, zu mächtig gewordenen Dienern: so geht natürlicher Weise die Ehre, zugleich mit der Geisteskraft und der Charaktergüte, in ihr Gegentheil über.

Aber, kann man hier sagen, dringt denn der Blick der Welt bis in's Innere der Cabinetter, und wird sie so genau die Verdienste des Prinzen ausmessen, seinen Antheil an allem dem Guten und Großen, was geschieht, so pünctlich bestimmen können? — Dies heißt mit andern Worten: wenn der Prinz die Kleinheit der Seele hätte, fremdes Verdienst sich zueignen, mit fremden Federn sich schmücken zu wollen; würd' er zu fürchten haben, daß man diese fremden Federn sogleich erkennen, und grausam genug seyn würde, sie ihm auszurupfen? — Wenigstens wird er klug thun, wenn er nicht das Gegentheil hofft. Der Zeitgenosse zwar möchte schweigen, und schmeichlerisch, statt des verdienstvollen Dieners, den verdienstlosen Prinzen bewundern; aber heimlich wird doch auch er schon wissen, wessen Kopf eigentlich die Gedanken, und wessen Arm die Kraft zur Ausführung hergab; dieses auszubreiten, wird der Ehrgeiz der Hauptpersonen, oder die Geschwätzigkeit, Bewunderung, Gerechtigkeit der untergeordneten Mitwirker, schon sorgen: und so wird einst sicher die Nachwelt den Namen eines Richelieu oder Türenne lesen, wo ein Ludwig der Dreizehnte oder der Vierzehnte sich schmeicheln mochten, daß der ihrige glänzen würde.

Nicht genug aber, daß der gehoffte Ruhm der Regierung über die jugendliche Unthätigkeit verloren geht; es ist auch sehr

zu fürchten, daß Schande an seine Stelle trete. Die volle tiefe Unwissenheit, womit der Prinz seine Regierung antrat, war bei weitem das geringere Unglück; es hätte sich, bis auf einen gewissen Grad, wieder gut machen lassen, wenn nicht eben die Unthätigkeit, deren Folge diese Unwissenheit war, ihr so gerne noch eine Schwester gäbe: die Trägheit. Diese, wenn sie sich einmal in der Seele festgesetzt hat, nimmt ihr nach und nach alle ihre Spannkraft, ihr Leben; der Mensch kann sich für nichts mehr erwärmen, sich zu nichts mehr entschließen; sein ganzer Wille ist wie ohnmächtig, wie todt. Man zeige ihm das höchste Glück oder das tiefste Unglück; er thut keinen Schritt mehr, um jenes zu erreichen, oder diesem aus dem Wege zu gehen. — Wäre der Prinz nicht so äußerst tief herunter, daß er nur noch einiges Interesse an den Gegenständen der Berathschlagungen fände, daß er auf die Vorträge achtete, die Gründe der gefaßten Entschließungen merkte: so würden denn doch am Ende gewisse Kenntnisse und Grundsätze sich in seinem Kopfe verbinden; er würde mitreden können, und man würde Unrecht haben, ihm durchaus allen Antheil an der Leitung der Geschäfte abzusprechen, ihn für einen bloßen Schattenregenten, für eine Art von Dalai Lama zu halten. So aber ist seine ganze Seelenkraft schon viel zu abgespannt und zu schlaff, als daß nicht jeder, wenn auch noch so deutliche oder so kurze, Vortrag ihm Ueberdruß und Ekel erwecken sollte; er hat nur eben noch Aufmerksamkeit und Beurtheilung genug, um zu finden, daß er für die Regierungsgeschäfte schlechterdings nicht gemacht, und daß von Allen, die sich zu den Berathschlagungen einfinden, gerade Er, der die Seele derselben seyn sollte, der Ueberflüssigste und Entbehrlichste ist. Diese Entdeckung, so sehr sie ihn beschämen und

demüthigen müßte, ist für seine Trägheit Triumph; er sieht sich nun auch des letzten kleinen Zwangs überhoben, und kann mit voller Ruhe sich, der Länge nach, auf das Rosenbette des Müßigganges hinstrecken, von welchem sich wieder aufzurichten, er durch Wollüste zu geschwächt seyn wird, wie sehr auch endlich die Dornen des Ueberdrusses und der Langeweile ihn peinigen mögen. — Die Regierung geht indessen aus den Händen des Fürsten in die seiner Minister über; diese werden jetzt Herren unter dem Namen von Dienern, werden eine Art Major domus, wie sie ehemals die Fränkischen Könige hatten; Vormünder des geistesschwachen, unvermögenden Prinzen, dem sie Alles willigst abnehmen, was ihm zu schwer ist: Denken, Arbeiten, Befehlen; so daß nun Er, der Ueberglückliche! weiter nichts zu thun hat, als daß er sein Ja nickt und nach Herzens Wohlgefallen genießt.

Man setze: ein bisher unabhängiger, unumschränkter Regent würde von übermüthigen Reichsräthen oder von unruhigen empörerischen Landständen so tief herabgesetzt, daß ihm weiter nichts zu thun bliebe, als unter fremde Befehle seinen Namen zu schreiben, vielleicht auch nur die Züge seiner Hand zu einem Stempel ein- für allemal herzugeben; würde nicht die traurigste Wehklage erhoben, nicht Himmel und Erde bewegt werden, um das Joch und die Schande einer solchen Abhängigkeit von sich abzuwälzen? Aber dieses Joch und diese Schande bereitet der Prinz, der seine Jugend in Unthätigkeit hinträumt, sich freiwillig selbst; er setzt sich einmal in die Notwendigkeit, Führer zu haben, denen er bei jeder wichtigern Angelegenheit sich blindlings vertraue: und ob nun da diese Führer den einen oder den andern Namen tragen, ob sie Reichsräthe, Land-

stände, Minister heißen, das kömmt im Grunde auf Eins. Ja, für die Ehre des Prinzen ist das Letztere ohne Zweifel das Schlimmere; denn wenn er in den ersten beiden Verhältnissen gehorcht, so liegt die Schuld vielleicht bloß an der einmaligen unabänderlichen Verfassung, oder an einem ungünstigen tyrannischen Schicksal; wenn er in dem dritten gehorcht, so liegt sie ganz offenbar an ihm selbst, an seiner Geistes- oder Charakterschwäche, an seiner Unwissenheit, Blödsinnigkeit, Trägheit. ——

Es giebt unter den Tyrannen des Meeres einen sehr merkwürdigen, von Le Vaillant beschriebenen, der einen ungeheuren Rachen zum Verschlingen, aber durchaus keinen Verstand hat, sich zu bewegen. Dieser Verstand steckt außer ihm in zwei Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlassen, sondern auf zwei hervorragenden Enden seines Kopfes beständig Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehen, so schwimmen diese Diener voran, und er getrost hinter drein; soll er sich tiefer herablassen, so fahren sie ihm über den Rücken, und er gehorsamlich nieder; soll er höher heraufsteigen, so berühren sie ihn unten am Bauch, worauf er gnädigst sich hebt. Die Matrosen, die bei Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe blieben, haben sie Pilotenfische genannt; man könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch Ministerfische nennen.

Zeitvertreibe.

Es ist wohl traurig, daß oft die sanftesten, gutmüthigsten Fürsten so viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man sollte sich Glück wünschen, daß man sie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu spotten und sie in den Augen der Welt herabzusetzen.

„Was dünkt euch dazu, sagt das eine Volk, daß unser durchlauchtigster Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechselbank sitzen?“ — „Da mag ihm weniger heiß, als dem unsrigen werden, erwiedert das andere; denn dessen ganze Lust ist, am Feuerheerde zu stehen und Pasteten zu backen.“ — „Der unsrige, ruft ein drittes, ist ein ganz anderer Mann: der fordert die Schlössermeister von ganz London heraus, ein schöneres Vorlegeschloß oder einen künstlichern Schlüssel zu machen, als er.“

Ist es zu begreifen, was diese Unsinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürst, gleich dem letzten Mediceer, sein ganzes Dasein im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der noch jetzt durch die Forsten spukt, Feld und Wald mit

seinen Hunden durchstreifen, und alle Saaten, alle Aernten zu Schanden reiten? Soll er auf jeder Wachtparade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht steif genug sitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt schlagen lassen? Soll er unermeßliche Summen am Spieltisch vergeuden, oder in schwärmerischen Andachtsübungen allen seinen Verstand, seinen Frohsinn ersticken?

Regieren, schreit man, regieren soll er; denn wofür sonst ist er da? — Als ob es um das Regieren eine so leichte Sache wäre! Er ist zum Fürsten geboren: das ist schon wahr; aber die Kunst zu regieren ist nicht mit ihm geboren: und was man in jüngern Jahren hätte thun können, sie ihm beizubringen, das ist nun einmal versäumt. Zum Lernen, weiß man, hatte der junge Prinz niemals Lust, und wirklich auch niemals Zeit: denn das Muster der Fürstenmütter konnte durchaus nicht dulden, daß der geliebte Erbe bei irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da sie selbst von einer zur andern unaufhaltsam fortschwärmte, so kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeschwirr, aus den geistertödtenden Indigestionen, und aus den trunknen Erwartungen neuer, immer schönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, schreit man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir einmal an Miethlinge verkauft seyn müssen, so soll er uns wenigstens nicht dem Vorwurfe aussetzen, daß wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmiede gehorchen: er soll sich edler und würdiger beschäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun diesen Beschäftigungen nachfragt, so wird gewiß herauskommen, daß der Prinz sich an lehrreichen Unterhaltungen ergötzen, Bücher lesen, wohl gar, wie ein Cäsar und Antonin, selbst

die Feder in die Hand nehmen soll. — Aber wenn er nun, von seiner zartesten Kindheit an, vor allen solchen Beschäftigungen einen Ekel hatte? wenn noch jetzt der Angstschweiß ihm vor die Stirn tritt, sobald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder Geschriebenes herablesen soll? wenn man schon aus dem Einzigen was er wohl schreiben muß, aus seinem Namen sieht, daß Schreiben seine Sache nun gar nicht ist: — kann man ihm da als Vergnügen vorschlagen, was für ihn die grausamste Marter wäre? Oder sieht man denn nicht, daß, wenn der Prinz zu solchen Beschäftigungen Lust hätte, er zur Regierung schon weit weniger untauglich wäre? — Zu zeichnen, oder ein Instrument zu spielen, ist, wenn es schlecht geschieht, bei weitem nicht so viel werth, als gut zu drechseln oder zu schmieden; und daß doch übrigens der Herr von den schönen Künsten einige Kenntniß hat, das erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemälde den Namen des Meisters, und ist ein großer eifriger Bewunderer der Italiänischen kleinen Oper. —

Kurz, es ist unverantwortlich, wie man den armen Großen zuweilen mitspielt. Man scheint die boshafte Absicht zu haben, sie vor lauter Langerweile umkommen zu lassen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schicksal man da ihrer sie umgebenden Dienerschaft bereiten würde. In ihrer mürrischen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden; sie würden ewig tadeln, nergeln, schelten: und noch ein Glück, wenn es beim bloßen Schelten bliebe! Lästermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer bösen Laune mit Fäusten sollen um sich geschlagen, wohl gar mit Füßen um sich getreten haben.

Nein, Ihr guten, lieben, sanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn Ihr einmal Beruf dazu fühlt, vor Eurer Drechselbank, Eurem Heerde und Eurem Amboß! Laßt Euch durch das Geschrei von Menschen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu schweigen, sich wenigstens nicht besser verstehen, als Ihr Euch auf Eure Fürstenpflicht: zu regieren! Laßt Euch, für keinen Preis, aus dieser frohen Laune herausspotten, die uns um Euret- und selbst um unsertwillen so lieb ist! Wenn Ihr das vorgesetzte Tagewerk vollbracht habt, und Eure Puppen für's Schachspiel vortrefflich gerathen sind; wenn Eure Pasteten einen feinern Geschmack, als die Hanauer oder Straßburger, oder selbst als die Pariser, haben; wenn Eure Schlüssel in ihre Schlösser vollkommen passen: dann tretet Ihr aus Eurer Werkstätte hervor, so froh und so heiter, so wohlgesinnt und so mildthätig; — wir könnten uns gar keine gnädigern, liebenswürdigern Fürsten wünschen, als wir, dem Himmel sei Dank! an Euch haben.

Müßiggang.

Ein einfältiger Reichsstädter sah in X.. den Landesherrn mit einem äußerstsauren Gesicht und einer Eile vorbeijagen, daß die Pferde stürzen mochten. — Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte, was muß er vorhaben, der Herr?

„Er? — Er ist müde, auf seinem Schloß in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draußen in seinem Belvedere zu gähnen."

Das wär' es Alles? fragte der Reichsstädter erstaunt.

„Das ist's rein Alles! Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an dem Orte zu seyn, wo er nichts zu thun hat."

Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf seinen jährlichen weitern Reisen in's Bad und auf die Messe so ganz entsetzlich fährt —

„Anders niemals."

Da müßten ja, dächt' ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.

„Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen."

Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu versäumen?

„Nichts in der Welt."

Man sollte aber doch glauben: bei den mancherlei Regierungsgeschäften — —

„Die besorgen die Räthe."

Und bei der ansehnlichen Armee, die er hält — —

„Die besorgen die Generale."

Und bei der vorfallenden vielen Correspondenz — —

„Die besorgen die Secretäre."

Hm! Hm! — Aber sehen Sie doch! sehen Sie! Da ist er schon die ganze lange Straße hinunter; da ist er schon draußen vor dem Thor auf der Höhe. Man sollte glauben, alles Geschirr müßte reißen. — Und daß der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitze fällt!

„Das hat nichts auf sich. Er hat feste Gehirnnerven."

Je nun — er nutzt sie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reisen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?

„Versteht sich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für sich."

Nun, das ist denn doch gnädig! Auch etwas für sich?

„Prügel." — —

Ob Gespräche dieser Art, ganz so hämisch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? ist nicht die Frage. Es wäre zu wünschen, daß Fürsten ihre Unterthanen belauschen, oder daß sie Blicke bis in ihr Innerstes werfen könnten; sie würden finden, daß sie nur allzuhäufig von ihnen verachtet, und oft dann am meisten verachtet werden, wenn sie am meisten vor ihnen zu glänzen wähnen. Der Grund dieser Verachtung ist immer erkannter Mangel an Einsicht, an Wohlwollen, an Sitten, an Arbeitsliebe.

Schmeichelei.

Höfe sind der Lieblingssitz der Schmeichler; denn hier tragen die Bienen des Landes ihren Honig zusammen, und locken also natürlich auch die Raubbienen herbei. Hier sind Vergnügungen, Tafel, Aemter, Gnadengehalte, und wenn auch nicht Ehre, die freilich ein Jeder sich selbst verschaffen muß, wenigstens der äußere Schimmer davon: Titel und Bänder, zu haben. —

So begreiflich es hieraus wird, daß Schmeichler nach Höfen hinstreben, so unbegreiflich würde ihre dortige gute Aufnahme seyn, wenn man nicht aus so manchen Erfahrungen schon gelernt hätte, sich den Menschen als ein Gewebe von Widersprüchen zu denken. — Was scheut man wohl an Höfen mehr, als das Lächerliche? Was ist seiner Natur nach lächerlicher, als eine schwachsinnige verblendete Eitelkeit? Was sollte man also eifriger, als jeden, auch den entferntesten Verdacht von Eitelkeit, zu vermeiden suchen? — Dennoch duldet man nicht nur, man liebt und belohnt den Schmeichler, der dadurch, daß er jeden Augenblick die Eitelkeit des Geschmeichelten aufdeckt, ihn jeden Augenblick dem Spott, wo nicht gar dem Mitleiden Preis giebt.

In gewissen bestimmtern Fällen ist es auch dem Blödsich-

tigern unverkennbar, daß der Schmeichler nichts ist, als ein hämischer verkappter Spötter. Wenn er einem bekanntlich Feigen Lobsprüche über seinen unerschütterlichen Muth, einem notorischen Schwachkopfe über die Tiefe seiner Einsichten vorsagt; wie kann man zweifeln, daß er, bei aller Ernsthaftigkeit seines Aeußern, sich innerlich über den Leichtgläubigen lustig mache, der den lieblichen Weihrauchdampf sich mit einer Miene entgegenweht, als ob es ein ihm zukommendes Opfer wäre? —

Bis zu welchem Grade Eitelkeit steigen und wie sehr sie lächerlich machen könne, das sehen wir, leider! an einer der verehrungswürdigsten Fürstinnen, an Elisabet von England. — Wie konnte doch diese so kluge, hellsehende, mit so männlichen Tugenden begabte Königinn, von ihrer nie sehr blühenden, und im hohen Alter natürlicher Weise ganz verwelkten und eingeschrumpften, Schönheit so stolze Begriffe hegen, daß sie die unverkennbarsten Spöttereien ihrer Hofleute für ernstlichgemeinte Lobsprüche, für unwillkürliche Ausbrüche eines Gefühls das sich durch keine Ehrfurcht wollte hemmen und einschränken lassen, für schuldige, ihren Reizen mit Recht gebührende Huldigungen aufnahm? Eine sechzigjährige Dame ließ sich ohne Erröthen, oder was hier noch eher zu erwarten war ohne die lebhaftesten Aeußerungen des Unwillens, mit den süßen liebkosenden Namen einer Nymphe, eines Engels, einer Göttinn, einer Venus begrüßen! Wer den großen Geist dieser unsterblichen Frau aus der Geschichte ihrer so langen und so glorreichen Regierung kennt, der fühlt sich, mitten in der Anwandlung des Lachens, von Unwillen ergriffen, wenn er die unglaublichtolle Erzählung hört, die Heinrich Unton, ihr gewesener Abgesandter in Frankreich, ihr von den Entzückun-

zen macht, in welche Heinrich der Vierte bei Erblickung ihres Bildnisses gerathen. Diese Entzückungen — man denke sich die Unverschämtheit des Schmeichlers! — erfolgen unmittelbar auf den Augenblick, da der König dem Gesandten seine schöne Gabriele vorgestellt hat: eine Dame, die sich damals in der vollen Blüthe der Jugend befand, während die gute Elisabet von der hohen Dekade, sechzig bis siebenzig, schon mehr als die Hälfte hinter sich hatte. — Der König fragt den Gesandten, welchen Eindruck seine Gebieterinn auf ihn gemacht habe? und dieser weiß davon nur wenig zu rühmen; er bekennt gerade heraus, daß er so glücklich sei, ein weit schöneres Bild zu besitzen, und daß gleichwohl dieses Bild die Vollkommenheit des Originals bei weitem noch nicht erreiche. Hiemit, wie man sich schon gedacht haben wird, zieht er das Bild seiner Monarchinn hervor, und Heinrich geräth in eine solche Begeisterung, daß er es mehrmalen, so wie Unton es in der Hand hält — denn natürlicher Weise ist auch dieser verliebt, und kann sich von einem so kostbaren Besitzthume keinen Augenblick trennen — auf das innigste und ehrerbietigste küßt. Mag nun Unton sich gebehrden, so übel er will: der König besteht durchaus auf das Bild, und einem Könige schlägt man so leicht nichts ab; Unton muß Abschied davon nehmen, und es in den Händen Heinrichs lassen, der nun höhern Werth darauf setzt, als auf alle Reichthümer der Erde. — Ist uns nicht, wenn wir so unverschämte Lobsprüche in's Angesicht hören, als ob die Ungnade Unton's völlig entschieden seyn müßte? als ob ihm für sein ganzes übriges Leben der Hof müßte verboten werden? — Aber davon sagt uns Hume, der diesen Beweis von Elisabets Schwachheit anführt, kein Wort; solche

schmeichlerische Untons waren der eitlen alten Königinn eben recht, die in dem holden Wahn von Schönheit, welche der verrätherische Spiegel ihr täglich wankender machte, sich gar zu gern ein wenig nachgeholfen und unterstützt sah.

Essex, in seiner Wuth gegen die Königinn, bediente sich einst des unehrerbietigen Ausdrucks von ihr, daß ihre Seele schon eben so verkrüppelt sei, als ihr Körper. Elisabet, die mit Feinden des Grafen umringt war, und der man Aeußerungen dieser Art auf das sorgfältigste zutrug, erhitzte sich darüber mit allem Recht; gleichwohl, wenn ein jäher Ausbruch des Zorns verzeihlicher, als eine überlegte muthwillige Spötterei ist: so scheint es, hätte die Königinn sich weniger gegen Essex, und desto mehr gegen Unton erhitzen müssen. Aber so fest kann sich Eitelkeit in dem weiblichen — oder warum nur das schwächere Geschlecht hier nennen, da gewiß das stärkere mit ihm theilt? — so fest sich in dem menschlichen Herzen setzen, daß man den Klang, auch eines offenbar falschen Lobes, viel zu reizend und lieblich findet, um ihn unterbrechen oder auch nur dämpfen zu wollen; daß man dem Schmeichler seinen unverkennbaren kleinen Eigennutz übersieht, selbst seine kleine Bosheit lieber nicht merkt, damit er nur gar nicht aufhöre zu loben. Eine halb ernste, lächelndstrafende Miene soll dann die Ehre der Selbstkenntniß retten, und den Vorwurf der Eitelkeit ablehnen; aber das Lächelnde dieser Miene beruhigt vollkommen über ihr Strafendes, und schwerlich wird der Schmeichler sich irren, wenn er auf nachfolgende thätige Beweise der erregten Zufriedenheit hofft. —

Feinere Schmeichler kennen das Schlüpfrige ihres Gewerbes, und kundschaften erst sorgfältig, wie weit ungefähr die

Schwachheit desjenigen geht, den sie sich verbindlich zu machen wünschen. Bei kältern, scharfsichtigern Personen sind sie äußerst auf ihrer Hut, daß ihr Lob ja nicht Spott, sondern reiner Erguß des Herzens, oder allenfalls gutmüthige Einfalt scheine; aber auch ihrer Seits sind es diese Personen nicht minder, daß ja der Schmeichler keinen Vortheil über sie gewinne, sie ja nicht ihrer Eitelkeit oder ihrer Einfalt wegen verlachen könne.

Krisson aus Himera, erzählt uns Plutarch, ließ den Alexander im Laufen vor sich hinkommen; aber so sichtbar mit Fleiß, daß Alexander es merkte, und ihn mit seiner Ungnade bestrafte. Die Ursache dieser Ungnade bedarf wohl keiner Entwickelung. Dieser Elende, dachte der König, hält mich entweder für den eitlen Thoren, der sich eines ihm fälschlich beigelegten Vorzuges freut, weil er doch in den Augen des Einfältigen Ehre dadurch erlangt; oder er hält mich selbst für den Einfältigen, der zwischen Wahrheit und Betrug keinen Unterschied kennt, und dem man eins für das andre, ohne Furcht der Entdeckung, aufheften kann. Ich muß ihm seinen Triumph doch ein wenig verbittern; ich muß ihm selbst Verachtung zeigen, um vor seiner Verachtung mich zu verwahren. —

Ob es feste, untrügliche Merkmahle gebe, durch welche wahres gefühltes Lob von falschem, erheucheltem Lobe sich unterscheiden lasse? diese Frage zu beantworten, ist schwer; aber zum Glück ist sie auch für die Ausübung nur wenig wichtig. Es giebt ein ganz andres, in jedem Falle untrügliches Mittel, allem Lächerlichen, welches Schmeicheleien uns zuziehen können, aus dem Wege zu gehen; dieses: daß wir überhaupt keinen Werth auf Lobsprüche setzen, daß wir jedem, der den Päan auf unsere Vortrefflichkeiten anhebt, eine gleichgültige, oder nach Be-

schaffenheit der Umstände, eine verächtliche, eine unwillige Miene zeigen; daß wir selbst da, wo unser eignes Urtheil mit dem seinigen zusammentrifft, ihm die Mühe, uns mit uns selbst bekannt zu machen, ersparen. Ein weiser Mann wird immer ungefähr wissen, wie viel er von sich zu halten hat, ohne daß er des Lichtes fremder Einsicht dazu bedürfte; und wenn er sich auch ein wenig unter seinem Werthe schätzt, so ist ihm das zu seinem Wachsthum im Guten weit ersprießlicher, als wenn er den Begriff von seinen Vollkommenheiten zu hoch spannt. Karl der Fünfte von Frankreich, der die größten Lobsprüche verdiente, hörte nie ein Lob ohne Widerwillen; „er hegte, sagt Mezerai, die tiefste Verachtung dagegen, weil Niederträchtige von jeher es den schlechtesten Fürsten so gut, als den besten, ertheilt haben." Wie wahr dieses Urtheil sei, kann die einzige Römische Geschichte durch die ungeheuren Lobsprüche bezeugen, die der Senat von Rom an seine Cäsarn, die verderbtesten und nichtswürdigsten aller Menschen, wegwarf.

So viel indessen scheint doch unläugbar, daß aufrichtiges Lob eines gewiß verständigen, gewiß uneingenommenen Mannes, wo es wahre, wesentliche Vorzüge betrifft, auch dem Weisesten und dem am wenigsten Eitlen, ein süßer Wohllaut, eine erquickende Harmonie ist; und daß Verachtung alles Lobes, auch von dem Selbstlobenswürdigen, einen Stolz auf eigne Einsicht, ein Vorurtheil für eigne Größe verräth, wie sich wohl schwerlich mit echter Weisheit und echter Charaktergüte vertragen möchte. Jedem, der nach Vollkommenheit hinstrebt, muß die Kenntniß der Stufe wichtig seyn, auf welcher er hält; muß die Ueberzeugung wichtig seyn, daß er sich von seinem Ziel nicht entferne, sondern ihm näher rücke; muß also, bei dem Man-

zel eines untrüglichen Maaßstabes, die Uebereinstimmung frem-
der Urtheile mit seinem eignen wichtig seyn, sobald nur jene
fremden Urtheile, in Rücksicht auf Kopf und Herz der Urhe-
ber, ohne Verdacht sind. Am meisten muß es erfreuen, durch
ein solches verdachtloses Urtheil sich auf einer höhern Stufe zu
finden, als worauf man selbst sich zu glauben wagte. — Aber
eben dieses, das Verdachtlose, ohne welches doch aller Werth,
alles Erfreuliche des Lobes hinwegfällt, ist der dunkle schwierige
Punct, den oft kaum der Mann in geringerm Stande, und wie
viel seltner der im höchsten, sich aufhellen und festsetzen kann.
Das sicherste, geprüfteste Kennzeichen, nicht zwar von der Ein-
sicht, aber doch von der Aufrichtigkeit des Lobenden, wäre wohl
das, welches jener König von Sparta dafür erkannte: daß der,
welcher unser Gutes lobt, auch das Herz haben müsse, unser
Böses zu tadeln. Aber wie viele giebt's unter den Fürsten der
Agesilaus, die Tadel ertragen könnten? oder unter den Die-
nern der Cyneas, die Fehler und Schwachheiten an ihren Ge-
bietern zu rügen wagten?

Gleichwohl, wenn nur die Gränze der Ehrerbietung nicht
überschritten wird, und der Tadel nur eben so frei von Muth-
willen als von Bitterkeit ist; wie viel mehr wahre Anhäng-
lichkeit, wahre Achtung läßt sich aus ihm, als aus allen Krie-
chereien des Schmeichlers, schließen! Entweder zeigt der Tad-
ler eine ängstliche oder eine gesetzte Miene; entweder scheint ihm
bange, daß dem Fürsten seine Freimüthigkeit mißfallen und ihm
die Ungnade desselben zuziehen werde, oder er scheint über die-
sen Punct so ruhig, als ob er auch nicht die Möglichkeit da-
von dächte. In dem ersten Falle, wie viel Treue und Liebe;
in dem zweiten, wie viel Achtung und Zutrauen beweist der Tad-

ler! Das eine Mal will er lieber sich selbst um dasjenige bringen, was nach gemeiner Denkungsart dem Hofmanne das Höchste und Begehrungswürdigste ist, um die Gnade des Prinzen, als auf dem Charakter desselben einen Flecken dulden, als ihn ruhig eine Handlung begehen lassen, die seinem Glück und seiner Ehre nachtheilig werden könnte. Das andre Mal schätzt er den Prinzen über die Schwachheit gemeiner Seelen erhaben; er setzt ihn, mit voller Zuversicht, unter die Zahl der Edlen, die einem Freunde Dank wissen, der sie aufmerksam auf ihre Schwachheiten macht, weil eben das sie in den Stand setzt, dem Ziele, welches sie unverrückt im Auge haben, der Vortrefflichkeit, näher zu kommen. Kann der Prinz, wenn er einigermaßen nachdenkt, in dem einen oder dem andern dieser Fälle sich beleidiget finden? Kann er dem Furchtsamen die Selbstverläugnung der Liebe; dem Zuversichtlichen die hohe Achtung verübeln, womit ihn dieser den edelgesinntesten, vortrefflichsten Menschen beizählt? Höchstens möchte der Erstere ihm eben darum mißfallen können, weil aus seiner Aengstlichkeit der Verdacht hervorscheint, daß der Prinz mehr eitel als gut sei, mehr die Schmeichelei als die Wahrheit liebe; aber wie der Letztere mit seinem unbefangenen Blick, seinem offnen Zutrauen zu dem Seelenadel des Prinzen, ihn mehr als einen Augenblick verwirren, ihn wirklich aufbringen und beleidigen könne: das ist nur dann begreiflich, wenn man ihn eines solchen Zutrauens für unwürdig, wenigstens seine Beurtheilungsgabe für nicht die feinste erklärt. Er würde sonst einsehen müssen, daß auch der glattzüngigste Schmeichler, mit den ausgesuchtesten Wendungen, ihm unmöglich etwas Feineres, etwas wahrhaft Verbindlicheres sagen könne, als der edelfreimüthige Mann ihm eben dadurch sagt, daß er ihn tadelt.

Nachruhm.

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, Leben.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünschen und Gedanken nur an der nächsten Zukunft; feinere schweifen damit hinaus bis über das Grab. Wenn alles Uebrige aufhört, soll der Nachruhm noch dauern; wenn Alles Trümmer ist, was das Leben gebaut hat, soll die Ehrensäule noch dastehen.

Es hilft nichts, daß man den Ruhmsüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geschichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzücken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms selbst, einen Beweis der Unsterblichkeit und des fortdauernden Zusammenhangs

mit dem Erdenleben; oder er giebt wenigstens, durch die Allmacht der Phantasie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen schlafen, liest Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, möchte man ausrufen: Prophetischer Träumer! wie kannst du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechseln? Sind denn jene schon eins mit den Urtheilen der Zeitgenossen? — Schmeichler, weißt du, sind gerne Lügner; und der größte Schmeichler ist immer der Mensch sich selbst.

Oder achtest du vielleicht der Wahrheit deiner Vorstellungen nicht, und erfreust dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdest du den, der dich vom Wahnsinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit hassen? — Dann bist du der Mittheilung des Geheimnisses unwerth, wie man sich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!

Die Nachwelt ist unparteiisch, unbestechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann Anfangs schwanken; aber bald werden die Weisesten und die Edelsten ihm Festigkeit geben. — Du selbst kannst dein unparteiischer Richter nicht seyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh', und suche dir unter den Mitlebenden einen der Weisesten, Edelsten auf: strebe seiner Freundschaft würdig zu werden; und hast du, in der seligsten Minute deines Daseyns, dies Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offnen, hellsehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unparteiischen, unbestechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar ist er Freund, und Freundschaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber sei wahrhaft ruhmwerth; und meinst du, nicht auch die Nachwelt werde sie haben? Keine volle Unparteilichkeit giebt's einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, strenger Richtermiene naht sich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geschlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden: das Alles ist im Tode dahin; was ihn noch einzig anzieht, ist der Geist und das Herz: denn deren Rechte sind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden: und seine Kälte erwärmt sich, seine Strenge wird milder; er wägt jetzt ängstlich am Tadel, und weniger ängstlich am Lobe: sein Scharfsinn wird erfinderisch an Entschuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will, hat er Flecken übersehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

O, Eure Eitelkeit, Euer Stolz, Ihr Fürsten, den Ihr so ungerne ablegt! Den Durst nach Unsterblichkeit habt Ihr; aber wo ist an Eurer Seite der Freund, dessen strenges Urtheil sie Euch verbürgte?

Sittenwerth.

Laster, die unbedeutenden Privatpersonen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Große Regententugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle strahlen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser andere war ein musterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß, mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornmuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Namen die Nation ihr goldnes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull, sind Namen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: daß dem Einen seine Liebe zum Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können; was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sei, giebt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht mißverstehe, nicht einseitig bloß das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt, wahre große Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaften, Kunstfleiß, Handel, zu einer Höhe, wie noch Keiner seiner Vorgänger, getrieben: äußerst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blick eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordenen Verderbens? — Das unglückliche Beispiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigern Ständen, zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beispiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaftgroßen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre,

ihm ähnlich zu seyn; und da man dies in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, so ward man's um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingerissene Verderben anschwellen könne, das haben ältere und neuere Beispiele nur zu schrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelt, durch drohende Schicksale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaftedler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch Anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch stete kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigne ehrwürdige Beispiel des Fürsten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Scham verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehn der Gesetze schützen müßte, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen; das ehemals durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobei der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoß, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird seinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieses dauere, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch

iese gewiß, und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Krämfen, mit wie gräßlichen Symptomen? erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte und zu eigener Unsittlichkeit verleitete; ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren? sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen und unter lauten Lobgesängen es mit Lorbeer bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorbeer versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypressen in diesen Lorbeer flechten, werden trauern, daß so großen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz so strenge Forderungen an Fürsten, als an andere Menschen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Gesetze zu seyn, in gar keinem Stücke zu Gute kommen? Freilich, einem Cäsar Borgia, einem Karl dem Schlimmen von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürsten schänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es giebt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laster nennt, da man sie nur Schwachheiten nennen sollte; Sünden, worin gerade die fühlendsten Herzen, die feinsten, wohlwollendsten Charaktere, am liebsten verfallen. Schwachheiten dieser Art haben wir mehreren der besten, der gepriesensten Könige zu verzeihen; und warum nicht sie allen Fürsten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerstreuung und

Gemüthsstärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind sie nur im Uebrigen weise, tugendhaft, edel; — ob sie nicht die treusten Gemahle, nicht die beständigsten Liebhaber sind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen so großen Schaden der Nation thun?

Allerdings ist ein Unterschied zwischen Fehlern; allerdings ist der bloße, besonders feinere, Wollüstling in unendlich geringerm Grade verächtlich und hassenswerth, als der Blutsauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinste Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüsse so viele aufnehmen, daß sie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendste Sittenfehler kann durch alle die, die sich nach und nach ihm zugesellen, in die gehässigsten, verderblichsten Laster führen. Wie, wenn die erste zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geist und Witz, die den Prinzen von der gesetzlichen zu der ungesetzlichen Verbindung hinzog, wenn diese so unschuldig, selbst so liebenswürdig scheinende Empfindung ihm eine Gebieterinn gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abschlagen zu dürfen, und die es verstände, alle Anfangs versteckten, aber nach und nach sich entwickelnden Laster ihrer eigenen Seele in die seinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieser Gebieterinn zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Ueppigkeit; wenn die glänzende Versorgung der unechten, vielleicht sehr zahlreichen Nachkommenschaft zu ungeheurer Verschwendung, zu gänzlicher Erschöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauern, nichts weiter übrig bliebe, als sich die ungerechtesten, grausamsten Erpressungen zu gestatten? Wie, wenn die lautesten Ansprüche des Verdienstes überhört, alle die Besten und Edelsten zurück-

gesetzt werden müßten, um Würden, Ehrenstellen, Reichthümer auf die Zweige des oft so dunklen Hauses der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günstling oder Schützling derselben zusammenzuhäufen? Wie, wenn die Rachsucht der Stolzen, die leicht Verachtung sieht, weil sie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die schwache Seele des Prinzen nicht zu widerstehen vermag, die würdigsten Männer des Staats zum Opfer forderte; und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abscheulichkeit, so wie zur kriechendsten Schmeichelei, zur unbedingtesten Unterwerfung, zur freudigsten Erfüllung jedes nur halbgeäußerten verderblichen Wunsches bereit wären? Hätte nicht da der Anfangs nur schwache, in seiner Schwachheit liebenswürdige Fürst sich plötzlich in einen boshaften, tyrannischen, verabscheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daß man es doch niemals vergesse! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinschaftlichen heiligen Bande, dessen leichtsinnige Trennung Gefahr bringt, daß sie sich alle zerstreuen werden. Man löst den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu lassen; aber siehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführerischen Beispiele des Fürsten hingerissen, gleiche Grundsätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Masse allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachsen! Oder sollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals so zärtliche Band der Familien zerrissen, der Friede des Hauses gestört, eben dadurch das Haus verekelt, das Interesse nach

außen verschleppt, von dem Vermögen verschleudert, an den Geschäften versäumt wird? — Ohne des andern unsäglichen Uebels zu erwähnen, wovon das größte die Nachbildung der Jugend nach dem elterlichen Muster ist; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verschleuderung des Vermögens bewirken! Der Ruin selbst ist das geringere Uebel; das unendlich größere ist, daß man, um diesem Ruine auszuweichen und die einmal angefangene Lebensart, sei es aus Geschmack oder aus Nothwendigkeit, fortzusetzen, sich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer bessern Lage, eben wie der Gesunde vor künstlichen Wunden, denen sich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückschaudern würde. Die heiligsten Pflichten scheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtsinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewissenhaftigkeit, wahre Ehre verschwinden; Betrug, Eidbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Lastern selbst hing, hängt jetzt nur noch an dem Mangel der Feinheit, der List, womit man sie hätte verdecken sollen. Also bis dahin, bis zu einer so wilden Gesetzlosigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daß man sich Freiheiten nahm, die für unschuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreißung von abergläubischen Grillen, für edle Erhebung über altväterisches Vorurtheil galten! — Die Laster, wie die Tugenden, sind sich innig verwandt; jedes trägt den Samen der übrigen in sich: und wenn nur eins davon unter dem Volke Wurzel faßt, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauern.

Aber, sagt man vielleicht, muß denn der Fürst, was er sich selbst erlaubt, darum auch Andern gestatten? Ist er nicht Herr, um durch weise Gesetze die Unordnungen einzuschränken und dem Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in seiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über diese Gesetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen soll er verdammen? Soll mit jedem Gesetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande seines Fürsten erkenne? Soll mit seinen Untugenden allein stehen wollen, um ihren Anblick desto auffallender, desto empörender zu machen? — Laster hat immer gern Gesellschaft von Laster; es zieht sich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beispielen Entschuldigung, und fürchtet, durch Unduldsamkeit noch verhaßter, noch verabscheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Gesetze haben, die auf dem Throne selbst und rings um den Thron verlacht und verspottet würden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten sollen, so muß der Fürst selbst ein Edler seyn, der zu jedem seiner Gesetze das Beispiel gebe; so muß das Laster nicht bloß zittern sich ihm zu nähern, es muß auch erröthen; so muß das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegenzureden oder zu knirschen: es muß sich gedrungen fühlen, sein eignes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es schlägt, zu verehren.

Vorsicht.

Theodos der Jüngere, Griechischer Kaiser, bestieg den Thron, als ein Kind von acht Jahren. Die Geschäfte des Reichs verwaltete seine Schwester Pulcheria, eine Dame, deren Geist und Charakter sie dieser hohen Bestimmung würdig machten. —

Als Kind, hatte Theodos die Schriften, die ihm seine Staatsdiener vorlegten, unterzeichnet, ohne nach ihrem Inhalt zu fragen; als Mann, behielt er diese üble Gewohnheit bei. Pulcheria suchte ihn auf die Gefahr, worin ihn seine Sorglosigkeit stürzen könnte, aufmerksam zu machen; aber ihr Warnen blieb fruchtlos, bis sie ihm endlich die Wirklichkeit dieser Gefahr überzeugend vor Augen legte.

Theodos hatte sich, eben auf Anrathen Pulcheriens, mit einer sehr reizenden jungen Griechinn vermählt, die in der Taufe den Namen Athenais gegen den Namen Eudocia verwechselt hatte, und die er mit Leidenschaft liebte. Einst, als Eudocia ihrer Schwägerinn einen Besuch gab, kündigte diese ihr an, daß es ihr nicht erlaubt seyn würde zu ihrem Gemahl zu-

ückzukehren, sondern daß sie bei ihr, als ihrer künftigen Ge-
ieterinn, bleiben müßte. Eudocia, wie man denken kann, hielt
as für Scherz; aber Pulcheria nahm es so sehr im Ernst, daß
ndlich der Kaiser selbst kommen mußte, um seine Gemahlinn zu-
ückzufordern. — „Deine Gemahlinn?“ sagte Pulcheria. „Er-
ennst Du eine Person, die in meinen Diensten und meine Leib-
igene ist, für Deine Gemahlinn? Du hast ja allen Deinen An-
prüchen auf sie entsagt; ich habe ja die Urkunde darüber, von
Dir selbst unterzeichnet, in Händen.“ — „Welche Urkunde?“
ief Theodos. — Und in diesem Augenblick legte ihm Pulcheria
eine eigenhändige Unterschrift einer Schenkungsacte vor, die sie
ie Geschicklichkeit gehabt hatte, unter andere, von ihm zu un-
erzeichnende, Staatsschriften zu mischen. Dieser Kunstgriff that
Wirkung; Theodos sah das Gefährliche seiner Nachlässigkeit ein,
nd gab Pulcherien sein heiliges Wort, künftig vorsichtiger zu
erfahren. —

Ob wohl auch heutiges Tages noch Theodose leben, de-
nen man eine Schwester, wie Pulcheria, wünschen möchte?

Bescheidenheit.

Es ist schön, einen Mann zu erblicken, der, in niedrigerem Stande geboren, von Glücksgütern entblößt, vielleicht durch Schicksale heruntergekommen, dennoch auf Ehre hält, Verachtung und Unterdrückung nicht duldet, sein Antheil an den allgemeinen Menschenrechten behauptet, und ohne thörichten Hochmuth, der für ihn ein unnatürlicher, also größerer Fehler wäre, sich in keiner seiner Handlungen wegwirft.

Es ist noch schöner, einen Edlen zu finden, der durch Geburt oder durch Verdienste emporgehoben, mit Reichthum, mit glänzenden Vorzügen begabt, von allen diesen Vorzügen bescheidenen Gebrauch macht, auf keinen seiner Mitmenschen verachtend herabblickt, keinen durch sein Ansehn beschränkt, und ohne sich wegzuwerfen, welches wieder für ihn ein unnatürlicher, also größerer Fehler wäre, überall, wo nicht besondere Verhältnisse eintreten, sich dem Aermern und Niedrigern gleichsetzt.

Auf unsere Achtung haben Beide, der im Unglück nicht Kleinmüthige, der im Glück nicht Uebermüthige, Anspruch; aber Liebe

rwirbt sich der Letztere, wenn nicht ausschließend, doch mehr. Sie zeigen Beide Gefühl von dem Werthe der Menschheit, und Schätzung der Rechte derselben: und dieses ist uns lieb, wo wir es finden; aber der Eine schätzt diese Rechte in sich selbst, der Andre in uns: und dieser Unterschied ist für das Herz von Bedeutung. So sehr es auch bloße Pflicht ist, seine Vortheile nicht zum Nachtheile Anderer zu gebrauchen, als wozu keine Befugniß sich denken läßt, so nimmt man doch nur zu gern, wegen der Seltenheit einer so bescheidenen und gemäßigten Denkungsart, die Erfüllung dieser Pflicht für Verdienst.

An Personen des höchsten Standes, an Fürsten, ist Bescheidenheit um so liebenswürdiger, je erhabener ihre Vorzüge sind, und um so schätzbarer, je weniger man Mittel hätte, sie beim Mißbrauch dieser Vorzüge in Schranken zu halten. Einmal ist ihr Ansehn jedermann heilig: dem Einfältigen, weil er es fürchtet; dem Klugen, weil er es achtet. Und wenn also Fürsten vergessen, daß nicht sie allein an die Menschen Forderungen haben, sondern auch die Menschen an sie; wenn sie sich Freiheiten erlauben, die gewiß kein Huldigungseid ihnen gab, weil zum Ertragen von Beleidigungen und Unarten keine Verpflichtung Statt finden kann; wenn sie, zum Beispiel, Höflichkeitsbezeugungen mit kaltem oder verachtendem oder gar keinem Blicke erwiedern; unbekümmert um Vergnügen, Bequemlichkeit, Gesundheit der Mitmenschen, nichts als ihr eignes Gelüste zu Rathe ziehen; durch volkreiche Straßen mit einer Wildheit sprengen oder jagen, daß Kind und Greis nicht wissen, wie sie sich retten sollen; zahlreiche Versammlungen, mitten in der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ein Werk der Kunst, durch das Geräusch ihrer verspäteten Ankunft, durch Gespräch und

Gelächter, ohne Scheu unterbrechen; kalt und stolz über Männer hinsehen, denen ihr Verdienst gerechte Ansprüche auf ihre Hochachtung, vielleicht auf ihre Dankbarkeit giebt; Personen, die in nichts ihnen zu nahe traten, mit Gebehrden, wohl gar mit Spottreden necken, und was der ähnlichen, vielleicht noch größern, Unarten mehr sind: wie soll man da die Fehler in ihrer Erziehung gut machen und ihren Sittenmangel verbessern? wie sie von ihren ungebührlichen Anmaßungen, und den überspannten oder vielmehr völlig falschen Begriffen von ihrer Hoheit, bis zur billigen, bis zur schuldigen Achtung gegen ihre Mitmenschen herunterstimmen? — Man sage nur nicht, daß zu unsern Zeiten Aufklärung und Sittenverfeinerung solche Spuren ehemaliger Barbarei längst vertilgt haben; das Wahre möchte nur seyn, daß sie diese Spuren längst vertilgt haben sollten.

Indessen, wo er sich zeigt, so ein Prinz, der sich des hellern gebildetern Zeitalters würdig beträgt; der bei allem Bewußtseyn seiner eigenen Rechte nicht vergißt, daß auch andre Menschen die ihrigen haben, und daß kein feiner, geschweige denn ein edler Mann diese Rechte muß verkennen, oder beeinträchtigen wollen: — er wird ein Gegenstand allgemeiner Liebe, allgemeiner Verehrung; er verliert an seiner Hoheit durch die freiwillige Beschränkung, die er ihr giebt, so wenig, daß er vielmehr unendlich an ihr gewinnt. Und, in der That! wenn Verstand und Güte, die sich beide in Bescheidenheit vereinigen, herabwürdigen sollten, so müßten Rohheit und Fühllosigkeit, die im Begriff der Barbarei zusammentreffen, erheben und verherrlichen können. Aber Barbarei, wo sie nicht Verachtung oder Mitleiden erweckt, da kann sie nur Grauen und Abscheu erwecken;

ewunderung, Hochachtung, Verehrung mischen sich nie, so we- g als Liebe, in ihr Gefolge.

Die schönste Wirkung thut Bescheidenheit an einem aufblü- nden fürstlichen Jüngling: nicht, weil überhaupt der Reiz der igend jeden Ausdruck von Güte anziehender und einnehmen- r macht, oder weil gerade diesem Alter, wo der Mensch noch wenig ist und Alles erst werden soll, Bescheidenheit so vor- glich ziemt, oder weil wir den Verstand und die Mäßigung, sich in dieser Tugend ankündigen, eher vom reifern als vom gendlichen Alter erwartet hätten; sondern vor Allem: weil r dabei in die Zukunft so erfreuliche Blicke werfen; weil wir theilen, daß der mit so hohen Rechten geborne und mit die- n Rechten so wenig sich brüstende Jüngling schon den Werth s Verdienstes kennen muß, und daß er, unzufrieden mit Vor- gen, die ihm ein blindes Schicksal zuwarf, alle seine Kräfte fbieten wird, sich wesentlichere, höhere Vorzüge zu erringen. - Wenn er bei Hoffesten, so gerne und doch so blöde, sich n großen verdienstvollen Männern naht, die ihr Vaterland id ihr Zeitalter verherrlichet haben; wenn er durch aufmerk- mes stilles Zuhören bei ihren Reden, durch schamhafte Verle- nheit bei ihren Ehrfurchtsbezeugungen, durch jeden ihm mögli- en Ausdruck seiner innigen Achtung, das Mißverhältniß scheint t machen zu wollen, daß Greise sich vor einem Jünglinge beu- n, und diejenigen Ehrfurcht beweisen, die mit so vielem Rechte hrfurcht zu fordern hätten: welche große, herzerhebende Hoff- ngen muß das geben! — Dieser Jüngling, sagen wir dann ns selbst, wird seiner Hoheit nicht eher froh werden können, s bis er gestrebt hat, ihrer würdig zu seyn; er wird das Ver- enst, das er so sehr in Andern ehrt, in sich selbst hinüber-

pflanzen, wird das Vergnügen der Menschheit, der Stolz seines Vaterlandes, die Liebe und die Bewunderung der Nachwelt werden. Und wenn dann noch Entfernung von allen eitlen Vergnügungen hinzukömmt, Widerwille gegen Alles, was Pracht heißt, was Aufsehn macht, edle Gleichsetzung in jedem Verhältniß, wo nicht der Prinz unter Unterthanen, wo nur der Mensch unter Mitmenschen erscheint, hohe Achtung für das Urtheil aller Guten und Edlen, und was mit dieser Achtung verbunden ist, Fleiß, Anständigkeit, Ordnung, untadelhafte Sittenreinheit — —

Doch genug dieser Züge! Das Gemälde will Bildniß werden; und Schmeichelei sei, bis auf den schwächsten Schimmer von diesen Blättern entfernt! Lieber in's Innere des Herzens die Freude zurückgerufen, daß ein so schöner Fürsten-Charakter nicht Traum blieb; daß alle Welt Zeuge ist, wie trefflich, als Mann, Einer der Gekrönten Europens seinem Volke Wort hält, dem er, als Jüngling, durch seinen Ernst, seine stille Bescheidenheit, seine fast beispiellose Sitteneinfalt, so gerechte Erwartungen gab!

Rache.

Die schönste Antwort auf Verläumdungen ist, daß man sie illschweigend verachtet. Aber um diese Antwort zu geben, uß in der eignen Seele des Verläumdeten und in den Seelen iner Mitbürger der Werth desselben so anerkannt seyn, als es i Athen der Werth eines Sokrates war. Ein solcher Edler arf sich dann nur ruhig vor dem Volke hinstellen, und sein loßer Anblick wird seine Schutzrede; der Spötter, statt daß er hn sollte zu Schanden machen, wird selbst zu Schanden.

Scipio der Afrikaner ward, auf Anstiften des ältern Cato, on den Tribunen des Volks vor Gericht gefordert. Er sollte Rechnung von dem aus Asien mitgebrachten Raube ablegen, und ich wegen der Summen verantworten, womit Antiochus den Frieden von ihm erkauft haben sollte. Zufälliger Weise war der Tag, der zur Entscheidung der Sache angesetzt war, gerade ein Jahrestag der großen Hauptschlacht bei Zama. Scipio, den Gesetzen gehorsam, erschien, und hielt seine Rechnungen in der Hand; aber kaum hatte er sie dem Volke nur gezeigt, so riß r sie mit Verachtung in Stücken. „Was stehen wir, rief er, und verderben hier mit unnützen Händeln die Zeit? An die-

sem Tage ist Hannibal geschlagen und Karthago gedemüthiget worden. Mir nach, Ihr Römer! Dort auf dem Capitol erwarten die Götter unsern Dank und unsere Gelübde." — Mit diesen Worten stand, vor den Augen aller Mitbürger, das Verdienst des Mannes in voller Herrlichkeit da; die Anklage gegen ihn erschien als der schwärzeste Undank, als die sträflichste Bosheit; das ganze Forum, die Lictoren selbst, strömten hinter dem Helden her, und das Gericht hatte ein Ende. Einen so schönen, glorreichen Triumph hatte nie ein Römer gefeiert. —

Dieses kalte ruhige Nichtachten der Verläumdung, das schon bei dem unbedeutenden Privatmanne, wie Sokrates, oder bei dem zwar großen, aber doch abhängigen Bürger, wie Scipio, eine so schöne Wirkung thut, thut diese Wirkung gedoppelt bei einem Fürsten, dem es nur Ein Wort, Einen Wink kosten würde, um seinen Feind zu vernichten. Wir bewundern hier, außer dem edlen stillen Selbstbewußtseyn, noch die großmüthige Entfernung von aller Rachgier; wir ehren diese Richtigkeit des Verstandes, lieben diese Milde der Denkart, womit der Fürst die Verachtung, die immer so sicher dem Verläumder folgt, seine ganze Strafe seyn läßt. — Theodos der Große durfte, um seine Rache zu kühlen, nicht einmal ein Rachgieriger scheinen; das Gesetz bestand, welches Jeden, der sich an der Majestät des Kaisers vergreifen würde, mit dem Tode bedrohte, und so durfte er Ankläger und Richter nur machen lassen, ohne sich persönlich hineinzumischen; aber gut und groß, wie er war, gab er die schöne Verordnung: daß man hämische Angriffe auf seine Person, sie möchten nun Leichtsinn oder Einfalt oder Bosheit zum Grunde haben, keiner Aufmerksamkeit würdigen sollte. „Denn Leichtsinn, sagte er, verdient sonst nichts, als verachtet; Einfalt

rdient bemitleidet zu werden, und ohnmächtiger Bosheit muß
an verzeihen können." —

Bei verdientem gerechten Tadel wird Verachtung, wenn sie
icht bloß scheinbar ist, ganz das Gegentheil von dem, was sie
ei Verläumdungen war; sie wird aus Ehre zur Schande. Sie
ndigt uns hier ein abgestumpftes, erstorbenes Ehrgefühl, eine
Seele ohne Scham, und also nicht allein ohne Tugend, sondern
uch ohne den Keim von Tugend; kurz, einen Charakter an,
er mehr als Unwillen und Haß, der zugleich jene äußerstwi-
rige Empfindung erregt, die man den sittlichen Ekel nennen
öchte. Einen solchen Charakter sich auf dem Throne zu den-
n, macht schaudern. Wo noch irgend Anlage zur Tugend
yn soll, da muß ein gerechter Tadel die Seele schmerzen, und
uß es um desto mehr, je wichtiger und bedeutender die Feh-
r sind, die er unsern Mitmenschen aufdeckt. Nur ist es frei-
ch eine ganz falsche Wirkung dieses Schmerzens, wenn es uns
ehr zur Rache und zur Verfolgung, als zu dem Bestreben,
nsere Fehler zu verbessern und sie in die entgegengesetzten Tu-
enden zu verwandeln, antreibt. Jene Empfindungen zu er-
icken, sollte uns nicht bloß die Weisheit, sollte uns schon die
lugheit lehren; denn sich ihnen überlassen, heißt, den Tadel
estätigen, der sonst vielleicht für eine boshafte Erdichtung ge-
olten hätte. Aus einer zu großen Empfindlichkeit gegen Vor-
ürfe schließt man eben so gerne auf Schuld, als aus ihrer
thigen Verachtung auf Unschuld. Und gesetzt, die Richtig-
it des Tadels wäre zu offenbar, um abgeläugnet zu werden;
elche Wirkung, glaubt man, wird die Befriedigung unserer
achgier wohl eher haben; die: daß sie das Andenken an un-
re Fehler vertilgt, oder daß sie es den Gemüthern noch tiefer

einprägt? daß sie das Verzeichniß unserer Untugenden abkürzt, oder daß sie es um eine neue, vielleicht größere, verlängert?

Fürsten haben noch einen Bewegungsgrund mehr, warum sie sich der Rache enthalten müssen; diesen: daß für sie die Rache zu leicht ist. Der Geringere, wenn er seinem Beleidiger unter die Augen tritt, zeigt denn doch wenigstens Muth, und Muth gilt für Tugend; aber was für Muth gehört bei einem Fürsten dazu, mit dem Gewicht seiner Macht über einen Ohnmächtigen herzustürzen, dem jedes Mittel, ihm zu widerstehen, versagt ist? Mag er, wenn er das anders kann und es ihm der Mühe werth scheint, Witz mit Witz, Spott mit Spott; aber nie muß er Reden mit Thaten, nie freimüthige Wahrheit mit Ketten und mit Banden erwiedern. Die einzige Rache, die seiner Größe ansteht, und die den schönen Vortheil gewährt, einen Schleier über alle seine Fehler zu werfen, ist die, welche jener Papst wollte genommen wissen, da er, nach Lesung einer bittern Schmähschrift gegen den Römischen Hof, zu den Inquisitoren sagte: „Das ist ein verwegner Mensch, dieser Verfasser! Wir müssen uns an ihm rächen und ihn öffentlich zum Lügner machen. Wir müssen uns bessern."

Die weiteste Abweichung von der Gesinnung eines Theodos, und also zugleich von Ehre und Edelmuth ist, wenn ein Fürst, nicht zufrieden, offenbar gewordene Feinde seiner Ehre zu züchtigen, auf Entdeckung geheimer, versteckter Feinde ausgeht; wenn er Späher, Auflaurer, Horcher in Dienst nimmt die an allen öffentlichen Oertern, oft auch in Kammern und Winkeln lauschen müssen, ob sich nicht irgend ein Verächter seiner Person, ein Tadler seiner Handlungen findet. Offenbar können es nur die kleinsten, schwächsten Seelen seyn, die sich

u so niedrigen Maaßregeln, zu so ehrlosen Kunstgriffen her=
interlassen. Der edle Mann, je inniger er seiner Güte und
eines Werths sich bewußt ist, desto unbekümmerter ist er um
remdes Urtheil; der tapfre Mann, je kraftvoller und je mu=
higer er sich fühlt, desto weniger forscht er mit Aengstlichkeit
nach Gefahren; der kluge Mann, je lieber er seinen guten Na=
nen und seine Ruhe hat, desto minder sucht er zu reizen und
u erbittern. Aber was könnte wohl mehr erbittern, als wenn
nan überall, wohin man tritt, sich mit Schlingen und Fall=
tricken umgeben findet; wenn man in jeder Gesellschaft, oft auch
n engern, gewähltern Kreisen, ja wohl gar bis in's Innere sei=
ier Gemächer, sich belauscht, beobachtet, verrathen merkt; wenn
nan alles Zutrauen, vielleicht auch zu den nächsten Anverwand=
en, zu den ehemaligen besten Freunden aufgeben soll? Ein trau=
igers, ängstlichers, und also empörenders Leben läßt sich nicht
enken, als in Rom das Leben unter einem Tiber war.

Und wenn er nun recht glücklich in seinen Bemühungen ist,
ieser argwöhnische Späher, so daß er der kränkenden, beklem=
nenden, oft wohl nur boshaft erdachten Entdeckungen zu gan=
en Tausenden macht: was soll denn der Erfolg, der endliche
Nutzen dieser Entdeckungen werden? Will er Gericht halten
assen, um an den Unglücklichen Rache zu nehmen, und sie an
Freiheit, Ehre, Gütern, Leben zu strafen? Oder will er sich
n aller Stille vor seinen Feinden verwahren, und über Mit=
el nachgrübeln, wodurch er die Gefahr, die er in ihrer Ge=
innung erblickt, von sich abwenden kann? — Wie verhaßt
ird ihn in dem einen Falle seine tyrannische Grausamkeit; wie
nglücklich in dem andern seine stete Furcht und Bangigkeit ma=
hen! — Oder will er vielleicht keines von beidem, sondern bloß

das süße Vergnügen schmecken, auf seine eigene Hand sich recht innig zu ärgern, und aus voller Kraft der Seele, aber ganz im Verborgenen, zu hassen?

Da dies Letztere, wie es scheint, ein nicht denkbarer, ein unmöglicher Zweck ist, so darf man es wohl sicher für Lüge nehmen, daß neben einander wohnende, verwandte Fürstenhäuser sich, eines im andern, unter Dienern und Tafelgästen geheime Auflaurer halten sollen, die nicht allein Urtheile, Einfälle, Lächerlichkeiten — wovon die letztern, wie man sagt, immer das Willkommenste und Gesuchteste sind — sondern ganz vorzüglich alle auf sie selbst Bezug habende Reden, alle gehässigen oder spöttischen Bemerkungen über ihre Personen und Handlungen, sich merken und ihnen zutragen müssen. Zum Ausbruche des Zorns, außer etwa in verdeckten Ausfällen und entfernten Anspielungen, würd' es unter solchen Häusern doch schwerlich kommen; und so wäre der ganze Gewinn: daß man immer Stoff zu Verdruß und übler Laune in Vorrath hielte, sich mit jeder Zwischenträgerei immer herzlicher feind würde, und nebenher seine ganze Sittlichkeit von Grund aus zerstörte, indem bei aller geheimen Wuth das Schmeicheln und Loben, das Umarmen und Gefälligkeiten-Erweisen doch seinen Gang gehen würde. — Dieselbe Verläumdung, die zur Unterhaltung der Leichtgläubigen dieses Mährchen erfand, hat denn auch noch hinzugesetzt: daß Familientafeln, wie man sie an Höfen nennt, oft nur deßwegen so langweilig, gesprächarm und freudenlos seyn sollen, weil Alles gegen einander durch Schleicher und Ohrenbläser bitter verhetzt ist, und Jeder Jeden, trotz aller erkünstelten Freundlichkeit, auf das vollkommenste haßt, fürchtet, verabscheut.

Sicherheit.

Nur zu oft mochten Fürsten, in dieser letzten aufrührerischen Zeit des Jahrhunderts, für sich selbst oder für ihre Kinder zittern. Jenes schwarze Gewitter im Westen, mochten sie sagen, hat sich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, sich auch über den Rheinstrom zu wälzen? Der verderblichen Dünste, die es nähren können, giebt es auch hier; und wie, wenn es näher zöge, um mit aller seiner Wuth auch über den vaterländischen Fluren zu donnern?

Das Rathsamste bei dieser schrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daß man nicht zu sorglos im gegenwärtigen Sonnenstrahl spielte, sondern dem fürchterlichen Phänomen, um es von seinem Horizont entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegenwirkte, die dem Menschen in der sittlichen Natur so viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Daß es mit diesem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weise Mittel und mit ausdauerndem Ernste geschieht, das scheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, standhaft, bieder, treu, muß es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürsten weit weniger Sorge, als die meisten übrigen Völker, machen. Es hat von seiner Anhänglichkeit an gerechte, menschenliebende Herrscher die sprechendsten, rührendsten Beweise gegeben; aber am Ende freilich hat auch das tau-

benartigste Geschöpf seine Galle, und zu sehr oder zu lange gereizt, geängstigt, gemartert, braucht es, instinctmäßig, alle ihm verliehene Kraft, um sich der Angst und der Qual zu entladen.

Wie schon hieraus erhellt, so wäre kein Mittel, sich zu sichern, gewagter und also sinnloser, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmal so kurz faßte, als möglich. Eben dieser ängstliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das sonst gutmüthige Volk über alle Schranken hinausrisse, und den unweisen Führer von seinem Sitz herab unter die Räder seines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag sich bis zu dumpfem Sclavensinne erniedrigen lassen; mit einem schon aufgeklärtern, zum Nachdenken erwachten, wird so ein Versuch schwerlich glücken.

Gleich unweise, und bei grausamen Mitteln gewiß auch gleich gewagt, würde das Bemühen seyn, der Aufklärung selbst entgegenzuarbeiten, und dadurch daß man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle setzte, dem Sclavensinne den Weg zu bahnen. Wer einmal von den Phantomen, womit die Menschheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verschmäht es auf immer, sie wieder anzunehmen; ihm sie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harnisch zu jagen und zu erbittern. Herrscher, die zu unsern Zeiten sich für höhere, von Gott geheiligte Wesen gäben, und in dieser Eigenschaft blinde Verehrung, blinden Gehorsam verlangten, würden ihren Zweck so ganz verfehlen, daß sie nur verhaßter und verächtlicher würden.

Also auf diesem Wege, daß man den Zustand des Volks oder selbst das Volk verschlechtert, scheint das Ziel, nach dem

man strebt, nicht erreichbar. Und so schlage man denn lieber den andern bessern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, sondern auf trockner lichter Höhe liegt, und wo man sich weder zu fürchten hat, daß man versinken, noch, wenn man glücklich hindurchkömmt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundsätze und die Verfahrungsweise, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und sehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läßt sich nichts von Verschlechterung erwarten: so versuche man es mit Verbesserung; will die einmal angebrannte Fackel sich nicht wieder auslöschen lassen: so trage man sie mit eigener Hand dem Volke vor; steht der Thron auf Furcht und auf Elend nicht sicher: so stelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt, — vielleicht, daß er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn sie ihrem angestammten Herrscher den Gehorsam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen sie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bei aller Freiheit elende Wilde umherschweiften? Wollen sie wieder die Eichel zu ihrer Kost machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache schöpfen? Oder wollen sie Völker bleiben, und also in Gesellschaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn sie, wie Niemand zweifelt, dieses Letztere wollen: so müssen sie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Gesetzen Folge zu leisten, nur weisen und milden Gesetzen; gemeinschaftlich Lasten zu tragen, nur mäßige, nicht erdrückende Lasten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile gesellschaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freiheit des Wilden wünschte: das hieße, sich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die ersehnte Verbesserung des Zustandes biete sich freiwillig dar; der kluge, gute Führer, dem man zu folgen wünscht, sei in der eignen Person des Fürsten vorhanden; die mildere Gesetzgebung, die Erleichterung der Lasten, nach der man strebt, sei von seiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparsamkeit, Staatswirthschaft zu hoffen: ist es denkbar, daß ein Volk nicht lieber in Ruhe diese Wohlthaten sollte entgegennehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf sie erringen wollen? daß es den eben hervorbrechenden schönen Frühling mit allen seinen Lieblichkeiten verachten, und schlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde bestehen sollte? Ohne vorhergehendes, wüstes, finsteres Chaos giebt es solcher Schöpfungen nicht; alle Elemente des aufgelösten Staats würden erst in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angst zu erwarten stehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brausenden Masse nach langem Kampf sich entwickeln möchte. Möglich immer, daß es ein besserer, aber auch eben so möglich, daß es ein schlechterer wäre, als der zerstörte. Und auf diese Gefahr hin sollte ein Volk es wagen, und den ganzen langen, oft so unseligen Zeitraum zwischen Umsturz der alten und Feststellung der neuen Verfassung durchleben wollen? sollte mitten in der schönsten Hoffnung, die ein weiser guter Fürst ihm giebt, Entschließungen fassen, wie sie nur die äußerste Noth, nur die wildeste Verzweiflung entschuldigt? — Mag eine so traurige Hirnepidemie unter Völkern auch möglich seyn; unter dem unsrigen, das einen so gemäßigten Himmel und einen so ruhigen Puls hat, ist sie gewiß wenig wahrscheinlich.

Versuche es nur der Prinz, der mitten unter den jetzigen

Stürmen seine Nächte ruhig durchschlafen möchte — ruhig, nicht wegen der Raserein fremder Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Gesinnung des eignen — versuche er's, sich wahrhaft weise und gut, und mit dieser Weisheit und Güte unablässig thätig zu zeigen; kenne er durchaus keinen Unterschied zwischen seinem eignen persönlichen, und zwischen dem Vortheile des Volks; suche er jeden gerechten Wunsch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzustellen; erleichtere er durch Beschränkung der eigenen Ausgaben, durch besser berechnete Staatswirthschaft, durch sorgfältige Aufmerksamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle, den Unterthanen die Last; verleihe er, ohne Ansehn der Person, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und sei er selbst von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menschheit unwürdige Fessel, und gönne allen die volle Freiheit, welche die Freiheit der Uebrigen zuläßt; befehle er nie ohne Gründe, und nie ohne wahre, einleuchtende, vom eignen Besten des Volks entlehnte Gründe; treffe er Anstalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu sichern; und um Alles zusammenzufassen, zeige er in jeder seiner Handlungen, Gemeinsinn, Bürgersinn, Vatersinn: er wird inne werden, daß, je länger er dieses Weges fortgeht, desto mehr ihn alle Unruhe verläßt; daß, je würdiger er sich des Vertrauens vom Volke macht, desto mehr sein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudere er nicht, bis sich schon die ersten Spuren anhebender Gährung zeigen und seine Tugend das Ansehn von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung ist gefahrvoller, als Haß: freie, edle, großmüthige Wirkungen seines Geistes und Herzens müssen alle jene Wohlthaten scheinen; und dann laß

immer, nahe an seinen Gränzen, furchtbare Gewitter toben! Ueber diese Gränzen hinüber zieht keines; sein eigener Thron wird von keinem Donner erschüttert, sein eigenes Scepter durch keinen Blitzstrahl ihm aus der Hand geschlagen. Wenn schon jedem Verdienste geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt, so muß einem so großen fürstlichen Verdienste unausbleiblich Verehrung, tiefe, dankbare Verehrung folgen.

Soll diese Verehrung höher steigen, so daß sie Anbetung werde — und das wird sie, wenn sie sich innig mit Liebe mischt —, so verbinde der Fürst mit jenen ersten, wesentlichsten Regententugenden noch die: daß er gegen Alle, auch die Niedrigsten im Volke, Zuneigung und Achtung beweise; daß er den Zutritt zu sich Jedem offen lasse, den Natur oder Wichtigkeit seines Anliegens zur eigenen Person des Fürsten hinführt; daß, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, sondern mit Güte; wenn er sie abschlägt, es nicht mit Härte, sondern mit Bedauern geschehe; daß er Liebesbeweise des Volks freudigdankbar erwiedere, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch seine Gegenwart zu belästigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erscheine. Ein Fürst von anerkanntem hohen Verdienst, der so den Fürsten verbirgt, und sich so ganz nur als Mensch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menschen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgiebt die Sicherheit eines Gottes.

Junge Prinzen, die Ihr zu Regenten bestimmt seid! Ihr habt nach Westen gesehen und Ihr habt zittern gelernt. Sehet nach Nordosten, und lernet aufhören zu zittern!

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

LG
E576W
Bd.1-3

Engel, F
Schriften

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 30 20 02 004 0